This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

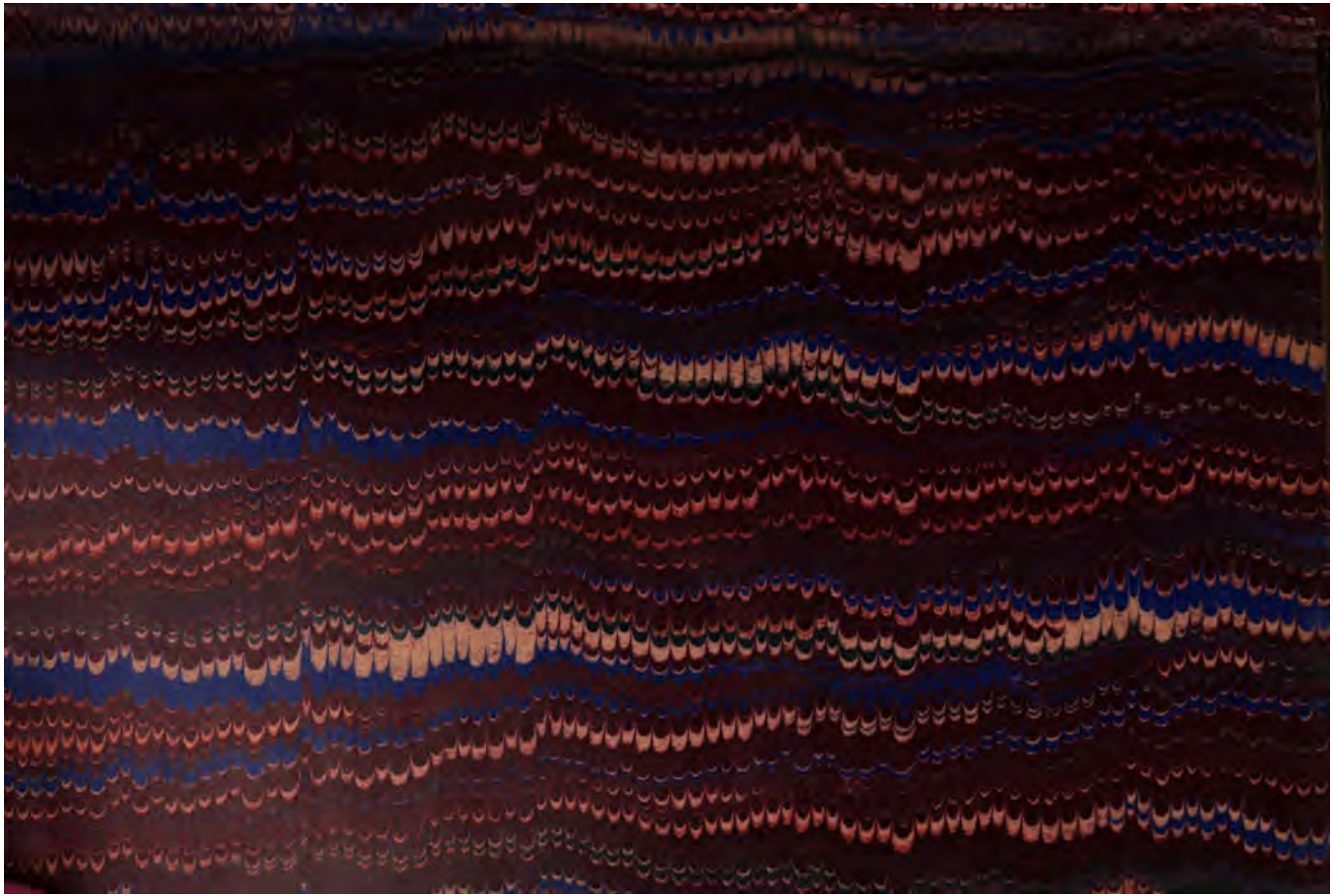
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

85 : 19



Die zweite Frau.

Die zweite Frau.

Roman in zwei Bänden

von

E. Marlitt.

Erſter Band.

Leipzig.
Verlag von Ernſt Keil.
1874.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 NOV. 1933
OF OXFORD

1.

Ueber dem Teich, hoch im blauen Frühlingshimmel, hing lange und unbeweglich ein dunkler Punkt. Das blanke Gewässer wimmelte von Fischen; es lag immer so einsam und wehrlos da, und die alten, nahe an seinen Spiegel gerückten Baumriesen konnten auch nicht helfen, wenn der graugefiederte Dieb, jäh aus den Lüften herabstürzend, nach Herzensluſt das silberschuppige Leben im Wasser würgte. Heute nun traute er sich nicht herab, denn es waren Menschen da, große und kleine, und die kleinen schrieen und jubelten so ungeberdig und warfen im kindischen Vermessen ihre bunten Bälle nach ihm; rastende Pferde wieherten und stampften das Ufergeröll, und durch die Baumwipfel quollen Rauchwolken und fuhren mit zuckenden Armen gen Himmel. Menschenlärm und Rauch — das war nichts für den heimtückisch hereinbrechenden

Räuber, nichts für den Segler des kryſtallenen Aethers; mißmuthig zog der Reiher immer weitere Kreiſe und verſchwand zuletzt unter einem gellenden Kinderhurrah ſo ſpurlos, als ſei ſein gewichtiger Körper zerblaſen und zerſtoben.

Am linken Ufer des Teiches lag ein Fiſcherdörfchen — acht zerſtreut umherſtehende Häuſer, beſchattet von vielhundertjährigen Linden, und ſo niedrig, daß die Strohdächer gerade zwiſchen den unteren Baumäſten auftauchten. Mit ihren Hamen und Netzen an den Wänden, den ſchmalen Holzbänkchen neben der Thür, und an der Südſeite flankirt von Weißdorn und Heckenroſen, hoben ſie ſich zierlich vom weißen Uferrande. An wuchtige oſtfrieſiſche Fiſchergeſtalten durfte man dabei freilich nicht denken; auch war es gut, daß der ungeheure Park mit ſeinen beträchtlichen Waldſtrecken die dahinter liegende Reſidenz vollkommen verdeckte — man glaubte an ländliches Leben und Treiben, bis eine der ſchmalen Hausthüren aufging.

Hätte der deutſche Fürſt gewußt, daß das harmloſe Klein-Trianon der glänzenden Königin von Frankreich ſchließlich den Kopf koſten ſollte, ſo wäre das Fiſcherdörfchen ſicher nie gebaut worden; aber er war nicht prophetiſchen Geiſtes geweſen, und ſo

ſtand die anmuthige Nachbildung ſeit beinahe hundert Jahren am Parkteich — die primitivſte Idylle von außen, und im Innern das verwöhnteſte Menſchenkind umſchmeichelnd. Der Fuß, an dem der Uferkies hing, trat direct auf ſchwellende Teppiche; dicke Seidenſtoffe glänzten auf den Polſtermöbeln und drapirten die Wände, da und dort unter breiten Spiegelflächen verſchwindend. Wenn draußen auch bis zur glücklichen Täuſchung mit Armuth und Einfachheit coquettirt wurde, an weißgeſcheuerten Tiſchen konnte man doch nicht eſſen, noch weniger aber auf harten Holzbänken vom ſüßen Spiel ausruhen.

Das Fürſtenhaus, deſſen einem Sproß das Fiſcherdörfchen ſein Daſein verdankte, hielt ſeit alten Zeiten feſt an dem Brauch, nach welchem jeder Thronerbe in ſeinem achten Lebensjahre eine Linde pflanzen mußte. Der Wieſengrund am linken Teichufer, das Maienfeſt genannt, war ſo zu einer hiſtoriſchen Merkwürdigkeit, zu einer Art Ahnentafel geworden. Selten war wohl einer der gefürſteten Bäume eingegangen — das Maienfeſt hatte wahre Prachtexemplare aufzuweiſen; uralte Recken im eisgrauen Panzer, hielten ſie den mächtigen grünen Schild himmelſtürmend empor und ſchützten die Nachgekommenen und die Schwächlinge, denn die waren

auch da, trotz der empfangenen Weihe — die Natur läßt sich eben kein Wappen aufnöthigen.

Heute, im Monat Mai, war der wichtige Act für den Erbprinzen Friedrich gekommen. Selbstverständlich feierten der Hof und die loyale Residenz den Tag in der durch das alte Hausgesetz vorgeschriebenen Weise. Sämmtliche Kinder der Hoffähigen waren eingeladen; die minder Glücklichen aber, die über keine fünf- und siebenzinkige Krone zu verfügen hatten, fuhren mit ihren Eltern hinaus, zuzusehen, wie ein wirklicher Prinz den Spaten handhabe. Hinter der Wagenburg trieb sich eine Menge Volks auf Weg und Steg herum, und die wilde Jugend hockte auf den Bäumen, unbestritten den vortheilhaftesten Observationsposten.

Das Fest war auch ein zwiefaches. Vor achtzehn Monaten war der Vater des Erbprinzen, der Landesherr, gestorben, und mit dem heutigen Tage erst hatte die schöne Herzogin-Wittwe die ungewöhnlich lange festgehaltene tiefe Trauer abgelegt.

Dort stand sie, neben dem bereits gepflanzten Lindenstämmchen. Nicht einen Augenblick blieb man im Zweifel, daß sie die Höchstgebietende sei. Sie war schneeweiß gekleidet; nur im Gürtel hing ihr eine blasse Heckenrose, und von dem rothen Futter des kleinen

Sonnenschirms, mit welchem sie das unbedeckte Haupt beschattete, fiel ein leichter Rosaschein über das Gesicht, über ein feines, sehr kurzes Näschen und üppig geschwungene, wenn auch nur schwach gefärbte Lippen. Die auffallend unregelmäßigen Linien unter mähnenartig sich aufbäumendem schwarzen Haar, der Schatten, der sich zart bläulich um die Augen legte, und jener wachsweiße, unbelebte Teint, bei welchem wir gleichwohl unwillkürlich an große innere Leidenschaftlichkeit denken müssen, verliehen dem Gesicht den Typus der spanischen Creolin, wenn auch sicher nicht ein Tropfen Blutes jener Race durch die Adern der deutschen Fürstin lief.

Sie verfolgte den kreisenden Reiher mit derselben Aufmerksamkeit, wie die Kinderschaar, die bei seinem Verschwinden in das jubelnde Hurrah ausbrach.

„Du hast wieder nicht mitgeschrieen, Gabriel," sagte zornig ein kleiner Knabe zu einem größeren, neben ihm stehenden, dessen einfacher, weißer Leinenanzug inmitten der elegant gekleideten Kinder seltsam auffiel.

Der Angeredete schwieg und seine Augen suchten den Boden; das versetzte den Kleinen in Wuth.

„Schämst Du Dich denn gar nicht vor den Anderen, elender Junge? . . . Auf der Stelle schreist Du

Hurrah! Wir rufen auch mit!“ befahl und ermuthigte er zugleich.

Der weißgekleidete Knabe wandte angſtvoll das Geſicht weg. Er machte Miene, ſeinen Platz zu verlaſſen — da hob der Kleine blitzſchnell ſeine Gerte und ſchlug ihn in das Geſicht.

Die Kinder ſtoben auseinander — einen Augenblick ſtand die kleine zornbebende Geſtalt allein — ein ideal-ſchönes Kind in elegantem grünem Sammetanzuge, mit prächtigen braunen Locken, ein Bild der Kraft und Vornehmheit; der Erbprinz und ſein Bruder ſammt ihrem kindlichen Gefolge konnten ſich mit ihm nicht meſſen.

Seine Erzieherin kam bleich und erſchrocken herbei, aber ſchon hatte die Herzogin die kleine geballte Hand ergriffen.

„Das war nicht hübſch, Leo,“ ſagte ſie; allein in ihrer Stimme klang kein ſtrafendes Zürnen mit, weit eher eine tiefe Zärtlichkeit.

Der Kleine riß ſeine Hand ungeſtüm aus den ſammetweichen, ſchmeichelnden Fingern; mit einem ſcheuen Seitenblicke nach dem Gezüchtigten, der ſich eben entfernte, drehte er ſich auf dem Abſatze herum. „Ach was,“ grollte er, „es geſchieht ihm ganz recht!

Papa kann ihn auch nicht leiden — er ſagt immer: ‚Dieſe Memme erſchreckt vor ihrer eigenen Stimme.‘“

„Wohl, mein kleiner Trotzkopf; weshalb aber beſtehſt Du dann darauf, daß dieſer Gabriel Dich ſtets begleite?“ fragte lächelnd die Herzogin.

„Weil — nun, weil ich's eben ſo haben will.“

Mit dieſen trotzigen Worten warf er ſeinen Lockenkopf zurück, wandte der Geſellſchaft den Rücken, als exiſtire ſie nicht, und verſchwand hinter einem der Häuſer. Auf weitem Umwege ſuchte er die dickſtämmige Linde zu erreichen, hinter welche ſich der Geſchlagene zurückgezogen hatte.

Einſam lehnte die weiße Geſtalt an dem Baume. Es war ein Knabe von vielleicht dreizehn Jahren, ein tiefmelancholiſches Geſicht über feingebauten, geſchmeidigen, aber wenig muskelſtarken Gliedern. Er hatte ſein Taſchentuch in das Teichwaſſer getaucht und drückte es kühlend gegen die linke Wange, während ſeine zarten Lippen nervös aufzuckten, vielleicht weniger unter dem Schmerze, den ihm der Schlag verurſacht, als in Folge der innern Aufregung.

Der kleine Leo umkreiſte ihn mehrere Male, wobei er mit ſeiner Gerte wild in der Luft fuchtelte.

„Thut es ſehr weh?“ fragte er plötzlich hart

und kurz mit finster gefalteten Brauen und stampfte den kleinen kräftigen Fuß auf. Gabriel hatte das Tuch weggenommen, um es abermals in das Wasser zu tauchen — ein feurig rother, quer über die Wange laufender Striemen war sichtbar geworden.

„Ach nein," antwortete der Knabe mit sanfter, unbeschreiblich wohllautender Stimme, „es brennt nur noch ein wenig."

Im Nu flog die Gerte auf den Boden; mit einem herzzerreißenden Aufschrei schlang der Kleine seine Arme um den Geschlagenen — man hörte seine Zähne aneinanderknirschen.

„Ich bin ein zu schlechter Junge!" stieß er hervor. „Dort liegt meine Gerte, Gabriel; nimm sie und schlage mich auch!"

Die anderen Kinder begafften mit offenem Munde diesen unvorhergesehenen Ausbruch einer tiefen, schmerzlichen Reue. Auch die Herzogin stand in der Nähe; eine seltsame Empfindung mochte sie überwältigen — wie hingerissen zog sie ungestüm das Kind an ihr Herz und bedeckte sein schönes Gesicht mit Küssen.

„Raoul!" flüsterte sie — wie ein Hauch kam der Name von ihren Lippen.

„Ach, dummes Zeug!" murrte der Kleine, derb

und kräftig sich loswindend. „Raoul heißt ja mein Papa!“

Die marmorweißen Wangen der fürstlichen Frau errötheten in tiefer Gluth; sie fuhr empor und blieb einen Moment unbeweglich stehen; dann wandte sie langsam den Kopf und warf einen scheuen, unsichern Blick hinter sich — die Damen, die nahe gestanden, waren unter der Thür des nächsten Häuschens verschwunden.

2.

Von der Residenz her rollte eine Hofequipage; ein Herr saß im Fond, und neben ihm auf dem blauen Seidenpolster lagen die Utensilien zum Croquetspiel. eben bog der Wagen in die Fahrstraße ein, die am Teiche hinlief, als ein Fußgänger aus dem Dämmerdunkel eines Gehölzes trat. Der Herr im Wagen ließ sofort halten.

„Grüß Gott, Mainau!“ rief er hinüber. „Na, das nimm mir nicht übel; man hofft mit Schmerzen auf

Dich, und da kommſt Du flaniren auf dem größtmöglichſten Umwege! . . . Die Linde ſteht längſt — haſt dem Hauſe Mainau die ſtolze Tradition verwirkt, daß Deine Hand es war, die den Stamm umſpannte, während Friedrich der Einundzwanzigſte Erde auf die Wurzeln ſchaufelte."

„Man wird dereinſt einen Trauerflor über mein Bild hängen müſſen."

Der Herr im Wagen lachte; er öffnete behende mit einer einladenden Handbewegung den Schlag.

„Plagt Dich der Teufel, Rüdiger — im Fond?" wehrte der Andere in komiſcher Entrüſtung, „Gott ſei Dank, noch weicht mir das Zipperlein aus! . . . Fahre weiter im ſtolzen Bewußtſein Deiner Miſſion — haſt das vergeſſene Croquetſpiel holen müſſen? Beneidenswerther!"

Der Herr ſprang auf den Boden, warf den Schlag zu, und während der Wagen weiter fuhr, ſchlugen die Beiden den Fußpfad ein, der durch Buſchwerk nach dem Fiſcherdörfchen lief. . . . Sie ſahen ſeltſam nebeneinander aus — der im Wagen gekommene klein, beweglich und ſehr wohlbeleibt, und ſein Begleiter ſo hoch von Geſtalt, daß ſein Haupt häufig dem untern Baumgeäſt ausweichen mußte. Der Mann hatte etwas

überraſchend Blendendes in ſeiner Erſcheinung, in dem ausdrucksvollen Kopf und in allen Geberden jenes dämonenhaft wirkende Feuer, das eben als ſanfte Gluth faſt elegiſch dem Auge entſtrömt und im nächſten Augenblicke die ſchlanke, ſcheinbar weiche Hand zur Fauſt ballt, um einen verhaßten Gegner zu Boden zu ſchlagen. Der kleine jähzornige Knabe drüben beim Fiſcherdörfchen glich ihm Zug um Zug, faſt bis zur Lächerlichkeit.

„Gehen wir denn!“ ſagte Herr von Rüdiger. „Zum Diner kommen wir leider heute nie ſpät genug. . . . Brr — Kinderbrei und Puddings in allen erdenklichen Auflagen! . . . Eine Strafpredigt brauche ich auch nicht zu fürchten, ich bringe Dich ja mit. . . . Apropos, Du warſt für zwei Tage verreiſt, wie Dein Leo der Herzogin ſagte?“

„Ich war verreiſt, Verehrteſter.“

Dieſe lakoniſche Beſtätigung klang zu ironiſch und abfertigend für den kleinen Beweglichen — das „Wohin“ blieb ihm hinter den Lippen ſitzen. . . . Sie kamen eben an einer Stelle vorüber, wo das Dickicht auseinanderriß und einen Ausblick über den Teich hin gewährte. Man überſah das ganze Dörfchen. Unter den Linden ſtanden weißgedeckte Tafeln; zwiſchen dieſen

und einem der Häuser, durch dessen Thür man den fürstlichen Koch in weißer Mütze am Heerd beschäftigt sah, liefen Lakaien hin und her — das Diner war in Vorbereitung. Die aufregende Scene, die der kleine Leo veranlaßt, war längst vergessen, man spielte; Alles was laufen konnte, spielte mit — graciöse Hofdamen und schlanke Kammerjunker, aber auch alle Cavaliere mit steifen Beinen, ja selbst die dicke, asthmatische Oberhofmeisterexcellenz watschelte händeklatschend durch den Kindertumult.

Die Herzogin war so nahe an das seichte Teichufer getreten, daß man meinte, das Wasser spiele an ihre Füße heran. Wie ein Schwanengefieder schwamm ihr weißes Spiegelbild in der klaren Fluth. Einige junge Damen hatten ihr einen Kranz von Waldreben und Blumenglocken gebracht; er lag über ihrer Stirn und ließ lange, grüngefiederte Ranken über die schöne Büste und den Nacken hinab hängen.

„Ophelia!“ rief Baron Mainau halblaut mit einer pathetischen Geberde — ein unbeschreiblicher Sarkasmus lag in seiner Stimme.

Sein Begleiter fuhr herum. „Nun bitte ich mir's aber aus — das ist doch wieder einmal die reine Komödie, Mainau!“ rief er ganz empört. „Das ver-

fängt wohl bei den Damen, die wie die Lämmer vor Dir zittern, bei mir aber nicht.“ Er steckte die Hände in die Seitentaschen seines leichten Ueberziehers, zog die Schultern in die Höhe und begann verschmitzt lächelnd: „Es war einmal eine wunderschöne, aber arme Prinzessin und ein glänzender, junger Cavalier. Die Beiden liebten sich, und die Prinzessin wollte die Durchlaucht an den Nagel hängen und eine Frau Baronin werden —“ einen Moment hielt er inne, und sein schelmischer Seitenblick streifte den Begleiter; er sah aber nicht, wie der schöne Mann erblaßte, wie er mit zusammengebissenen Zähnen so glühend in das Dickicht starrte, als solle das junge Laub versengen. Er fuhr harmlos fort: „Da kam der Vetter der Prinzessin, der Regierende, und begehrte ihre schöne Hand. Die schönen, schwarzen Augen vergossen bittere Thränen, schließlich siegte aber doch das stolze Fürstenblut über die Liebesleidenschaft, und die Prinzessin ließ es geschehen, daß man ihr die Herzogskrone auf die prächtigen, dunkeln Locken setzte. . . . Hand auf's Herz, Mainau,“ unterbrach er sich lebhaft, „wer mochte ihr das damals verdenken? Höchstens die Sentimentalen!“

Mainau legte die Hand nicht auf's Herz, er erwiderte auch nichts — zornig knickte er einen jungen

Zweig ab, der so keck gewesen war, seine Wange zu berühren, und schleuderte ihn von sich.

„Wie mag ihr heute das Herz klopfen!“ sagte Rüdiger nach einer kurzen Pause – er wollte sichtlich das interessante Thema um keinen Preis fallen lassen. „Die Wittwentrauer ist zu Ende; dem Fürstenstolz ist genügt für alle Zeiten, denn die Herzogin ist und bleibt die Mutter des Regierenden — Du bist auch Deiner Ehefesseln ledig. Alles fügt sich wundervoll . . . und jetzt willst Du mir weismachen — na, wer's glaubt! . . . Wir wissen, was sich heute ereignen wird —“

„Schlauköpfe, die Ihr seid!“ sagte Baron Mainau mit verstellter Bewunderung. Bei diesen Worten traten sie hinaus auf den freien Platz, wo die Wagen standen. Sie geriethen zwischen das Menschengetümmel und hielten sich deshalb mehr auf dem schmalen Uferweg.

„He, Bursche, bist Du toll?“ rief Mainau plötzlich und nahm einen halbwüchsigen, kräftigen Betteljungen, der in höchst gefährlicher Position auf einem über dem Wasserspiegel schwankenden Ast schaukelte, beim Kragen; er schüttelte ihn einige Mal tüchtig wie einen nassen Pudel und stellte ihn auf die Füße. „Eine kleine Wäsche könnte Deinem Pelz nicht schaden, mein Junge,“ lachte er und klopfte seine sauber be-

handſchuhten Hände gegeneinander, „ich bezweifle aber, daß Du ſchwimmen kannſt.“

„Pfui, er war ſehr ſchmutzig, der Bengel!“ ſagte Rüdiger ſich ſchüttelnd.

„Das war er. Ich kann Dir auch verſichern, daß ich mich auf dergleichen Berührungen durchaus nicht capricire — das ſind ſo raſche, plebejiſche Sünden der Hand, um welche die Seele nicht weiß. — Ja, da haſt Du's nun wieder — wir haben noch manchen Schritt bis zu jenem erhabenen Moment, wo auch unſere Körpermaſſe ſo ariſtokratiſch durchdrungen iſt, daß ihr ein ſolcher Mißgriff unmöglich wird — wie? Meinſt Du nicht?“

Rüdiger wandte ſich ärgerlich ab; er beſchleunigte aber auch zugleich ſeine Schritte. „Deine Heldenthat iſt drüben auf dem Maienfeſt geſehen worden,“ ſagte er haſtig. „Vorwärts, Mainau! Die Herzogin verläßt ihren Platz. . . . Und da kommt auch ſchon Dein wilder Junge!“

Der kleine Leo umrannte den Teich und lief ſtürmiſch auf den Papa zu. Baron Mainau bog ſich einen Augenblick liebkoſend über ſein Kind und nahm weiterſchreitend die kleine Hand in ſeine Linke.

Während man auf dem Maienfeſt weiterſpielte,

kam die Herzogin, von mehreren Herren und Damen des Hofes begleitet, langsam wandelnd daher. . . . Sie hatte auch den schwebenden Gang, die unnachahmlich graciöse Geschmeidigkeit der Creolin. . . . Ja, die schwere, düstere Wittwentracht war abgestreift, wie die häßliche Puppe von dem hellbeschwingten Schmetterling. Dem Anstand, der Convenienz war genügt worden bis auf die äußersten Anforderungen — nun endlich durfte auch das Glück kommen, nun durften die Flammen der Leidenschaft rückhaltslos aus den Augen brechen, wie in diesem Moment.

„Ich muß schelten, Baron Mainau," sagte sie mit etwas unsicherer Stimme. „Sie haben mich eben sehr erschreckt durch Ihre rettende That und dann — kommen Sie doch allzu spät."

Er hielt den Hut in der Rechten und verbeugte sich tief. Der Sonnenschein spielte über den braungelockten, räthselvollen Kopf hin, vor welchem die Damen „wie die Lämmer" zitterten.

„Ich würde mit Freund Rüdiger versichern, daß ich sehr unglücklich sei," versetzte er, „allein Eure Hoheit werden mir das sicher nicht mehr glauben, wenn ich sage, wo ich mich verspätet habe."

Die Herzogin richtete ihre Augen groß und be-

frembet auf ſein Geſicht — es war ein wenig bleich geworden, aber ſein Blick, dieſer ſelten zu ergründende Blick funkelte ihr in einer Art von wildem Triumph entgegen. Ihre Hand fuhr unwillkürlich nach dem Herzen — die kleine, blaſſe Roſe im Gürtel knickte ab und fiel unbemerkt zu den Füßen des ſchönen Mannes.

Er wartete umſonſt auf eine Frage der fürſtlichen Frau — ſie ſchwieg, wie es ſchien, in athemloſer Erwartung. Mit einem ehrerbietigen Kopfneigen fuhr er nach einer augenblicklichen Pauſe fort: „Ich war in Rudisdorf bei meiner Tante Trachenberg und erlaube mir, Euer Hoheit anzuzeigen, daß ich mich daſelbſt mit Juliane Gräfin von Trachenberg verlobt habe.“

Die Umgebung ſtand wie verſteinert — wer von ihnen hätte den Muth finden können, dieſes momentane furchtbare Schweigen mit einem Laute zu unterbrechen, oder gar einen indiscreten Blick auf das Antlitz der Herzogin zu werfen, die entgeiſtert die blutloſen Lippen aufeinander preßte? . . . Nur ihre Nichte, die junge Prinzeſſin Helene, lachte unbefangen und muthwillig auf. „Welche Idee, Baron Mainau, eine Frau zu heirathen, die Juliane heißt! . . . Juliane! Puh — eine Urgroßmutter, mit der Brille auf der Naſe!“

Er ſtimmte ein in das heitere Lachen — wie klang

das melodiſch und harmlos! . . . Das war eine Rettung! Die Herzogin lächelte auch mit todesblaſſen Lippen. Sie ſagte dem Bräutigam einige Worte mit ſo viel Ruhe und vornehmer Haltung, wie nur je eine Souverainin einen Untergebenen beglückwünſcht hat.

„Meine Damen,“ wandte ſie ſich darauf leicht und ungezwungen an eine Gruppe junger Mädchen, „ich bedaure, Ihren reizenden Schmuck ablegen zu müſſen — der Kranz drückt mich an den Schläfen. Ich muß mich für einen Augenblick zurückziehen, um die Blumen zu entfernen. . . . Auf Wiederſehen beim Diner!“

Sie wies die Begleitung der Hofdame zurück, welche ihr behüflich ſein wollte, und trat in ein Haus, deſſen Thür ſie hinter ſich ſchloß.

Lilienweiß war ja ihr Geſicht zu allen Zeiten, und die berühmt ſchönen Augen hatten ſo oft jenen heißen Glanz, der an das fiebernde Blut des Südländers denken läßt — ſie hatte wie immer gütig lächelnd und grüßend gewinkt und war wie eine ſchwebende Fee hinter der Thür verſchwunden. . . . Niemand ſah, daß ſie drinnen ſofort wie eine vom Sturme niedergeriſſene Tanne auf den teppichbelegten Boden hinſchlug, daß ſie, wahnwitzig auflachend, den

Kranz aus dem Haare riß und in wildem thränenlosen Schmerz die feinen Nägel in die seidene Wanddraperie krallte. . . . Und dazu nur eine kurze, streng zugemessene Spanne Zeit, um die Qual austoben zu lassen — dann mußten diese verzerrten Lippen wieder lächeln und alle die Hofschranzen draußen glauben machen, daß das kochende Blut friedlich und leidenschaftslos in den Adern kreise."

Währenddem stand Baron Mainau, seinen Knaben an der Hand, am Ufer und beobachtete, scheinbar amüsirt, den Tumult bei der Wagenburg. Man hatte ihn beglückwünscht; aber es war wie eine Lähmung über die gesammte Hofgesellschaft gekommen — er sah sich sehr rasch allein. Da stand plötzlich Rüdiger an seiner Seite.

„Eine furchtbare Rache! Eine eclatante Revanche!" murmelte der Kleine — in seiner Stimme bebte noch eine Schwingung des Schreckens. „Brr — ich sage mit Gretchen: ‚Heinrich, mir graut vor Dir!' . . . Gott steh' mir bei! Sah man je einen Menschen, der seinem gekränkten Mannesstolze so grausam, so raffinirt, so unversöhnlich ein Opfer hinschlachtete, wie Du eben gethan? . . . Du bist tollkühn, entsetzlich —

„Weil ich in nicht ganz gewöhnlicher Form, zur

geeigneten Zeit erklärt habe: ‚Nun will ich nicht‘? . . . Glaubt Ihr, ich werde mich heirathen lassen?“

Der kleine Bewegliche sah ihn eingeschüchtert von der Seite an — dieser sonst so formvollendete Mainau war doch manchmal zu rauh, um nicht zu sagen grob. „Mein Trost dabei ist, daß Du unter den grausamen Maßregeln Deines unbändigen Stolzes selbst schwer leidest,“ sagte er nach einem kurzen Schweigen, doch fast trotzig.

„Du wirst mir zugeben, daß ich das einzig und allein mit mir auszumachen habe.“

„Mein Gott, ja! . . . Aber nun — was nun weiter?“

„Was weiter?“ lachte Mainau. „Eine Hochzeit, Rüdiger.“

„Wahrhaftig? . . . Du hast ja nie in diesem Rudisdorf verkehrt — ich weiß es ganz genau. . . . Also eine schleunigst acquirirte Braut aus dem Almanach de Gotha.“

„Errathen, Freund.“

„Hm — von erlauchtem Geschlecht ist sie, aber, aber — Rudisdorf ist, wie man weiß, jetzt — verödet. . . . Wie sieht sie denn aus?“

„Guter Rüdiger, sie ist eine Hopfenstange von

zwanzig Jahren mit rothem Haar und niedergeſchlagenen Augen — mehr weiß ich auch nicht. Ihr Spiegel wird Das beſſer wiſſen. . . . Bah, was liegt daran? . . . Ich brauche weder eine ſchöne, noch eine reiche Frau; nur tugendhaft muß ſie ſein — ſie darf mich nicht incommodiren durch Handlungen, für die ich mit einſtehen müßte — Du kennſt ja meine Anſichten über die Ehe.“

Jenes ſtolzgrauſame Lächeln, das vorhin die Herzogin erbleichen gemacht, zuckte wieder über ſein Geſicht hin — offenbar in der Erinnerung an die „eclatante Revanche.“

„Was bleibt mir übrig?“ ſagte er nach kurzem Schweigen mit frivoler Leichtigkeit. „Der Onkel hat mir Leo's Hofmeiſter Knall und Fall fortgejagt, weil er Nachts im Bette las und conſequent knarrende Stiefel trug, und die Erzieherin hat die üble Gewohnheit, entſetzlich zu ſchielen und im Vorübergehen Confect von den Platten zu naſchen — ſie iſt unmöglich. Ich aber will in der Kürze nach dem Orient gehen, ergo — brauche ich eine Frau daheim. . . . In ſechs Wochen vermähle ich mich — willſt Du mein Trauzeuge ſein?“

Der Kleine trippelte von einem Fuß auf den anderen. „Was will ich denn machen? Ich muß wohl,“

versetzte er endlich halb zornig, halb lachend; „denn von Denen dort" — er deutete nach einer Gruppe flüsternder und herüberschielender Cavaliere — „geht Dir Keiner mit — darauf kannst Du Dich verlassen."

„Du, Gabriel," sagte gleich darauf der kleine Leo aufgeregt zu dem weißgekleideten Knaben, „die neue Mama, die kommt, ist eine Hopfenstange — hat der Papa gesagt — und rothe Haare hat sie wie unser Küchenmädchen. . . . Ich kann sie nicht leiden; ich will sie nicht haben — ich schlage mit der Gerte nach ihr, wenn sie kommt."

3.

„Liane, da sieh her! Raoul's Brautgeschenk! — Sechstausend Thaler Werth!" rief die Gräfin Trachenberg in das Zimmer herein — dann rauschte sie über die Schwelle.

Der Salon, in welchen sie trat, lag parterre in einem Seitenflügel des stolzen Schlosses. Seine ganze Vorderseite sah aus wie eine riesige, hier und da von

feinem Bleigeäder und ſehr ſchmalen Thürpfeilern unterbrochene Glasſcheibe, welche einzig und allein das Fußgetäfel des Zimmers von der draußen in grandioſem Stil ſich hinbreitenden Terraſſe ſchied. Ueber das Terraſſengeländer hinaus ſah man auf breite Raſenflächen, durchſchnitten von Kieswegen, deren Kreuzpunkte weiße Marmorgruppen bezeichneten. Dieſes elegante Parterre umſchloß ein Gehölz, ſcheinbar undurchdringlich wie ein Wald und gerade der Mittelthür des Salons gegenüber von einer ſchnurgeraden faſt endlostiefen Allee durchlaufen, welche ein hochaufſpringender, im Maienlicht funkelnder Waſſerſtrahl vor dem fernen blauduftigen Höhenzug abſchloß.

Das Ganze — Schloß und Garten — war ein Meiſterſtück in altfranzöſiſchem Geſchmack; aber ach — aus dem Steingefüge der Terraſſe ſtiegen keck und verwegen ganze Schwärme gelber Mauerblümchen, und die unvergleichlich ſchön modellirten Raſenflächen ſträubten ſich in deſpectirlich wuchernden Unkrautbüſchen und fingen an, in die Wege auszulaufen; die breite Kiesbahn der Allee aber deckte bereits das intenſivſte Smaragdgrün. . . . Und auf was Alles mußten erſt die prachtvollen Stuckfiguren des Plafonds im Gartenſalon niederſehen! . . . Sie waren abſcheulich blind

und wackelig, dieſe Rococomöbel an den Wänden; ſie waren vor langen Zeiten als unmodern aus den brillanten Schloßräumen verſtoßen worden und hatten alle Stadien der Demüthigung durchlaufen müſſen bis in die Stallknechtſtuben hinab, wo ſie dem Sand- und Strohwiſch verfielen und abgeſcheuert wurden. . . . Nun ſtanden ſie wieder da auf dem Parquet, hohnlächelnde Zeugen der unerbittlichen Conſequenzen eines herausgeforderten Schickſals. Alle die Prachtmöbel, die ſie einſt verdrängt, die koſtbaren Spitzengardinen, die Bilder, Uhren, Spiegel, die nach ihnen gekommen, waren dem Hammer verfallen — ſie wanderten hinaus nach allen vier Winden, und nur das alte verachtete Gerümpel durfte bleiben und wurde ängſtlich reclamirt; denn es gehörte zum Fideicommiß und durfte nicht verkauft werden, als — die Sequeſtration über ſämmtliche Güter des Grafen Trachenberg verhängt wurde. Das war vor vier Jahren geſchehen — „ein ſchmachvolles Zeichen der ruchloſeſten Zeit, ein empörender Sieg des Capitals über das Ideale, den ein gerechter Himmel nie hätte zugeben ſollen," ſagte die Gräfin Trachenberg immer.

Inmitten des Gartenſalons ſtand eine lange eichene Tafel, an deren einem Ende eine Dame von

auffallender Häßlichkeit saß. Fast schreckenerregend wirkte der große Kopf mit dem starren, entschieden rothen Haar und der vollkommensten Negerphysiognomie unter der zwar zarten, weißen, aber mit Sommersprossen bedeckten Haut. Nur die Hände, die so emsig arbeiteten, waren von leuchtender Schönheit, wie Marmorgebilde. Sie drehte einen blauen Syringenzweig zwischen den Fingerspitzen — man meinte, der Duft müsse von der Blüthendolde fliegen und das Zimmer erfüllen, so frisch gebrochen schwankte sie am Stengel; aber dieser Stengel wurde eben mit einem feinen, grünen Papierstreifen umwickelt — es war eine künstliche Blume.

Beim Eintritt der Gräfin Trachenberg fuhr die Dame erschrocken zusammen; die Blume flog auf die Werkzeuge, und mit eiligen Händen wurde ein weißes Tuch über die Zeugen der Arbeit geworfen.

„Ach — die Mama!" stieß ein junges Mädchen halbmurmelnd heraus. Es stand am anderen Ende der Tafel, mit dem Rücken nach der Thür. Ueber diesen Rücken hinab fiel es im flammenden Schein wie ein Mantel — die junge Dame hatte das Haar bis an den Scheitel aufgelöst; gleichmäßig, ohne sich in einzelne Strähne zu theilen, hing das unglaublich reiche,

ſtark röthliche Blond ſeine glänzenden Spitzen bis auf den Saum des hellen Muslinkleides.

Bei dieſem Anblick hemmte die Gräfin einen Moment ihre Schritte.

„Weshalb ſo derangirt?“ fragte ſie kurz, nach dem aufgeflochtenen Haar deutend.

„Ich habe heftige Kopfſchmerzen mit heimgebracht, liebe Mama, und da hat mir Ulrike die Flechten gelöſt,“ antwortete die junge Dame mit einem Anflug von Aengſtlichkeit in der Stimme. „Ach, es iſt eine entſetzliche Laſt!“ ſeufzte ſie auf und hing den Kopf in den Nacken, als gebe ſie der Wucht nach.

„Du warſt wieder einmal draußen im Sonnenbrand und haſt zum Gaudium der Bauern Unkraut heimgeſchleppt?“ fragte die Gräfin ſtreng und hohnvoll zugleich. „Wann endlich wird die Kinderei aufhören?“ Sie zuckte die Achſeln und ließ einen verachtungsvollen Blick über die Tafel gleiten. Da lagen ganze Stöße Löſchpapier neben einer Pflanzenpreſſe — die junge Dame hatte eben mit vorſichtigen Fingern einige Orchideen aus der Botaniſirtrommel genommen, um ſie zwiſchen Papier zu legen.

Ihro Erlaucht, die Gräfin Trachenberg, geborene Prinzeſſin Lutowiska, wußte ſehr genau, daß ihre älteſte

Tochter, Gräfin Ulrike, künſtliche Blumen fertigte, die als Modelle nach Berlin wanderten und gut bezahlt wurden; das Geſchäft ging durch die Hand der alten verſchwiegenen Amme, und Niemand ahnte die Grafenkrone über der Stirn der geſuchten Künſtlerin. . . . Der Frau Gräfin war es auch nicht verſchwiegen geblieben, daß ihr einziger Sohn, der Erbherr von Trachenberg, das verachtete Unkraut, im Verein mit ſeiner Schweſter Juliane, vortrefflich präparirte und als Sammlung einheimiſcher Pflanzen — unter angenommenem Namen — nach Rußland verkaufte. Aber eine geborene Prinzeſſin Lutowiska durfte das nicht wiſſen — wehe der Hand, die ſich beim Blumenmachen ertappen ließ, wehe der Zunge, die ein Wort über den Urſprung des erhöhten Einkommens fallen ließ — es war ja Alles eitel Spielerei, zu der man ein Auge zudrücken mußte, und damit baſta!

Die Dame griff im Nähertreten nach dem Haar des jungen Mädchens und wog „die entſetzliche Laſt“ auf der Hand — etwas wie eine Regung mütterlichen Stolzes flog über das ſchöne, ſcharfgezeichnete Geſicht.

„Raoul müßte das ſehen,“ warf ſie hin. „Thörin, Deinen ſchönen Schmuck haſt Du vor ihm verſteckt! . . . die dicken Sammetſchleifen, mit welchen Du die

Albernheit hatteſt, Dich ihm zu präſentiren, werde ich Dir nie vergeſſen. . . . Mit ſolchem Haar —"

„Es iſt ja roth, Mama."

„Geſchwätz! — Das iſt roth," ſagte ſie und deutete auf ihre Tochter Ulrike. „Gott ſoll mich bewahren — zwei Rothköpfe! Wofür ſo viel Strafe?"

Gräfin Ulrike, die unterdeß eine Wollſtickerei aus der Taſche gezogen hatte, ſaß bei dieſen unbarmherzigen Worten da wie eine Statue. Sie zuckte mit keiner Wimper — die ſchöne Mutter hatte ja Recht. Ihre Schweſter aber flog zu ihr hin, legte den geſchmähten Kopf ſanft an ihre Bruſt und küßte unter leiſen Wehelauten wiederholt und zärtlich den rothen Scheitel.

„Sentimentalitäten und kein Ende!" murmelte die Gräfin Trachenberg verdrießlich und legte das Packet, das ſie mitgebracht hatte, auf die Tafel. Sie griff nach einer Scheere und löſte mit einigen raſchen Schnitten die Emballage — ſie enthielt ein Schmuckétui und einen weißen Seidenſtoff mit eingewirkten großen Silberarabesken.

Mit einer wahren Gier öffnete die Dame das Etui — ſie bog den Kopf mit prüfendem Blick zurück und konnte ein Gemiſch von unangenehmer Ueberraſchung und hervorbrechendem Neid kaum bemeiſtern.

„Sieh, sieh! Mein einfaches Gänschen wird fürstlicher an den Altar treten, als einst die hochgefeierte Prinzeß Lutowiska," sagte sie langsam und betonend und ließ ein Halsband von Brillanten und großen Smaragden in der Sonne glänzen. „Ja, ja, die Mainau's können das! . . . Euer Vater war doch ein armer Schlucker — ich hätte das schon damals merken können."

Ulrike fuhr empor, als sei sie von der Mutter in's Gesicht geschlagen worden; aus den unschön durch wuchtige Lider gedrückten, aber scharfen blauen Augen brach ein Strahl der tiefsten Empörung, gleichwohl zog sie sofort wieder scheinbar ruhig den grünen Wollfaden durch das Gewebe und sagte mit ernster, fast monotoner Stimme: „Die Trachenbergs besaßen damals ein unbelastetes Vermögen von einer halben Million. Sie waren von jeher ein sparsames haushälterisches Geschlecht, und mein lieber Papa ist diesen Tugenden treu geblieben bis zu seinem vierzigsten Jahre, wo er sich verheirathete. . . . Ich habe beim Concurs mit den Herren vom Amte gearbeitet, um Licht in das Chaos zu bringen — ich weiß, daß Papa nur durch grenzenlose Nachgiebigkeit verarmt ist."

„Unverschämte!" brauste die Gräfin auf und holte

unwillkürlich aus zum Schlag; aber mit einer verächtlichen Geberde ließ sie die Hand wieder sinken. „Immerhin vertritt Du Deine Trachenbergs — ich habe keinen Theil an Dir, als daß ich Dir das Leben geben mußte. Du wirst das am besten finden, wenn Du drüben die Galerie Deiner Ahnen musterst — rothhaarige Affengesichter vom Anfang bis zum Ende! Ich habe nicht umsonst geweint und — geflucht, als mir vor dreißig Jahren das neugeborene kleine Scheusal, eine echte Trachenberg, in die Arme gelegt wurde."

„Mama!" schrie Liane auf.

„Ruhig, ruhig, Kind!" beschwichtigte sie sanftlächelnd, aber doch mit bebenden Lippen die Schwester. Sie rollte ihre Stickerei zusammen und erhob sich. Beide Schwestern waren von gleicher Größe — es waren weit die Mittelgröße überragende, sylphenhafte Gestalten mit edelschönen Händen und Füßen, feiner, schmiegsamer Taille und zart mädchenhaften Contouren der Büste.

Ulrike entfaltete, während ihre Mutter das Kästchen mit dem Schmuck grollend auf die Tafel warf, hastig den Seidenstoff. Steif und schwer, wie nur je ein Brocat aus den Zeiten unserer Urgroßmütter, entglitt er ihren Händen und fiel förmlich klirrend und

ziſchend auf das Parquet. Mit einem erſchrockenen Blick auf die wogende Silberpracht wandte ſich Liane ab und ſah ſo angelegentlich hinaus in den Garten, als gelte es, die niederſprühenden Goldfunken der fernen Fontaine zu zählen.

„Du wirſt eine majeſtätiſche Braut ſein, Liane. . . . Wenn Papa das ſehen könnte!“ rief Ulrike.

„Raoul verhöhnt uns,“ murmelte tief verletzt das junge Mädchen.

„Er verhöhnt uns?“ fuhr die Gräfin Trachenberg auf, deren ſcharfes Ohr die halbgeflüſterten Laute erfangen hatte. „Biſt Du von Sinnen? Und willſt Du wohl die Freundlichkeit haben, mich zu belehren, inwiefern er ſich unterfängt, die Trachenbergs zu verhöhnen?“

Liane deutete auf die zerſchliſſenen, mißfarbenen Bezüge der alten Lehnſtühle, neben denen das pompöſe Brautkleid lag. „Läßt ſich ein ſchärferer Contraſt denken, Mama? Iſt das nicht tactlos herablaſſend, der — der Armuth gegenüber?“ verſetzte ſie, indem ſie ſich bemühte, ihrer Furcht vor der leidenſchaftlichen Mutter Herr zu werden.

Die Gräfin Trachenberg ſchlug die Hände zuſammen. „Gott ſei's geklagt — wie komme ich, gerade

ich zu ſolchen ſpießbürgerlichen Hohlköpfen, die an die Hoheit ihrer Stellung die Elle des Krämers anlegen? . . . Herablaſſend! Und das ſagt eine Trachenberg! . . . Du ſteigſt herab zu den Mainau's — das merke Dir! . . . Muß ich Dir wirklich erzählen, daß Deine Mutter direct von den alten polniſchen Königen abſtammt, und daß Deine väterlichen Vorfahren ſchon lange vor den Kreuzzügen gebietende Herren waren? . . . Und wenn Raoul alle Schätze der Welt Dir vor die Füße ſchüttete, er kann Dir den Vorrang der hohen makelloſen Geburt nicht abkaufen. . . . Er hat keine zehn Ahnen — ja, es iſt halb und halb eine Mesalliance, die Du eingehſt, und wäre es mir nicht ein zu widerwärtiger Gedanke, zwei ſitzengebliebene Töchter im Hauſe zu haben, dann hätte ich ſicher ſeine Werbung zurückgewieſen. Er weiß Das auch recht gut, ſonſt nähme er Dich nicht ſo — ſo unbeſehen."

Die junge Dame blieb mit gefaltet niedergeſunkenen Händen regungslos ſtehen. Das rothgoldene Haargewoge fiel jetzt auch über die Bruſt und verhüllte das Profil. Ihre Schweſter aber durchmaß ſchweigend mit raſchen Schritten einige Male den Salon.

In dieſem Moment wurde die nach dem Corridor führende Thür behutſam geöffnet; die alte ehemalige

Amme und jetzige Köchin steckte den Kopf herein. „Erlaucht halten zu Gnaden," sagte sie mit demüthig leiser Stimme, „der Postbote ist noch drüben; er will nicht länger warten."

„Ach ja — ich hatte den Menschen total vergessen. Nun, er wird ja wohl warten, bis ich komme. Reiche ihm eine Tasse Kaffee in der Küche, Lene!"

Die Magd verschwand, und die Gräfin Trachenberg zog einen Zettel aus der Tasche.

„Der Postbote bekommt ein Trinkgeld, und hier ist eine Postanweisung auf vierzig Thaler, die wir einzulösen haben. Die Krämer in Rheims sind frech genug, mir den bestellten Hochzeits-Champagner per Nachnahme zu schicken . . . Zahle aus!" sagte sie kurz zu Ulrike und reichte ihr den Zettel hin.

Ein jähes Roth des Erschreckens überflog das häßliche Gesicht der Tochter. „Du hast Champagner bestellt, Mama?" rief sie bestürzt. „O Gott — und für eine solche Riesensumme!"

Die Gräfin Trachenberg zeigte höhnisch auflachend ihr perlengleiches falsches Gebiß. „Hast Du gemeint, Du könntest die Herren beim Hochzeits-Dejeuner mit Deinem selbstfabricirten Johannisbeersaft regaliren? . . . Uebrigens habe ich, wie bereits erklärt, nicht im

Entfernteſten an die Gemeinheit gedacht, mit welcher uns die Bezahlung per Poſt ſofort erpreßt werden ſoll.“ Sie zuckte die Achſeln. — „Da heißt's eben gute Miene zum böſen Spiel machen und zahlen.“

Schweigend ſchloß Ulrike einen Secretair auf und nahm zwei Geldrollen heraus. „Hier iſt die ganze Haushaltungscaſſe,“ ſagte ſie kurz und beſtimmt. „Es ſind fünfunddreißig Thaler. Davon müſſen wir aber leben; denn nicht allein in Rheims verweigert man uns den Credit, wir bekommen auch in der ganzen Umgegend kein Loth Fleiſch ohne ſofortige Bezahlung. — Darüber kannſt Du unmöglich im Unklaren ſein.“

„Gewiß nicht — meine weiſe Tochter Ulrike predigt häufig genug über dieſes beliebte Thema.“

„Ich muß, Mama,“ verſetzte Ulrike ruhig. „Weil Du ſo oft vergißt — was ja wohl begreiflich iſt — daß die Gläubiger unſer Jahreseinkommen von fünfundzwanzigtauſend Thalern auf ſechshundert zuſammengeſchnitten haben.“

Die Gräfin Trachenberg hielt ſich die Ohren zu und rannte nach einer der Glasthüren — die große, majeſtätiſche Geſtalt nahm Geberden an wie ein verzogenes Kind. Sie riß die Thür auf und wollte hinaus ſtürmen, beſann ſich aber doch eines Anderen.

„Gut," ſagte ſie, die Thür zuwerfend, anſcheinend ruhig, aber auch mit ſichtlicher Bosheit. „Nur ſechshundert Thaler. Aber nun frage ich doch auch endlich einmal: Wozu werden ſie gebraucht? . . . Wir eſſen erbärmlich, förmliche Bettelſuppe — Lene füttert uns mit Reis und Eierſpeiſen bis zum Ekel, und die Priſen Pecco, die Du in den Theekeſſel wirfſt, werden immer homöopathiſcher. Dazu ſchleppe ich dieſe Fahne" — ſie deutete auf ihr ſchwarzſeidenes Kleid — „die Ihr die Gnade hattet, mir zu Weihnachten zu ſchenken, Tag für Tag. Alles, was mein todeseinſames Leben einigermaßen erträglich machen könnte — neue franzöſiſche Lectüre, Confituren, Parfüms — iſt für mich ein längſt überwundener Standpunkt . . . ich ſchließe alſo mit Recht: Du mußt mehr Gelder zur Verfügung haben, als Du mir weis machen willſt."

„Ulrike lügt niemals, Mama!" rief Liane empört.

„Ich kann die Anweiſung unmöglich an die Poſt zurückſchicken" — fuhr die Gräfin unbeirrt fort — „Du wirſt der Komödie ſofort ein Ende machen und den Betrag herausgeben!"

„Soll ich Geld aus der Erde ſtampfen? . . . Der Wein muß zurückgehen!" verſetzte Ulrike gelaſſen.

Ihre Mutter ſtieß einen gellenden Laut aus, dann

warf sie sich rücklings auf ein Sopha und verfiel in Lachkrämpfe.

Ruhig, mit untergeschlagenen Armen, stand Ulrike zu Häupten der wie toll um sich schlagenden Frau und sah mit einem bitter-ironischen Lächeln auf sie nieder.

„Der arme Magnus!“ flüsterte Liane, nach der Thür des Nebenzimmers deutend. „Er ist drüben — wie wird er erschrecken über diesen Lärm! . . . Bitte, Mama, fasse Dich! Magnus darf Dich nicht so sehen — was soll er denken?“ wandte sie sich halb bittend, halb mit ernstem Nachdruck an ihre Mutter.

Die widerwärtige Scene, welcher die Töchter stets durch Nachgiebigkeit und möglichsten Gehorsam vorzubeugen suchten, spielte sich ja nun doch ab; nun machte sich der tiefe, gerechte Unwille geltend, den das charaktervolle Weib gegenüber den Ausschreitungen einer entarteten Frauennatur empfindet. Die junge Mädchengestalt zitterte nicht mehr vor Furcht — es sprach etwas unbewußt Ueberlegenes aus der Bewegung, mit welcher sie ernst mahnend die Hand hob. Sie predigte tauben Ohren — das Geschrei dauerte fort.

Da wurde in der That die Thür des anstoßenden Zimmers geöffnet. Liane flog durch den Salon.

„Geh', Magnus, bleibe drüben!" bat sie mit kindlich rührender Stimme und versuchte, den Eintretenden sanft zurückzudrängen. Es hätte wohl keiner besonderen Kraft bedurft, ihn ernstlich zurückzuhalten, diesen knabenhaft schmächtigen jungen Mann.

„Lasse mich nur, kleiner Famulus," sagte er freundlich — ein Schimmer verklärender Freude lag auf seinem geistreichen Gesicht. „Ich habe Alles mit angehört und bringe Hülfe."

Einen Moment aber wurzelte sein Fuß doch auf der Schwelle, als er die Frau mit zuckenden Gliedern und verzerrtem Gesicht auf dem Sopha liegen sah.

„Mama, beruhige Dich," sagte er nähertretend mit etwas vibrirender Stimme; „Du kannst den Wein bezahlen. Sieh, hier ist Geld — fünfhundert Thaler, liebe Mama!" Er zeigte ihr mit hochgehobener Hand eine Anzahl Banknoten.

Ulrike sah ihm mit ängstlicher Spannung in das Gesicht; sie war sehr roth geworden — aber er bemerkte es nicht. Er warf das Papiergeld achtlos auf das Sopha neben seine Mutter und schlug ein Buch auf, das er mitgebracht hatte. „Sieh, Herzchen, da ist es nun," sagte er sichtlich bewegt zu Liane. — Die Leidende auf dem Sopha fing an, sich zu beruhigen;

ſie legte aufſtöhnend die Hand über die Augen — durch die geſpreizten Finger fuhr ein unglaublich raſch bewußt und ſcharf gewordener Blick, der das Buch in den Händen des Sohnes fixirte.

„Werde mir nur nicht zu ſtolz, kleiner, lieber Famulus!“ fuhr er fort. „Unſer Manuſcript kommt als Prachtwerk zurück. Es iſt lebensberechtigt vor dem hohen Stuhl der Wiſſenſchaft; es geht ſiegreich durch das Kreuzfeuer der Kritik — ach, Liane, lies den Brief des Verlegers —“

„Schweige, Magnus!“ unterbrach ihn Ulrike rauh und gebieteriſch.

Die Gräfin Trachenberg ſaß bereits aufrecht. „Was iſt das für ein Buch?“ fragte ſie, weder in den impertinent verſchärften Zügen, noch in der befehlenden Stimme war eine Spur des ſoeben beendeten Krampfanfalles zu bemerken.

Ulrike nahm mit einer raſchen Bewegung das Buch aus der Hand des Bruders und drückte es mit beiden Armen feſt an ihre Bruſt. „Es iſt ein Werk über die foſſile Pflanzenwelt — Magnus hat es geſchrieben, und Liane die Zeichnungen dazu geliefert,“ ſagte ſie kurz erklärend.

„Gieb her — ich will es ſehen!“

Zögernd, mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihren Bruder, reichte Ulrike den Band hin; Liane aber, bis in die Lippen erblaßt, verſchränkte krampfhaft die feinen Finger und vergrub das Geſicht hinein — dieſen Ausdruck im Geſicht der Mutter hatte ſie von Kindesbeinen an ſo fürchten gelernt, wie kaum die Höllenſtrafen, mit denen die Kinderfrau drohte.

„Foſſile Pflanzen — von Magnus, Grafen von Trachenberg," las die Gräfin mit lauter Stimme. Ueber das Buch hinweg, mit grimmig einwärts gezogenen Lippen, ſah ſie einen Moment ſtarr und vernichtend in das Geſicht des Sohnes. „Und wo ſteht der Name der Zeichnerin?" fragte ſie, das Titelblatt umwendend.

„Liane wollte nicht genannt ſein," verſetzte der junge Mann mit vollkommener Gelaſſenheit.

„Ah — alſo doch wenigſtens in einem dieſer Köpfe ein Funken von Vernunft, ein ſchwaches Aufdämmern von Standesbewußtſein!" Sie ſtieß ein häßliches Gelächter aus und ſchleuderte den ſchweren Band mit einer ſolchen Gewalt weit von ſich, daß er klirrend durch die Glaswand hinaus auf die Steinflieſen der Terraſſe flog.

„Dahin gehört die Sudelei!" ſagte ſie und zeigte

auf das Buch, das breit aufgeschlagen liegen blieb und die reizend ausgeführte Zeichnung einer vorweltlichen Farrenform sehen ließ. — „O dreifach glückliche Mutter, welch einem Sohne gabst Du das Leben! Zu feig, um Soldat zu werden, zum Diplomaten zu geistlos, geht der Nachkomme der Fürsten Lutowiski, der letzte Graf Trachenberg, unter — die Buchmacher und läßt sich Honorar zahlen!"

Liane umschlang in leidenschaftlichem Schmerz die schmalen Schultern ihres Bruders, der sichtlich mit sich kämpfte, um angesichts dieser Schmähungen die äußere Ruhe zu bewahren.

„Mama, wie kannst Du es über das Herz bringen, Magnus so zu beleidigen?" zürnte das junge Mädchen. „Feig nennst Du ihn? — Er hat mich vor sieben Jahren unter eigener Lebensgefahr drüben aus dem See gezogen. Ja, er hat sich entschieden geweigert, Soldat zu werden, aber nur, weil sein mildes, weiches Herz das Blutvergießen verabscheut. . . . Zum Diplomaten fehle ihm der Geist, ihm, dem unermüdlichen, tiefen Denker? O Mama, wie grausam und ungerecht bist Du! Er haßt nur das Doppelzüngige und will seinen edlen, wahrhaftigen Geist nicht durch die Schachzüge der Diplomatenkünste entweihen. . . . Ich bin

auch stolz, sehr stolz auf unser altberühmtes Geschlecht; aber ich werde nie begreifen, weshalb der Edelmann nur mit dem Schwert oder der glatten Diplomatenzunge ein Edelmann sein soll —"

„Und dann frage ich," fiel Ulrike mit ernstem Nachdruck ein — sie war hinausgetreten und hatte das mißhandelte Werk aufgenommen — „was ist ehrenvoller für den Namen Trachenberg: daß er einer wohlgelungenen Geistesthat voransteht, oder — daß er in der Reihe der Ueberschuldeten zu finden ist?"

„O Du, Du —" zischte die Gräfin fast wortlos vor innerem Grimm, „Du Geißel meines Lebens!" Sie fuhr einige Male wie rasend im Salon auf und ab. „Uebrigens sehe ich nicht ein, was mich zwingt, ferner mit Dir zu leben," sagte sie, plötzlich stehen bleibend, unheimlich ruhig. „Du bist längst über die Zeit hinaus, wo das Küchlein von Anstandswegen unter die Flügel der Mutter gehört. Ich habe Dich lange genug ertragen und gebe Dir Urlaub, unbeschränkten Urlaub. Mache meinetwegen eine langjährige Besuchsreise durch die ganze Sippe — gehe wohin Du willst, nur spute Dich, daß mein Haus rein wird von Deiner Gegenwart!"

Graf Magnus ergriff die Hand der verstoßenen

Schweſter. Die drei Geſchwiſter ſtanden innig vereint der herzloſen Frau gegenüber.

„Mama, Du zwingſt mich, zum erſten Mal mein Recht als Erbherr von Rudisdorf zu betonen,“ ſagte der ſtille, ſanfte Gelehrte mit vor Aufregung tiefgeröthetem Geſicht. „Den Gläubigern gegenüber habe nur ich Anſpruch auf eine Wohnung im Schloſſe und auf das Einkommen, das ſie verwilligt. . . . Die Heimath kannſt Du Ulrike nicht nehmen — ſie bleibt bei mir.“

Die Gräfin wandte ihm den Rücken und ſchritt nach der Thür, durch die ſie gekommen. Der Sohn war ſo vollkommen in ſeinem Rechte, daß ſich auch nicht ein Wort gegen ſeine ernſte Erklärung finden ließ. Sie legte die Hand auf den kreiſchenden Drücker, drehte ſich aber noch einmal um.

„Daß Du Dich nicht unterſtehſt, auch nur einen Groſchen von dem Judasgelde unter die Haushaltungscaſſe zu miſchen!“ befahl ſie Ulrike und zeigte nach den auf dem Sopha liegenden fünfhundert Thalern. „Ich verhungere lieber, ehe ich einen Biſſen anrühre, der mit dem Gelde bezahlt iſt. . . . Den Wein löſe ich aus. Gott ſei Dank, ich habe noch Silberzeug genug aus dem Schiffbruch gerettet! Mag man das

Geräth, von welchem meine Vorfahren ſpeiſten, einſchmelzen — den Schmerz darüber wiegt das Bewußtſein auf, daß ich meine Gäſte auf echt fürſtliche Weiſe, und nicht mittels eines Arbeiterhonorars bewirthe. . . . Dich aber wird die Strafe ſchon ereilen," wandte ſie ſich an Liane, „und zwar dafür, daß auch Du Front gegen Deine Mutter machſt! Komme Du nur nach Schönwerth! Raoul, noch mehr aber der alte Onkel Mainau werden Dir Deinen Sentimentalitäts- und Gelehrtenkram ſchon austreiben."

Sie rauſchte hinaus und warf die Thür ſo hart in's Schloß, daß der Schall noch an der Steinwölbung der fernſten Corridore ſchütternd hinlief.

4.

Seit dieſem Auftritt im Schloß Rudisdorf waren fünf Wochen verſtrichen. Man machte Vorbereitungen zur Hochzeit. Vor ſechs Jahren noch wäre das prächtige Schloß bei einer ſolchen Veranlaſſung ein wimmelnder

Ameisenhaufen gewesen, denn die Frau Gräfin hatte es verstanden, so viel bedienende Hände um sich her in Thätigkeit zu versetzen, wie kaum ein indischer Radscha. Vor sechs Jahren noch hätten blendende Märchenpracht, licht- und lufttrunkene Wogen berauschender Feste dem Freier eine blonde Fee zugetragen — heute holte er die Braut aus verlassenen Gärten, die der Wildniß entgegenwucherten, aus dem statuengeschmückten Steinkoloß, wo die Schemen verrauschter Freuden, hinter Marmorsäulen hockend, sich von den Spinnen mit schmutzigen Schleiern verhängen ließen. . . . Im großen Saal hatte der Gutspächter Getreide aufgeschüttet; auf allen Fenstern lagen die weißen Läden, und wo ein Lichtstrahl eindrang, da fiel er auf ungefegtes Parquet und vollkommen leere Wände.

Es war gut, daß die erlauchten Herren, im Eisenhut und Panzerhemd oder auch das federngeschmückte Barett auf den rothhaarigen Köpfen, zwischen den glänzenden Marmorplatten der Ahnengalerie eingefügt, an den Wänden stillstehen mußten, daß ihre stolzblickenden Frauen und Töchter in Stuartkragen und starrer Goldstoffschleppe nicht hinunterrauschen konnten in den Gartensalon — sie hätten sicher den blinkenden Pfauenwedel oder die steifblätterige Rose aus den bleichen Händen

fallen laſſen und ſie über dem Kopfe zuſammengeſchlagen; denn da kniete Ulrike — die echte Trachenberg, wie die Gräfin immer ſagte — ſie hatte die mottenzerfreſſenen Bezüge von den Sophas und Lehnſtühlen geriſſen und ſchlug mit eigenen gräflichen Händen die Nägel in den großblumigen Zitz, der neuglänzend die Polſter deckte. Die alte Lene aber rieb und bohrte das wurmſtichige Holz der Möbel, bis ein matter Glanz unter ihren Fäuſten entſtand und die Linien der eingefügten Prachtmuſter ſchattenhaft hervorkamen. Dank dem rechtzeitig eingetroffenen Buchhändlerhonorar ſtanden auch neue zierliche Seſſel und Blumentiſche von Korbgeflecht umher. Nun ſtieg Epheugeſpinnſt an den weißen Wänden empor, und aus Gruppen breiter Blattpflanzen hingen Draperien von Clematis und Immergrün auf das Parquet herab. Ein Odem von behaglicher Traulichkeit durchwehte den erſt ſo kahlen Salon, und das war nothwendig, denn hier ſollte das Hochzeitsfrühſtück eingenommen werden.

Während dieſer Vorkehrungen ſchweifte Liane mit Botaniſirbüchſe und Grabſcheit an der Seite ihres Bruders durch Wald und Feld, als habe ſie mit der ganzen Angelegenheit nichts zu ſchaffen. Der Bruder vergaß über allen Wundern der Schöpfung, daß ſein

kleiner Famulus am längſten mit ihm zuſammen gelebt und geſtrebt habe, und von den Lippen der Schweſter kamen geläufig lateiniſche Namen und kritiſche Bemerkungen, nie aber auch nur der Name des fernen Verlobten. Es war ein ſeltſamer Brautſtand.

Im Elternhauſe hatte Liane wohl manchmal die Mainaus nennen hören — ein Lutowiski hatte eine Mainau heimgeführt — aber nie hatte ein perſönlicher Verkehr mit den entfernten Verwandten ſtattgefunden. Da waren plötzlich Briefe aus Schönwerth an die Gräfin Trachenberg eingelaufen, die eifrig beantwortet wurden, und eines Tages kündigte Ihro Erlaucht der jüngſten Tochter kurz und bündig an, daß ſie über deren Hand verfügt und ſie dem Vetter Mainau zugeſagt habe, wobei ſie jeden etwaigen Widerſpruch mit der Bemerkung abſchnitt, daß ſie genau auf dieſelbe Weiſe verlobt worden und dies die einzig ſtandesgemäße Form ſei. . . . Dann war der Bräutigam unerwartet gekommen, Liane hatte kaum Zeit gefunden, ihr von Wind und Geſträuch zerwühltes Haar unter den berüchtigten Sammetſchleifen zu verbergen, da war ſie ſchon in das Zimmer der Mutter befohlen worden. Wie dann Alles gekommen, wußte ſie ſelbſt kaum. Ein ſchöner großer Mann war ihr aus der Fenſterniſche

entgegengetreten; hinter ihm hatte die volle glühende Frühlingssonne durch die Scheiben gefunkelt und sie gezwungen, die Augen niederzuschlagen. Darauf hatte er fast väterlich freundlich zu ihr gesprochen und ihr schließlich seine Hand hingehalten, in die sie auf Befehl der Mutter, noch mehr aber auf die vorhergegangenen geheimen und inständigen Bitten Ulrikens hin, die ihrige gelegt. Er war sofort wieder abgereist, zur unaussprechlichen Erleichterung der Gräfin Trachenberg; denn wie aufgescheuchte Gespenster waren ihre Gedanken während der Verlobung durch die öden Kellerräume, oder die todeseinsamen Johannisbeersaftetiquetten hingeirrt, und die alte Lene hatte drunten in der Küche ihr Gehirn zermartert, wie sie wohl mit den letzten fünf Eiern und einem Restchen Kalbsbraten ein gräfliches Diner herrichte.

Alles die Hochzeit Betreffende wurde zwischen dem Bräutigam und der Mutter schriftlich vereinbart, und nur dem Brautgeschenke hatten einige Zeilen für Liane beigelegen, Zeilen voll ausgesuchter Höflichkeit und Galanterie, aber auch fremd und förmlich — sie wurden mit kalten Augen gelesen und lagen seitdem unberührt bei dem Schmuck im Kasten. Es war dies Alles aber so „prächtig standesgemäß und aristokratisch steif" und

das „Hineinfinden“ Lianens, ihre widerſpruchsloſe Ruhe befriedigten die Gräfin Mutter ſo ſehr, daß ſie ſich einige Tage nach der ſtürmiſchen Scene wieder herbeiließ, mit ihren Kindern zu eſſen und dann und wann ein gnädiges Wort an ſie zu richten. Sie wußte freilich nicht, daß das junge Mädchen unter dem Trennungsſchmerze bereits unſäglich litt — das aber erfuhren ja ſelbſt die Geſchwiſter nicht. . . .

Der Hochzeitsmorgen war da — ein kühler, grauverhangener Julimorgen. Nach trockenheißen Tagen tröpfelte ein ſanfter Regen durch das Gehölzdickicht, und draußen auf den großen ausgedörrten Staudenblättern der Raſenflächen klatſchte er in leiſem unermüdlichem Ticktack und ſammelte ſich zu rollenden Silberperlen. Aus Buſch und Baum und von den Dachrinnen herab zwitſcherten und ſchrieen jubelnd die Vögel, und die alte Lene ſah von ihren ſchmorenden Pfannen hinweg in das graue Gerieſel hinein und freute ſich, daß es der Braut in den Kranz regne.

Ein einziger Wagen rollte in den Schloßhof, noch dazu ein Miethwagen von der nächſten Eiſenbahnſtation. Während er in einer der ungeheuren leeren Remiſen verſchwand, ſtiegen die zwei Angekommenen langſam die Freitreppe des Schloſſes hinauf. Baron Mainau zeigte

ſich auf die Minute pünktlich; er traf der Verabredung gemäß genau eine halbe Stunde vor der Trauung ein.

„Daß Gott erbarm' — das will ein Hochzeiter ſein!“ ſeufzte die alte Lene betrübt auf und trat vom Küchenfenſter zurück.

Droben flog die Glasthür weit auf und die Gräfin Trachenberg eilte heraus. Die Regentropfen ſprühten auf ihre dunkelviolette Sammetſchleppe und glitzerten in den ſchwarzen Scheitelpuffen neben einigen aus dem Schiffbruche geretteten Brillanten. Schmachtend und mit ſanfter Anmuth ſtreckte ſie begrüßend die feinen Hände aus den reichen Spitzenärmeln — wer hätte ihnen zugetraut, daß ſie einen ſchweren Gegenſtand mit der Kraft der Furie zertrümmernd durch die Glasſcheiben ſchleudern konnten!

Man flüchtete vor dem Regen in das Wohnzimmer der Gräfin, und Baron Mainau ſtellte ſeinen Trauzeugen, Herrn von Rüdiger, vor. Zwiſchen die leichte Plauderei, die ſich an die Vorſtellung knüpfte, kreiſchte ein Ara in der Fenſterniſche, und auf dem verblichenen Fußteppich balgten ſich knurrend zwei ſchneeweiße Exemplare einer kleinen Pudelrace. . . . Hätte die alte Lene nicht eine dicke Guirlande über die

Glasthür gehängt, durch welche der Bräutigam kommen mußte, und wäre nicht die effectvolle, königlich stolze Toilette der Gräfin gewesen, es hätte Niemand einfallen können, an einen bevorstehenden feierlichen Act in diesem Hause zu denken, so banal und obenhin plauderte die Dame, so gleichmüthig und unbewegt stand die elegante schwarzbefrackte Gestalt des Bräutigams am Fenster und sah in den stäubenden Regen hinaus, und eine so tiefe Stille und Oede lag seit dem Verrollen der vier Wagenräder wieder über dem weiten, verlassenen Schlosse. Herr von Rüdiger wußte, daß es sich bei dieser Vermählung wie um ein Geschäft handelte; er war selbst zu sehr Weltmann und Cavalier, um ein solches Uebereinkommen nicht ganz in der Ordnung zu finden; aber die spukhafte Einsamkeit ging dem kleinen Beweglichen denn doch „über den Spaß" — es lief ihm fröstelnd über den Rücken, und er athmete ängstlich auf, als endlich der Flügel der gegenüberliegenden Thür feierlich langsam zurückgeschlagen wurde.

Von Ulrike gefolgt, trat die Braut am Arme ihres Bruders ein. Der Schleier fiel über ihr Gesicht bis auf die Brust herab, vom Hinterkopfe aber wallte er auf den Saum des weißen Tüllkleides nieder, das in strenger Einfachheit am Halse schloß und nur mit

einigen Myrthenzweigen beſteckt war — da war kein Faden der ſilberſtrotzenden Robe zu ſehen; die einfachſte Bürgerbraut konnte nicht beſcheidener geſchmückt ſein. Sie kam mit geſenkten Augen näher und bemerkte ſo weder den großen, befremdeten Blick, mit welchem Baron Mainau ſie maß, noch den darauffolgenden ſpöttiſch mitleidigen Ausdruck in ſeinen Zügen — aber ſie ſchauerte in ſich zuſammen, als ihre Mutter in jähem Schrecken auf ſie losfuhr.

„Was ſoll das heißen, Mädchen? Wie ſiehſt Du denn aus? . . . Biſt Du toll?“ Das war der Weiheſpruch, mit welchem die ergrimmte Frau das junge Mädchen auf ſeinem ernſten Gange begrüßte. Sie war ſo empört und vergaß ſich ſo weit, daß ſie die Hand hob, um die Tochter über die Schwelle zurückzuſchieben. „Du gehſt ſofort auf Dein Zimmer und machſt andere Toilette“ — ſie verſtummte unwillkürlich; Baron Mainau hatte die dräuende Hand erfaßt; er ſchwieg, aber mit Blick und Geberde verbat er ſich ſo energiſch jegliche weitere Auslaſſung, daß ſich ſchlechterdings nichts mehr ſagen ließ.

Hinter einem der zurückgeſchlagenen Thürflügel belauſchte die alte Lene mit ſtockendem Athem den Vorgang und wartete nun mit wahrer Inbrunſt auf

den Moment, wo der Bräutigam ihre „schöne, schlanke Gräfin" in seine Arme nehmen und herzhaft küssen werde; aber „dem Stock, dem steifen Peter" fiel das gar nicht ein — mit einigen freundlichen Worten zog er die herabhängende Hand der Braut so leicht und flüchtig an seine Lippen, als fürchte er, sie zu zerbrechen — dabei überreichte er ihr ein prachtvolles Bouquet.

„Blumen haben wir selber," grollte die Alte und ließ ihren Blick den Corridor entlang schweifen, den sie dick mit Tannengrün und Blumen bestreut hatte. . . . Gleich darauf rieselte das verhängnißvolle Tüllkleid über alle die Monatsrosen und Geraniumblüthen, und die Gräfin Mutter, welche nach Fassung ringend am Arm des bestürzten Herrn von Rüdiger dem Brautpaar folgte, kehrte mit ihrer schweren Sammetschleppe die armen Dinger auf einen Haufen zusammen. . . .

Die steinernen Apostelköpfe, die Kanzel und Altar der Rudisdorfer Schloßkirche umkreisten, hatten wohl oft auf ein blasses, freudloses Brautgesicht niedergesehen, hatten manchmal das „Ja" von männlichen Lippen leidenschaftslos und kaltgeschlossen aussprechen hören — denn es war niemals Sitte im Drachenberger Hause gewesen, die Töchter um ihre Meinung zu befragen, noch der „sentimentalen Liebe" irgend welche Be-

rechtigung zuzugestehen — aber noch nie war eine Trauung so ohne Sang und Klang vollzogen worden. Der Bräutigam hatte sich alle müßigen Zeugen und Gaffer ernstlich verbeten. Was würden sie auch Alles zu flüstern gehabt haben über den schönen Mann, der allerdings ritterlich galant seine Braut führte, aber keinen Blick für sie hatte! Nur einmal, als sie knieend den Segen empfing, schien es, als gleite sein Auge momentan gefesselt an ihr nieder — ihre Flechten hingen über die Schultern hinab und lagen lang und schwer, wie träge, in rothem Gold funkelnde Schlangen, neben ihr auf dem weißen Steingetäfel des Fußbodens.

Und nach der Ceremonie, wie trieb der Mann zur Eile! Der Geistliche hatte zu lange gesprochen, und der nächste Zug sollte um keinen Preis versäumt werden. . . . Noch während der Trauung waren einzelne Regentropfen gegen das bunte Glas der Kirchenfenster geflogen — die einzige Musik, welche flüsternd die Einsegnungsformel begleitet hatte — nun brach die Sonne durch das zerflatternde Grau droben; sie entzündete in der bleifarbenen Fontainensäule tausend zuckende Lichter; sie lief durch die dunkle feuchtathmende Allee, über das wogende Gras hin und wischte mit ihrem Feuersaum die Thränentropfen von den Blumen=

blättern; aber sie funkelte auch in den getriebenen Löwenköpfen des mächtigen silbernen Eiskübels, der mit der ganzen Anmaßung einer glanzvollen Vergangenheit im Gartensalon neben dem Frühstückstisch stand — er konnte freilich nicht wissen, daß mancher alte, brave Camerad, der Jahrhunderte hindurch neben ihm im Silberschranke gestanden, inmitten der Eisstücke und unter der Cliquot-Etiquette vergeistigt moussirte. . . . Man nahm das Frühstück stehend ein. Die drei Geschwister aber rührten keinen Bissen an und betheiligten sich auch nicht an dem Gespräche, das der Geistliche angeregt. Sie standen zusammen und sprachen halbflüsternd, und Graf Magnus hielt mit thränenverschleiertem Blicke Lianens Hand — erst in diesem Augenblicke schien sich der stille, menschenscheue Gelehrte bewußt zu werden, was er verlor.

„Juliane, darf ich Dich bitten? — Es ist Zeit!“ sagte plötzlich Baron Mainau in das Stimmengesurr hinein — er war an die Braut herangetreten und hielt ihr seine Uhr hin, die ihre kalten Brillantblitze über sie hinschleuderte.

Sie fuhr erschrocken zusammen — zum ersten Male wurde sie von dieser Stimme beim Namen genannt; er sprach ihn mit freundlicher Zuvorkommenheit aus,

dennoch — wie hart, wie fremd klang er ihr in seiner Unverkürztheit! Selbst die strenge, liebeleere Mutter hatte sie nie so gerufen. . . . Sie verbeugte sich leicht gegen ihn und die Anwesenden und verließ, von Ulrike begleitet, den Salon.

Schweigend, aber wie gejagt, eilten die Schwestern treppauf, in das gemeinschaftliche Wohnzimmer.

„Liane, er ist schrecklich!" schrie Ulrike auf, als die Thür hinter ihnen zugefallen war — und in einen Thränenstrom ausbrechend, warf sich das sonst so unerschütterlich ruhige Mädchen auf das Sopha und vergrub ihr Gesicht in den Kissen.

‚Still, still — mache mir das Herz nicht schwer! . . . Hast Du es anders erwartet? — Ich nicht," beschwichtigte Liane, während ein bitteres Lächeln schattenhaft über ihr tieferblaßtes Gesichtchen glitt. Sie nahm die schöne Myrthenkrone vorsichtig aus dem Haare und legte sie in den Schrein, der bis dahin alle kleinen Andenken aus der Pensionszeit in sich geschlossen. . . . In wenigen Minuten war die Brauttoilette mit dem grauen Reisekleide vertauscht; der runde, mit einem dichten grauen Schleier besteckte Hut wurde unter dem Kinne gebunden und die Hände glitten in die Handschuhe.

„Und nun noch einmal zu Papa!“ sagte Liane gepreßt und griff nach dem Sonnenschirme.

„Nur noch einen Augenblick —“ bat Ulrike.

„Halte mich nicht zurück — ich darf Mainau nicht warten lassen,“ versetzte die junge Dame ernst. Sie umschlang die Schultern der Schwester und trat mit ihr über die Schwelle.

Die sogenannte Marmorgalerie lag in der Beletage und lief in der gleichen Richtung mit der drunten sich hinbreitenden Terrasse, auf welche der Gartensalon mündete. Die Schwestern durchschritten sie, umfangen von der tiefen Dämmerung, welche die festgeschlossenen Läden verbreiteten, in ihrer ganzen ungeheuren Länge bis an das äußerste Ende, wo das Tageslicht, dünn und gespenstig hereinschlüpfend, bleiche Reflexe in dem spiegelglatten röthlich glänzenden Marmorfußboden weckte. Ulrike stieß den Laden geräuschlos auf; alle die Portraits der geharnischten Männer mit dem feurig rothen Schnurrbarte und den bräuenden Mienen blieben im tiefen Dunkel; der volle Sonnenschein concentrirte sich verklärend auf dem Bildnisse einer ehrwürdigen Greisengestalt, welche, die volle weiße Hand auf den Tischteppich gelegt, vor einem braunen Sammetvorhange saß. Das unschöne Wahrzeichen der Trachenberg, das

rothflammende Haupt- und Barthaar, hatte ſich hier in ſeidenweiches Silber umgewandelt und lag voll und glänzend auf dem Scheitel und der Oberlippe.

„Lieber, lieber Papa!“ flüſterte Liane und hob die gefalteten Hände zu ihm empor — ſie war ſein Stolz, ſein Liebling, ſein Neſthäkchen geweſen, deſſen Köpfchen oft ſchlafend an ſeiner Bruſt gelegen und das er noch im ſchweren Todeskampfe mit der unſicheren Hand ſchmeichelnd geliebkoſt hatte. . . . Seitwärts dämmerte ein Frauenbild, eine hagere, ſteifgeſtreckte Geſtalt; ihre Schleppe umſäumte Hermelin; auch die entblößten Schultern hoben ſich ſpitz und gelb aus dem weißen Pelze, und auf der hohen Friſur ſaß ein feines Krönchen — das war Lianens Großmutter väterlicherſeits, auch eine Prinzeſſin, aber aus einem kleinen ſouverainen Fürſtenhauſe. In dieſem ſteifgeſchnürten Leibe hatte kein warmes Herz geklopft — die hellen kalten Augen ſtierten unbarmherzig auf die Enkelin nieder, die niedergeſchlagen, mit thränenumflortem Blicke das alte Erbſchloß verließ, um dem Glanze und Reichthume entgegenzugehen. Sie reckte den dürren Arm mit dem edelſteinbeſetzten Fächer in die Tiefe der Galerie hinein, als wollte ſie, mit dieſer Bewegung über die Bilderreihe hingleitend, ſagen:

„Lauter Convenienzheirathen, auserwählte Geschlechter, berufen nicht zum Lieben, wohl aber zum Herrschen bis in alle Ewigkeit.“ . . .

Und es klang, als gehe ein Flüstern von Lippe zu Lippe — es war aber nur der Zugwind, der hereinsäuselte und den erdentstiegenen Duft, den der Regen geweckt, bis hinunter an die uralten Holztafeln mit den Geharnischten trug. . . . Draußen auf der Terrasse wurde es aber auch lebendig von Männerschritten, die langsam wandelnd vom Gartensalon herkamen und erst am äußersten Ende in gleicher Richtung mit dem offenen Galeriefenster verstummten. Die Schwestern blickten verstohlen hinab. Baron Mainau stand an der Terrassenbrüstung und sah halb abgewendet in die Gegend hinaus — ein vollständig Anderer als der kühle, gehaltene Bräutigam, der bei der Ceremonie pünktlich und tadellos seine Schuldigkeit gethan, nun aber auch mit sichtlichem Wohlbehagen Alles abzuschütteln suchte, was seine stolze, aber auch feurig gewandte Erscheinung für Augenblicke gleichsam in eine Schablone gezwungen hatte. Er war vollkommen reisefertig und hatte sich eine Cigarre angebrannt, deren blaue Wölkchen bis hinauf in die Marmorgalerie stiegen.

„Ich sage nicht ‚Schönheit‘ — mein Gott, wie

viel tausendfältig ist auch der Begriff!" fuhr Freund Rüdiger fort, dessen etwas hohe, weiche Stimme schon während der Wanderung in einzelnen Lauten heraufgeklungen war — jetzt hörte man scharf und klar jede einzelne Silbe. „Nun ja, diese kleine Liane hat weder eine römische, noch griechische Nase — bah, ist auch gar nicht nöthig — das Gesichtchen ist so unsagbar lieblich."

Baron Mainau zuckte die Achseln. „Hm, ja," sagte er in unverkennbar persiflirendem Tone, „ein sittig und bescheiden Mägdelein von furchtsamem Charakter, mit schwärmerischen Mienen und blassen Veilchenaugen à la Lavallière — was weiß ich" — er brach wie gelangweilt ab und zeigte mit einer lebhaften Bewegung in die Landschaft hinaus. „Da sieh 'mal her, Rüdiger! Der Mensch, der den Rudisdorfer Park angelegt hat, ist wirklich ein genialer Kopf gewesen — effectvoller könnte doch der hochgelegene Renaissancebau da drüben nicht herausgehoben sein als durch diese wundervollen Buchengruppen."

„Ach was!" versetzte Herr von Rüdiger geärgert. „Dafür habe ich nie Augen gehabt, das weißt Du. . . . Ein schönes Frauenauge, ein schönes Frauenhaar — tausend noch einmal, was waren das für Flechten, die am Altare heute zu Deinen Füßen lagen!"

„Eine etwas verblaßte Schattirung der Trachenberg'ſchen Familienfarbe," ſagte Mainau leichthin. „Meinetwegen! Das Titianhaar iſt ja jetzt en vogue — die Romane wimmeln von rothköpfigen Heldinnen, die alle unſäglich geliebt werden — Geſchmacksſache! . . . An einer Geliebten wäre es mir undenkbar, aber bei meiner Frau —!!" Er ſtäubte am Terraſſengeländer die Aſche von ſeiner Cigarre und rauchte behaglich weiter.

Liane zog inſtinctmäßig den dichten Schleier über das Geſicht; nicht einmal die Schweſter, die in wortloſem Grimme und Schmerze auf den Sprechenden hinunterſtarrte, durfte die tiefe Gluth der Scham, der Demüthigung auf ihren Wangen ſehen.

Drüben umkreiſte die Gräfin Trachenberg an der Seite des Geiſtlichen das Parterre; ſie kam raſch näher und eilte die Treppe der Terraſſe herauf.

„Auf ein Wort, beſter Raoul!" bat ſie und legte ihren Arm in den ſeinigen. Langſam mit ihm auf- und abgehend, plauderte ſie über alltägliche Dinge, bis die beiden anderen Herren ſich ſo weit entfernt hatten, daß ſie kein Wort mehr auffangen konnten.

„Apropos," ſagte ſie plötzlich ſtehen bleibend, „Du wirſt meinem beſorgten Mutterherzen Rechnung tragen

und mich nicht für gar zu indiscret halten, wenn ich noch im letzten Augenblicke eine penible Angelegenheit berühre — darf ich erfahren, wie viel Nadelgeld Du Lianen zugestehst?"

Die Schwestern konnten sehen, wie er amüsirt die Frau mit dem „besorgten Mutterherzen" fixirte.

„Genau so viel, wie ich meiner ersten Frau zugestanden habe — dreitausend Thaler."

Die Gräfin nickte befriedigt. „Die kann sich freuen — ich war als junge Frau übler dran." — Der Mann neben ihr belächelte spöttisch den tiefen Seufzer, den sie ausstieß. — „Und nicht wahr, Raoul, Du bist auch ein wenig gut mit ihr?" setzte sie affectirt gefühlvoll hinzu.

„Was verstehen Sie darunter, Tante?" fragte er, sofort seinen Schritt hemmend, mit mißtrauischem Blicke und in sehr scharfem Tone. „Halten Sie mich für so plump und tactlos, daß ich gegenüber meiner Frau, der Trägerin meines Namens, jemals die schuldige Artigkeit aus den Augen setzen könnte? . . . Wollen Sie aber mehr, dann ist es gegen die Abrede. — Ich brauche eine Mutter für meinen Knaben und eine Herrin für mein Haus, die mich in meiner Abwesenheit vertritt — und ich werde viel, sehr viel abwesend

ſein. Das Alles wiſſend, haben Sie mir Juliane als ein ſanftes, weibliches Weſen zugeſagt, das ſich vortrefflich in die Stellung finden werde. . . . Liebe kann ich ihr nicht geben; ich bin aber auch gewiſſenhaft genug, in ihrem Herzen keine wecken zu wollen."

Schmerzlich aufweinend breitete Ulrike ihre Arme aus und zog die Schweſter an ihr Herz.

„Um Gott — ereifere Dich doch nicht, Raoul!" bat eingeſchüchtert die Gräfin drunten. „Du haſt mich völlig mißverſtanden. Wer ſpricht denn von einem ſo ſentimentalen Verhältniß? Das könnte doch mir am allerwenigſten einfallen. . . . Ich appellire einfach an Deine Nachſicht. Du haſt ja heute ſelbſt geſehen, wie weit das ‚ewig Weibliche' in ſeiner Beſcheidenheit gehen kann — uns einen ſolchen Streich zu ſpielen mit der Brauttoilette!"

„Laſſen Sie das, Tante — Juliane kann darin handeln, wie ſie Luſt hat. Wenn ſie ſich in die Verhältniſſe zu ſchicken weiß —"

„Dafür ſtehe ich ein. . . . Gott — es iſt ja ſo unſäglich traurig, es ausſprechen zu müſſen — aber Magnus iſt eine Schlafmütze, ein Mann ohne alle Energie, eine Null, allein was ich an ihm verabſcheue, das ziert ſeine Schweſter — Liane iſt ein unbeſchreiblich

harmloſes Kind, und wenn erſt Ulrike, der böſe Geiſt meines Hauſes, nicht mehr auf ſie einzuwirken vermag, dann kannſt Du ſie um den Finger wickeln.“

„Mama iſt ſehr raſch in ihrem Urtheil,“ ſagte Liane bitter, während die Schritte der Sprechenden drunten ſich immer weiter entfernten. „Sie hat ſich nie Mühe gegeben, einen Blick in mein Seelenleben zu werfen — wir waren ja zu allen Zeiten Fremden überlaſſen. . . . Warum weinſt Du, Ulrike? . . . Wir dürfen auf den kalten Egoiſten da unten keinen Stein werfen — habe ich denn mein Herz befragt, als ich meine Hand in die ſeinige legte? Ich habe ‚Ja‘ geſagt aus Furcht vor Mama —“

„Und aus Liebe zu mir und Magnus,“ ergänzte Ulrike mit ſo tonloſer Stimme, als ſei ſie für immer gebrochen an Leib und Seele. „Wir haben Alles aufgeboten, Dich zu überreden; wir wollten Dich retten aus der Hölle unſeres Hauſes und ſind nicht einen Augenblick im Zweifel geweſen, daß Du Liebe finden müßteſt, wohin Du auch kämeſt — und nun wird ſie Dir ſo ſyſtematiſch verweigert. . . . Du, ſo jung —“

„So jung? . . . Ulrike, ich werde im nächſten Monat einundzwanzig Jahre alt; wir haben viel Bitteres und Schmerzliches zuſammen verlebt — ich

bin durchaus nicht das Kind an Erfahrung und Lebensanschauung, als welches Mama mich eben hingestellt hat. . . . Laß mich ohne Sorge mit Mainau gehen — ich will seine Liebe nicht, und bin stolz genug, ihn darüber nie im Zweifel zu lassen. Meine Instituts-zeugnisse bezüglich der Sprachfertigkeit geben mir sehr viel Muth — die Baronin Mainau zieht heute in Schönwerth ein, in Wahrheit aber nur die Erzieherin des kleinen Leo. Ich habe dann einen edlen Wirkungskreis und kann vielleicht manches Gute stiften — mehr will ich nicht für mein ganzes Leben. . . . Lasse uns jetzt Abschied nehmen, Ulrike — bleibe hier bei Papa, während ich das Haus verlasse!"

Sie umarmte die zurückbleibende Schwester wiederholt und stürmisch, dann flog sie, ohne noch einmal die Augen zurückzuwenden, durch die Marmorgalerie hinüber in das Wohnzimmer ihrer Mutter. Dort stand Magnus am Fenster und sah nach dem Wagen, der bereits am Fuße der Freitreppe hielt; die Gräfin Trachenberg kam eben mit den drei Herren über den Schloßhof her. Es war gut, daß sie nicht sehen konnte, wie ihr Sohn, die „Schlafmütze," der „Mensch ohne alle Energie," bitterlich weinend die Schwester umfangen hielt — wie würde sie gezürnt haben über

dieſen herzzerreißenden Abſchied, der „ſo wenig ſtandesgemäß“ war!

Liane ſtieg mit feſtem Schritt, den Schleier über das Geſicht gezogen, die Treppe hinab. „Geh' mit Gott und meinem Segen, liebes Kind!“ ſagte die Gräfin mit theatraliſcher Geberde und ließ die Hand einen Moment über dem Haupte der Tochter ſchweben; dann hob ſie den Schleier empor und berührte die weiße Stirn der jungen Frau mit kühlen Lippen.

Wenige Minuten darauf rollte der Wagen auf der Chauſſee, die nach der nächſten Eiſenbahnſtation führte.

5.

Nach vierſtündiger Fahrt ſtiegen die Reiſenden auf dem Bahnhof der Reſidenz aus. Hier trat bereits das neue Leben in all ſeinem Glanz an die junge Frau heran. Die Equipage, die ſie erwartete, um ſie nach dem eine Stunde entfernten Schönwerth zu bringen, fiel auf durch das Feenhafte ihrer ganzen Ausſtattung — man mußte ſich ſofort ſagen, daß der mattſilbern

ſchimmernde, milchweiße Atlas im Fond nur beſtimmt ſein könne, eine junge, verwöhnte Schönheit zu umſchmiegen — das ſtaubgraue, ſchlichte Reiſekleid der jungen Dame, die ſich ſtill gelaſſen in die Ecke zurücklehnte, ſah demnach faſt aus wie die dürftige Hülle eines Köhlerkindes, das ein verliebter Märchenprinz im Walde aufgeleſen hat und in ſein Schloß entführt.

Während Herr von Rüdiger den Platz neben Liane einnahm, ſchwang ſich Baron Mainau auf den Bock und ergriff die Zügel. Er ſaß ſtolz nachläſſig droben; das von ihm beherrſchte Geſpann aber brauſte wie tollkühn die glatte, breite Chauſſee hin, die einen Theil des Parkes quer durchſchnitt. . . . Dort blinkte der Teich auf, und über dem Fiſcherdörfchen kreiſte ein Flug weißglänzender Feldtauben, ſonſt war es todtenſtill und verlaſſen drüben. Nun lief die Fahrſtraße zwiſchen dichtgedrängten Waldbaumrieſen hin, die ihr nur widerwillig Raum gaben -- hier und da ließ ein jäh vorbeifliegender ſchmaler Durchhau die ſonnige Landſchaft draußen wie einen Edelſtein im Baumdunkel aufblitzen.

Da flog plötzlich, auf fünfzig Schritt Entfernung, ſeitwärts aus dem Dickicht eine Reiterin mitten auf

die Chauſſee — faſt ſchien es, als ſtelle ſie die heranbrauſende Equipage.

„Mainau — die Herzogin!“ rief Herr von Rüdiger, erſchrocken auffahrend; aber ſchon hemmte das herrliche Geſpann, infolge einer einzigen Bewegung ſeines Lenkers den raſenden Galopp und ging im Schritt. . . . Eine zweite Dame ſprengte aus dem Walde und folgte der Herzogin. Sie kamen raſch näher. So mag man ſich den über das Schlachtfeld reitenden Todesengel denken, wie dieſe fürſtliche Reiterin im langwallenden ſchwarzen Gewande, unter den in den Nacken zurückgeworfenen bläulich-ſchwarzen Haarmaſſen — zu ſchwer, als daß ſie der Windhauch zu heben vermochte — das ſchöne, aber geſpenſtig farbloſe Antlitz, das in dieſem Augenblick ſelbſt auf den Lippen nicht die leiſeſte Färbung der lebendig rollenden Blutwelle zeigte.

„Glück zu, Baron Mainau!“ rief ſie mit einer ſtolz grüßenden Handbewegung ihm entgegen, der ſich tief vor ihr neigte. Welcher Hohn lag in dieſen faſt ſchleppend langſamen, und doch ſo ſcharf accentuirten Lauten der vollen, tiefen Frauenſtimme! . . . Hatte ſie eine unvorſichtige Bewegung gemacht, oder ſcheute das ſchöne, feurige Thier, das ſie ritt — genug, es

trug sie plötzlich mit einem wilden Satze dicht an den Schlag des langsam vorüberrollenden Wagens.

„Bleiben Sie sitzen, Herr von Rüdiger!“ winkte sie dem Emporschnellenden herablassend zu, ohne ihn anzusehen — ihre flammenden Augen suchten vielmehr in verzehrender Unruhe den herabgelassenen Schleier der erschrockenen jungen Frau zu durchdringen — im nächsten Augenblick schon stoben die Reiterinnen wieder dahin; einige Secunden lang jagten die zwei Pferde, Leib an Leib, nebeneinander, und die geschmeidige Hofdame bog sich zu ihrer Herrin hinüber. „Diese kleine, graue Nonne ist wirklich ein Trachenberg'scher Rothkopf, Hoheit,“ rief der hübsche Mädchenmund ungenirt. Das Rädergeroll verschlang den Zuruf; aber Baron Mainau, der sich zurückgewendet hatte, sah die bezeichnende Geberde der Dame — er lächelte; Liane sah zum ersten Male dieses stolze Lächeln des Triumphes, der befriedigten Eitelkeit, sah zum ersten Male seine Augen in jenem Feuer aufstrahlen, das so gefährlich war. Die Ecke, in der seine junge Frau saß, hatte sein Blick nicht einmal gestreift — diese absolute Indolenz und Gleichgültigkeit war so sichtlich unbewußt, daß selbst Freund Rüdiger einsah, sie habe mit jener affectirten geringschätzenden Ruhe nichts gemein, die der schöne Mann

aus Caprice oft den blendendſten Frauen gegenüber zeigte.

Die Apfelſchimmel brauſten wieder über die Chauſſee hin, ſo wildtoſend und ſchwindelnd ſchnell, als habe die ſchöne, bleiche Fürſtin mit ihrem „Glück zu!“ alle Gluth in den Adern des Lenkers zur Flamme geſchürt. Der Blick der jungen Frau hing an jeder ſeiner Bewegungen. Die Begegnung im Walde hatte plötzlich ein Streiflicht auf die neuen Verhältniſſe geworfen — nun wußte ſie, weshalb Mainau ihr niemals Liebe geben konnte.

Die letzten Waldbäume flogen vorüber, dann ging es bergab in das Schönwerther Thal, durch Anlagen, mit denen ſich der herzogliche Park nicht meſſen durfte. Eine Zeitlang lief ein hohes Gitter, fein wie Spinnweben, in gleicher Richtung mit dem Fahrweg; weit drinnen, von dieſem durchſichtigen Drahtſchleier grau verhangen, hoben ſich fremdartige Wipfel in die blaue Luft; aus ungeheuren Staudenkelchen dämmerten glühende Blüthenriſpen herüber, wie Korallenſchnüre aus grüner Meerfluth. Dann drängte ſich ſecundenlang eine Wand von Mimoſengeſträuch verdunkelnd an das Gitter — ſie zerriß, und erſchreckend jäh trat ein grellbemalter Hindutempel mit goldſtrahlenden Kuppeln hervor; an ſeine breit herniederſteigende Marmortreppe klopften

die bläulich durchsichtigen Wasser eines großen Weihers, und im Vordergrunde, auf dem feingeschorenen Uferrasen stand ein mächtiger Stier, die breite Stirn majestätisch nach dem vorüberrollenden Wagen gewandt. . . . Das war wie ein sonnengoldener, über das märchenhafte Indien hinflatternder Traum — mit dem Ende des Drahtnetzes erlosch er spurlos; da rauschten wieder ehrwürdige Linden, und die dunklen Fichten hingen greisenhaft ernst ihre langen Bärte über die jungen weißen Kleeblüthen der Wiesen.

Noch einen kühnen Bogen mitten durch uralten, dunkelnden Maßholderbusch beschrieb der Fahrweg, dann rollte der Wagen über eine freie Kiesfläche und hielt vor dem Portale des Schönwerther Schlosses.

Mehrere Lakaien in Galalivrée stürzten herbei, und der Haushofmeister in schwarzem Frack und weißer Weste öffnete unter einem tiefen Bückling den Wagenschlag. . . . Liane war vor mehreren Jahren ungesehen Zeugin gewesen, wie der junge Förster in Rudisdorf seine Braut mit starken Armen aus dem Wagen gehoben und jubelnd in sein Forsthaus getragen hatte — hier warf der neue Eheherr dem Stallknecht die Zügel hin, trat kühlgelassen, wenn auch mit sehr verbindlicher Haltung, an den Wagen, und die linke Hand

der jungen Dame zart, mit kaum fühlbarer Berührung ergreifend, half er ihr über den Tritt herab. Unter etwas festerem Druck legte er die unwillkürlich zurückschreckende Hand auf seinen Arm und führte die neue Herrin von Schönwerth über die Schwelle.

Ihr war, als betrete sie einen Dom, so gewaltig, so feierlich erhaben wölbte sich der Thorbogen über ihrem Haupte, und ein so kirchenartiges Licht fiel durch das bunte Glas der Spitzbogenfenster in die weite Treppenhalle. Diese schillernden Reflexe, die hier das Purpurgewand einer Muttergottes als rosige Fluth auf den hallenden Fußboden warfen und dort die Palmenkuppel über der ruhenden heiligen Familie leuchtend grün an der rothen Porphyrwand herabfließen ließen, sie waren doch nur ein verfälschtes, erkaltetes Sonnenlicht; selbst der breite, die Treppen herablaufende Teppich, so weich und elastisch er sich auch dem Stein anschmiegte, vervollständigte den Eindruck eines überall absichtlich, wie in einer Abtei, festgehaltenen kirchlichen Stils — er zeigte die sprühende, überladene Farbenpracht, aber auch die steifen, geistlosen Linien des byzantinischen Geschmacks in seiner letzten Periode.

Kaum eingetreten, blieb Mainau überrascht stehen, und seine Augen richteten sich zornfunkelnd auf den

Haushofmeister. Der tief niedergeduckte Mann räusperte sich verlegen hinter der vorgehaltenen Hand — man sah, nicht um die Welt hätte er seine Augen erheben mögen, um dem Blick des Gebieters noch einmal zu begegnen. „Ich durfte nicht, gnädiger Herr," sagte er leise. „Der gnädige Herr Baron haben nicht erlaubt, daß die Orangerie aufgestellt wurde, und die Guirlanden mußten auch wieder abgenommen werden — von wegen der hochseligen gnädigen Frau."

Ein Feuerstrom schoß dem Schloßherrn über das Gesicht. Mit katzenartiger, lautloser Geschmeidigkeit machten die Lakaien einen Rettungsversuch hinaus in's Freie, die klägliche Gestalt des Haushofmeisters aber, der auf seinem Posten aushalten mußte, sank tief in sich zusammen. . . . Der gefürchtete Sturmausbruch beschränkte sich diesmal auf ein unbeschreiblich spöttisches Lächeln, das den Mund des schönen Mannes entstellte.

„Du siehst mich beschämt, Juliane," sagte er — an seiner Stimme hörte man den inneren Kampf mit dem Zorn — „Ich bin außer Stande, mich zu revanchiren. In Rudisdorf hatten wir Blumen auf dem Wege — hier trittst Du in ein ungeschmücktes Haus. Entschuldige den Onkel — diese hochselige gnädige Frau war seine Tochter."

Er ließ ihr keine Zeit zur Antwort. Im Sturmschritt — voran der dahinstiebende, in Dienstfertigkeit ersterbende Haushofmeister und mit Kopfschütteln nachstrebend Freund Rüdiger — führte er die junge Frau die Treppe hinauf durch Prachtsäle, denen sich eine herrliche Spiegelgalerie anschloß. Liane sah sich am Arm des hohen, stolzen Mannes dahinschreiten — der Gestalt und Haltung nach gehörten sie zusammen; aber welch eine himmelweite Kluft lag zwischen den Seelen, die ein geschäftsmäßiger Vertrag, sanctionirt durch Priesterwort, heute aneinander geschmiedet hatte!

Der Haushofmeister schlug mit feierlich bedeutungsvoller Geberde die Flügel der Ausgangsthür zurück — eine Art von Schwindel ergriff die junge Frau; trotz der klafterdicken Steinwände und der imposanten Deckenwölbung war es schwül und heiß in der Galerie; die ganze Glühhitze der Julisonne fiel durch die unverhüllten Scheiben der langen Fensterreihe — und dort an der gegenüberliegenden Wand des weiten Salons loderten die hellen Flammen im Kamin. Dicke Teppichstoffe bedeckten die Wände, den Fußboden und drapirten Fenster und Thüren; auf den letzteren lagen noch besondere, hermetisch schließende, wattirte Flügel — überall sah man das ängstliche Bestreben, Wärme zu

erzeugen und die äußere Luft abzuwehren, und in dieſer ſchweren Atmoſphäre, die auch noch ganze Wolken ſtarker Eſſenzen erſtickend füllten, ſaß ein fröſtelnder Mann. Seine Füße, nahe an die praſſelnden Holzklötze gerückt, waren in ſeidene Steppdecken gehüllt; ihre ganze Lage hatte etwas leblos Unbewegliches; dagegen zeigte der Oberkörper eine faſt jugendlich graziöſe Leichtigkeit in der Haltung. Er war im ſchwarzen Frack, und über der ſchneeweißen Halsbinde ſaß ein kleines, feines, kluges Geſicht, deſſen kränkliche Bläſſe leichenhaft angehaucht wurde durch das unerquickliche Gemiſch von Tageslicht und bleichgelbem Flammenſchein — das war der Hofmarſchall Baron von Mainau.

„Lieber Onkel, erlaube mir, Dir meine junge Frau vorzuſtellen," ſagte Mainau ziemlich lakoniſch, während Liane den Schleier über die Hutkrempe zurückſchlug und ſich verbeugte.

Die kleinen braunen Augen des altern Herrn richteten ſich ſcharf auf ihr Geſicht. „Du weißt ja, mein lieber Raoul," verſetzte er langſam und bedächtig, ohne den Blick von der Erröthenden wegzuwenden, „daß ich die junge Dame nicht als Deine Frau begrüßen kann, bevor unſere Kirche die Ehe ſanctionirt hat."

„Mit nichten, Onkel!" fuhr Mainau auf. „Ich

erfahre erſt in dieſem Augenblicke, bis zu welcher haarſträubenden Rückſichtsloſigkeit Deine Bigotterie ſich ſteigern kann, ſonſt würde ich wohl einer ſolchen Auslaſſung vorzubeugen gewußt haben.“

„Ta, ta, ta — nicht ereifern, beſter Raoul! Das ſind Glaubensſachen, und darüber ſtreiten noble Naturen nicht,“ ſagte der Hofmarſchall begütigend — es war nicht zu verkennen, der ſchwächliche Mann mit dem geiſtreichen Geſichte hatte Furcht vor der drohenden Stimme des Neffen. „Einſtweilen heiße ich Sie als Gräfin Trachenberg willkommen — Sie tragen einen vortrefflichen Namen,“ wandte er ſich an Liane. Er reichte ihr ſeine Rechte begrüßend hin — ſie zögerte, ihre Hand zwiſchen dieſe bleichen, ſchmalen, etwas verkrümmten Finger zu legen; ein zorniger Schrecken zitterte in ihr nach. Sie hatte gewußt, daß die Ehe noch einmal, am ſelben Tage, nach katholiſchem Ritus eingeſegnet werden ſolle — die Mainaus waren Katholiken —, aber daß man die in Rudisdorf vollzogene proteſtantiſche Trauung für ſo vollkommen null und nichtig in dieſem Hauſe erklärte, das traf ſie wie ein niederſchmetternder Schlag.

Der alte Baron that, als bemerke er ihr Zögern nicht, und ergriff ſtatt ihrer Hand die Spitze einer

ihrer niederhängenden Flechten. „Sieh da, wie hübsch!“ sagte er galant. „Ihr alter erlauchter Name braucht nicht genannt zu werden, sein untrügliches Wahrzeichen wird Sie überall einführen — Das hat geleuchtet, schon in den Kreuzzügen! . . . Nicht immer ist die Natur so zuvorkommend, den Stempel der Geschlechter in allen Generationen festzuhalten, wie bei der dicken Unterlippe der Habsburger und dem Trachenberger Rothhaar.“ — Er lächelte so verbindlich, wie man nur lächeln kann nach einer wohlgemeint ausgesprochenen Liebenswürdigkeit.

Freund Rüdiger kämpfte mit einem Hüsteln, und Mainau wandte sich hastig nach dem nächsten Fenster. Da stand der kleine Leo, regungslos und starren Auges die neue Mama musternd; die reizende Knabengestalt lehnte nachlässig an dem riesigen Körper eines Leonberger Hundes, und die Rechte mit der berühmten Gerte hing über den Rücken des Thieres hinab — es war eine Gruppe, wie für den Pinsel oder Meißel hingestellt.

„Leo, begrüße die liebe Mama,“ befahl Mainau in unverkennbar aufgeregtem Tone. Liane wartete nicht, bis der Knabe zu ihr kam. In dieser entsetzlichen Umgebung leuchtete ihr das schöne Kindergesicht,

ungeachtet seines feindselig trotzigen Blickes, wie ein tröstender Lichtschein entgegen. Sie trat rasch hinüber. Das zarte Antlitz mit dem blumenweißen Teint bog sich über den Knaben und ein würziger Athem berührte seine Lippen.

„Willst Du mich ein wenig lieb haben, Leo?“ flüsterte sie — das klang flehend, und in ihrer Stimme klopfte es wie leises Schluchzen. Die großen Augen des Kindes verloren den festen Blick. Aengstlich erstaunt fuhren sie über das Gesicht der neuen Mutter hin — da fiel polternd die Gerte zur Erde, und plötzlich schlangen sich zwei Kinderarme festpressend um den Nacken der jungen Frau.

„Ja, Mama, ich will Dich lieb haben!“ versicherte der Kleine in dem ihm eigenen derbaufrichtigen Tone. Er sah neben ihrer Schulter hinweg nach seinem Vater. „Es ist ja gar nicht wahr, Papa,“ sagte er fast brummig, „sie ist keine Hopfenstange, und ihre Zöpfe sind lange nicht so schlimm, wie bei unserem —“

„Leo — vorlauter Bursch'!“ schnitt Mainau die weiteren Auslassungen des Kindes ab. Er war sichtlich beschämt und in der peinlichsten Verlegenheit, während um Lippen und Augen des alten Herrn ein

verhaltenes Lachen zuckte. Herr von Rüdiger verfiel abermals in einen heftigen Hustenanfall.

„Mein Gott, was hat denn der arme Sünder da verbrochen?“ unterbrach er plötzlich sein diplomatisches Manöver — er zeigte nach einer der dunkelsten Zimmerecken; dort kniete Gabriel mit gesenktem Kopfe vor einem Stuhle; die Hände lagen gefaltet auf einem dicken Buche.

„Mosje Leo ist unfolgsam gewesen; ich kann den widerhaarigen Burschen nicht empfindlicher züchtigen, als wenn ich Gabriel für ihn büßen lasse,“ sagte der Onkel gelassen.

„Was — sind denn in Schönwerth die Prügelknaben wieder Mode geworden?“

„Wollte Gott, sie wären nie aus der Mode gekommen! Dann stünde es besser um uns Alle,“ versetzte der Hofmarschall schneidend.

„Steh' auf, Gabriel!“ befahl Mainau, seinem Onkel den Rücken wendend. Der Knabe erhob sich, und Mainau nahm mit einem sarkastischen Lächeln das dickleibige Legendenbuch auf, aus welchem der arme Sündenbock allem Anscheine nach hatte vorlesen müssen.

Mitten in diese peinliche Scene hinein trat der Haushofmeister. Er trug eine Platte voll Erfrischungen.

So tief gereizt der alte Herr in diesem Momente auch sein mochte, er richtete doch sofort seine Augen scharf musternd auf den reichbesetzten Silberteller, den ihm der Haushofmeister auf seinen Wink hinhielt.

„Ich werde dem hirnlosen Verschwender drunten in der Küche wohl einmal das Handwerk legen müssen," murmelte er ingrimmig. „Solche Berge des theuersten Fruchteises! . . . Ist er verrückt?"

„Der junge Herr Baron haben so befohlen," beeilte sich der Haushofmeister leise zu sagen.

„Was giebt's?" fragte Mainan; er warf den Folianten auf den Stuhl und trat mit finster gefalteter Stirn näher heran.

„Nichts von Belang, mein Freund," begütigte der Onkel mit einem scheuen Seitenblick — er war erschrocken und so roth geworden wie ein junges Mädchen, das man bei einem oft gerügten Fehler ertappt. „Bitte, liebe Gräfin, legen Sie doch endlich einmal den Hut ab," sagte er zu der jungen Frau, „und essen Sie ein wenig von diesem Ananaseise! — Sie werden der Erquickung bedürfen nach der heißen Fahrt."

Liane strich liebkosend mit der Hand über den Lockenkopf des kleinen Leo und küßte abschiednehmend

ſeine Stirn. „Ich muß danken, Herr Hofmarſchall,“ verſetzte ſie ſehr ruhig. „Sie verweigern mir vorläufig die Stellung der Hausfrau und den Namen Mainau — die Gräfin Trachenberg aber kann unmöglich dem Anſtand und der guten Sitte in das Geſicht ſchlagen, indem ſie ohne weiblichen Schutz in einem fremden Hauſe in Herrengeſellſchaft verbleibt. Darf ich bitten, daß man mir ein Zimmer anweiſt, in welches ich mich bis zu der Ceremonie zurückziehen kann?“

Vielleicht war der alte Herr mit dem impertinenten Diplomatengeſicht noch niemals ſo energiſch zurechtgewieſen worden, oder er hatte in der überaus einfach gekleideten Mädchengeſtalt, unter dem das jugendliche Antlitz halb verdeckenden grauen Schleier die Schüchternheit und das Gedrücktſein der finanziellen Verarmung nothwendig vorausgeſetzt — genug, ſeine Augen öffneten ſich weit, und der ſonſt unleugbar geiſtvolle Ausdruck ſeiner Züge wich einer nichts weniger als ſchlagfertigen Verblüfftheit. . . . Herr von Rüdiger rieb ſich hinter ſeinem Rücken ſchadenfroh die Hände, Mainau aber fuhr in ſprachloſer Ueberraſchung herum — hatte wirklich „das beſcheidene Mägdelein mit dem furchtſamen Charakter“ geſprochen?

„Eh — wir ſind ſehr empfindlich, meine kleine

Gräfin," sagte der Onkel nach einem verlegenen Räuspern.

Mainau trat an die Seite seiner jungen Frau. „Du bist sehr im Irrthume, Juliane, wenn Du meinst, Deine Rechte als Hausfrau könnten Dir in Schönwerth auch nur um ein kleines Bruchtheil verkümmert werden," sagte er mit verhaltener Stimme — er kämpfte schwer mit seinem hervorbrechenden Ingrimme. „Für mich ist die Rudisdorfer Trauung vollkommen rechtskräftig — sie giebt Dir für immer meinen Namen, und wie man hier in diesen vier Wänden darüber denkt, das darf Dich nicht anfechten. . . . Erlaube mir, Dich in Deine Appartements zu führen."

Er reichte ihr den Arm und ohne den alten Herrn weiter zu begrüßen, führte er sie hinaus. Während sie die Spiegelgalerie wieder durchschritten, sprach er kein Wort; auf der Treppe aber blieb er einen Moment stehen. „Du bist beleidigt worden, und das trifft meinen Stolz genau so empfindlich wie den Deinen," hob er viel ruhiger an, als er droben gesprochen. „Aber ich gebe Dir zu bedenken, daß meine erste Frau die Tochter jenes kranken Mannes, sein einziges Kind gewesen ist. Die zweite Frau muß es sich stets gefallen lassen, ein Gegenstand schmerzlicher Eifersucht

für die Verwandten der Verstorbenen zu sein. . . . Ich muß Dich bitten, auszuharren, bis die Macht der Gewohnheit wirkt. . . . Schönwerth zu verlassen und mit Dir auf einem meiner anderen Güter zu leben, vermag ich nicht — es handelt sich hauptsächlich darum, Leo unter mütterliche Aufsicht zu bringen: der Kleine aber *muß* hier bleiben — ich darf dem Großvater den einzigen Enkel nicht nehmen."

Liane stieg schweigend die Stufen weiter hinab; es war ihr fast unmöglich, zu diesem grausamen Egoisten zu sprechen, der sie an sich gefesselt, um sie völlig unvorbereitet den widerwärtigsten Verhältnissen gegenüberzustellen.

„Sie werden begreifen, daß ich keinen anderen Wunsch habe, als den, wieder da hinaus gehen zu dürfen," versetzte sie endlich und zeigte nach der sonnigen Landschaft durch das offene Thor, an welchem sie eben vorüberschritten. „Wäre nicht der Gedanke, daß ich mit meiner sofortigen Heimkehr nach Rudisdorf *selbst* die bindende Kraft meiner Kirche verneinte —"

„Es sollte Dir auch einigermaßen schwer werden, einen solchen Schritt auszuführen," unterbrach er sie

eiskalt, indem er einen langen Säulengang im Erdgeschosse mit ihr durchmaß. „Ich brauche Dir wohl nicht erst zu versichern, daß ich mich nicht so ohne Weiteres compromittiren lasse. . . . Hm, ja — Trauung und Trennung so eng beieinander! Das wäre wieder einmal so etwas für die guten Leute, die sich vor meinen ‚Bizarrerien und Extravaganzen' fromm bekreuzen. . . . Ich bin stets herzlich gern bereit, ihnen Stoff zu liefern — warum denn nicht? Diesmal aber verzichte ich auf den pikanten Scandal."

Er ließ ihren Arm von dem seinen niedergleiten und öffnete eine Thür. „Hier Deine Appartements — siehe zu, wie Du sie Deinen Bedürfnissen und Neigungen unterthan machst! Jeder Deiner Wünsche, bezüglich einer Veränderung, wird selbstverständlich ohne Widerrede sofort erfüllt werden." Er trat nach ihr ein und ließ den Blick durch die mit übermäßigem Luxus ausgestattete Zimmerreihe gleiten — ein böses Gemisch von Hohn und Groll lag in dem finstern Lächeln, das über sein schönes Gesicht huschte. „Valerie hat sie bewohnt — aber fürchte Dich nicht," sagte er, in den frivolen, persiflirenden Ton verfallend, vor welchem „die Damen wie die Lämmer zitterten" — „ihre Seele war luftig und flatternd, als sei auch sie

nur aus den kostbaren echten Spitzen zusammengewoben, in die sie ihren verwöhnten Körper zu hüllen liebte. Zudem trug sie die untrüglichen Engelsflügel einer strengen Frömmigkeit — sie ist im Himmel.

Er schellte der Kammerjungfer und stellte sie der neuen Herrin vor. Dann machte er Liane darauf aufmerksam, daß er sie nach einer Stunde zur Trauung abholen werde, und ehe sie noch ein Wort erwidern konnte, hatte er das Zimmer verlassen. Zugleich schlüpfte die Zofe durch die entgegengesetzte Thür, um im Ankleidezimmer Alles zur Toilette vorzubereiten.

6.

Da stand die junge Dame allein, inmitten einer wildfremden Umgebung. Im ersten Augenblicke gab sie dem Gefühle einer fast sinnlosen Angst nach — sie lief durch die Gemächer und griff auf jedes Thürschloß; nein, sie war nicht gefangen, selbst die in's Freie führende Glasthür des einen Salons flog sofort unter

dem Drucke ihrer Hand auf, und nichts hinderte sie, das Haus flüchtend zu verlassen. . . . Flüchten? War sie denn nicht freiwillig hierher gekommen? Hatte es nicht doch einzig und allein in ihrer Hand gelegen, Nein zu sagen, trotz der grimmig drohenden Blicke der Mutter und der Bitten ihrer Geschwister? . . . Sie hatte sich stumpfsinnig einem furchtbaren Irrthume hingegeben, und an diesem Irrthume trug ihr Institutsleben die Schuld. Die meisten ihrer Mitschülerinnen, Töchter der ältesten Adelsfamilien, hatten schon nicht mehr über ihre Hand zu verfügen gehabt; sie waren durch Uebereinkommen der Eltern versprochen gewesen und waren fast alle vom Institute aus durch einen sehr kurzen, erklärten Brautstand in die Ehe gegangen, ja, eine derselben, eine schöne junge Dame, von welcher Liane wußte, daß sie eine tiefe Liebe zu einem Bürgerlichen im Herzen trug, hatte sich, ohne ein Wort des Widerspruchs, mit einem alternden Standesherrn verheirathet. . . . Unter dem Einfluß dieser Erfahrungen und Anschauungen und bestärkt durch Mutter und Geschwister, hatte sie gewähnt, daß dazu gar kein besonderer Entschluß gehöre — vielmehr ergebe er sich von selbst aus den gebotenen Verhältnissen. Magnus und Ulrike hatten sie retten wollen aus der Hölle da-

heim, und ſie hatte ſich retten laſſen — nicht das mindeſte Recht ſtand ihr zu, Mainau anzuklagen, daß er ſie betrogen habe. Sie brachte ja auch nichts mit, als den guten Willen, treulich den neuen Pflichten zu leben. Wie fielen ihr jetzt die Schuppen von den Augen! Sie war für immer losgetrennt von Denen, die ſie liebte, und hatte nicht die geringſte Hoffnung, für dieſes Aufgeben je entſchädigt zu werden; ja, ſie mußte ſich auf eine Art Gefrierpunkt dem Manne gegenüberſtellen, an den ſie zeitlebens gekettet war, der ihr keine Liebe geben konnte und nichts weniger wünſchte, als von ihr geliebt zu werden. . . Ein ganzes langes Leben in der Fremde ohne das Gefühl, einwurzeln zu dürfen durch gegenſeitige Sympathie! . . .

Sie warf einen heißen Blick nach oben — er blieb in Wolken von ſtrahlend blauem Atlas hängen. Jetzt erſt ſah ſie, daß dieſer glänzende Stoff ſie umrieſele, als ſchwimme ſie im Aether. . . . Nach der bitteren Ironie, mit welcher Mainau von ihr geſprochen, mochte die Frau, die hier gewohnt, wohl ein eigenſinniges Köpfchen geweſen ſein, ein verzogenes Kind, das in übler Laune mit den kleinen Füßen ſtampfte und den zarten, verwöhnten Körper rückſichtslos hintenüberwarf, und das konnte ſie hier ungeſtraft — unter

den Füßen ſchwoll ein zolldicker, mit blauen Cyanen beſtreuter Teppich, und in dem ganzen kleinen, üppigen Boudoir war nicht eine harte Holzkante zu ſehen — Polſter und weicher, gleißender Atlas, wohin man ſah! . . . Liane öffnete ein Fenſter — dieſe Verſtorbene mußte ſich in Jasminduft förmlich gebadet haben; er füllte betäubend die Luft und entſtrömte ſelbſt den Gardinen und Wandbehängen. Zog nicht in dieſem Augenblicke, wo die zweite Frau mit dem eigenmächtigen Oeffnen des Fenſters gleichſam von dieſen Räumen Beſitz ergriff, „die flatternde, aus Spitzen gewobene Seele,“ die auf den Engelsflügeln ſtrenger Frömmigkeit in den Himmel zurückgekehrt ſein ſollte, zürnend und aufſeufzend droben am Plafond hin? Wie ein Hauch, und doch beſtimmt, hatte der weiche Klagelaut einer Frauenſtimme Lianens Ohr berührt. Sie blieb mit zurückgehaltenem Athem ſtehen und horchte. Da trat das Kammermädchen ein, um zu melden, daß zur Toilette Alles vorgerichtet ſei.

„Was iſt das?“ fragte die junge Dame — ſie war im Begriff, über die Schwelle des Nebenzimmers zu gehen, als jener eigenthümliche Klang wieder durch das Zimmer ſchwebte — diesmal kam er unbeſtritten durch das Fenſter.

„Da drüben in dem Baume hängen Windharfen, gnädige Frau," verſetzte das Mädchen.

Sie ſah hinüber und ſchüttelte den Kopf. „Aber es rührt ſich ja kein Lüftchen!"

„Vielleicht kommt es von dort her, wo die Frau ſeit vielen Jahren krank liegt," meinte ſie und zeigte nach dem fern vorüberlaufenden Drahtgitter, hinter welchem ein röthlich blinkender Obelisk in die Lüfte ſtieg. „Ich weiß es nicht — ich bin ſelbſt erſt ſeit acht Tagen in Schönwerth. . . . Die Leute kümmern ſich nicht darum, und in der Küche ſagten ſie nur, ſie hätte das Gnadenbrod im Hauſe — ſchrecklich — ſie ſoll nicht einmal getauft ſein. . . . Hinter das Gitter traue ich mich nicht — ich fürchte mich vor dem großen, tückiſchen Ochſen, und die Bäume wimmeln von Affen — gräuliche Thiere — puh!"

Liane ging ſchweigend in das Nebenzimmer und überließ ſich den flinken Händen der Redſeligen. Diesmal rauſchte und klirrte der Silberſtoff um die bräutliche Geſtalt her, und als ſie nach einer halben Stunde im blauen Boudoir Mainau entgegentrat, da fuhr er ſichtlich zurück. . . . Die „Hopfenſtange" verſtand es, die Silberſchleppe zu tragen, die „Hopfenſtange" hatte Schultern und Arme von ſo unvergleichlicher Schönheit,

daß nur völliger Mangel an Coquetterie und ein keuſches, ernſtes Denken dieſe Vorzüge bisher achtlos unter verhüllenden Stoffen hatten verbergen mögen. . . . Ein Orangenblüthenkranz lag in dem hochaufſchwellenden, vielverhöhnten Rothhaar — es hob ſich in wuchtiger Pracht, wie mit goldfunkelndem Thau überhaucht, von den blauglänzenden Wänden des Zimmers.

„Ich danke Dir, Juliane, daß Du Deine Vorliebe für ein beſcheidenes Auftreten ſo tactvoll unterdrückſt und in meinem Hauſe erſcheinſt, wie es Deine Stellung nun einmal verlangt," ſagte er freundlich, wenn auch nicht ohne Betroffenheit im Ton.

Sie hob die dunkelblonden Wimpern — das waren keine blaſſen Veilchenaugen à la Lavallière — ein Paar großer, dunkelgrauer Augenſterne voll Klugheit, aber auch voll finſteren Ernſtes ſahen ihn feſt an. „Denken Sie nicht zu gut von mir!" verſetzte ſie gelaſſen — noch brachte ſie das „Du," das ihm ſo geläufig war, nicht über ihre Lippen. „Nicht aus Beſcheidenheit bin ich in Rudisdorf einfach an den Altar getreten — nennen Sie es Stolz, Hochmuth, wie Sie wollen. . . . Ich weiß recht gut, daß verſchiedene Frauen in der Rudisdorfer Marmorgalerie

den Hermelin um Schultern und Schleppe tragen — ich habe auch ein Anrecht daran und werde es zu behaupten wissen. . . . Gerade deshalb mochte ich diese geschenkte Pracht hier," sie strich mit der Hand über die steife Robe, „nicht an mir leiden und durch mein Vaterhaus schleifen, von welchem uns augenblicklich kein Stein gehört. Ich meinte, das Geräusch müsse alle die Trachenberger aufwecken, die unter dem Altar in der Gruft schlafen — und ihnen ist gerade jetzt der Schlaf zu gönnen. . . . Hier repräsentire ich Ihren Namen und dazu gehört das Geschenk."

Er biß sich auf die Lippen. Etwas wie eine unliebsame, zornige Ueberraschung lag in dem Blicke, der bald an dem zarten, ruhigsprechenden Munde hing, bald sich in die unerschrockenen Augen bohrte, die nicht zurückwichen.

„Nun, die Trachenberger dürften getrost aufwachen," sagte er sarkastisch. „Ihr weltbekannter Familienstolz lebt ja fort und weiß sehr energisch aufzutreten, und das hätte sie über die leeren Truhen — die Du eben betontest — sicher getröstet."

Sie schwieg und trat langsam und majestätisch über die Schwelle der Thür, die er mit einer fast

ironiſch tiefen Verbeugung öffnete. . . . Wie er ſo an ihrer Seite dahinſchritt, war er ein vollkommen Anderer, als der frivole Weltmann, der ſie in Rudisdorf mit einer ſo graciöſen Leichtigkeit, als gehe es zur Tafel, an den Altar geführt — er war ein Anderer, als der kühne Bändiger der wildjagenden Roſſe, der bei der Begegnung im Walde, ſtrahlend vor Triumph, der bleichen, dahinfliehenden Fürſtin nachgeſehen hatte — in dieſem Augenblicke kämpfte er denſelben Kampf, den ſeine junge Frau eben durchgemacht; er bereute tief und ſichtlich den Schritt, den er im Vertrauen auf die Betheuerungen der Gräfin Trachenberg gewagt — ſie hatte ihm ja fälſchlicher Weiſe eine Frau verſprochen, „die er um den Finger wickeln könne“ . . . Noch war es Zeit, noch hatte ſeine Kirche das ewig bindende Wort nicht geſprochen, das jede Scheidung verneint — das Rauſchen der langen, ſchweren Schleppe verſtummte plötzlich; die junge Dame zögerte, den Fuß weiterzuſetzen; ſie hob die Hand, die auf ſeinem Arme lag — nothgedrungen hielt er den Schritt an und wandte befremdet das ſo nachdenklich gewordene Geſicht nach ihr; ein einziges Hinſtreifen ſeiner Augen über ihr tieferblaßtes Antlitz mochte ihn belehren, was in ihr vorging — mit einem ausdrucksvoll ſpöttiſchen

Lächeln empfing er die niedergleitende Hand, legte sie wieder auf den Arm, wo er sie augenblicklich festhielt, und schritt weiter durch das Spalier, das die festlich geschmückten Schloßleute vor der gewaltigen, erzenen Kirchenthür bildeten. . . . Nun denn — er war trotzalledem entschlossen, und sie ging mit ihm; aber nicht wie ein in sein Schicksal ergebenes Opferlamm — die stolze Prinzessin Großmutter in der Ahnengalerie hätte sicher nichts auszusetzen gewußt an den majestätischen Geberden der Enkelin, an dem verschlossenen ruhigen Gesicht, das nicht im Entferntesten auf das beschleunigte Klopfen eines erregten Herzens schließen ließ.

Mit welchem Glanz wurde hier der Betrug in Scene gesetzt! Ein Silberreichthum, wie ihn Liane selbst in Rudisdorf, in den versunkenen Zeiten der Pracht nie gesehen, umringte und bedeckte den Altar, Hunderte von Flammen auf mattblinkenden Armen emportragend, und die Orangerie, die der alte kranke Mann zur Begrüßung der einziehenden neuen Herrin verweigert hatte, hier dunkelte und duftete sie zu Ehren der heiligen Handlung — ein wahrer Wald breitästiger mit Blüthen bedeckter Bäume. Durchzuckt von den bleichen Lichtflammen und dem goldenglühenden Strahl der hereinfallenden Abendsonne, wogten erstickende

Weihrauchwolken in dem ſäulengetragenen Raume; wie durch einen Nebel ſah Liane die Köpfe vieler Anweſenden aus den Betſtühlen auftauchen, ſah ſeitwärts die rothſeidene Steppdecke leuchten, auf welcher die blaſſen Hände des Hofmarſchalls gefaltet lagen, und das prächtige Meßgewand des Prieſters von den Stufen des Altars herabflimmern. Hoch und gebietend ſtand er droben — ſie erſchrak, als ſie vor ihn hintrat — von dem Geſicht dieſes Mannes ging es aus wie ein Feuerſtrom; ein ſeltſam glimmender, tief befremdeter Blick tauchte in ihre großaufgeſchlagenen Augen; erſt auf ihr ſcheues Zurückweichen hin wandte er ſich zögernd gen Himmel, und nun tönte eine prachtvolle, erſchütternde Stimme über ihrem Haupte hin und ſprach von der Liebe und Hingebung für immer und ewig — welch ein Frevel! . . . Die ſchlichten Worte des Geiſtlichen in Rudisdorf hatten ſie ruhig gelaſſen — erſt dieſe glühende Beredtſamkeit warf ein blendendes Licht auf den Hohn und die ſchwarze Lüge, unter welchen dieſer Bund geſchloſſen wurde; ſie machte jedes Wort zu einer Dolchſpitze, zu einem Spottpfeil. — Die junge Frau zitterte vor dieſem Prieſter, deſſen zündende Augen nicht von ihr wichen, und — ſie wußte ſelbſt nicht weshalb — ihre Hände griffen plötzlich

nach dem über den Rücken hinabfallenden Schleier und zogen ihn verhüllend über Busen und Arme.

Und dieser Tag, der schwerste und verhängnißvollste ihres ganzen Lebens, er neigte sich endlich auch; es kam der heiß ersehnte Moment, wo sie die nach dem Säulengange führende Hauptthür ihrer Gemächer schließen durfte, die sie von allen Bewohnern des Schlosses schied. Sie schickte das harrende Kammermädchen fort, entledigte sich selbst der Brauttoilette und warf einen weißen Schlafrock über. Ruhen konnte sie noch nicht; sie mußte, so einsam in der Fremde und gequält von schmerzlichem Heimweh, irgend einen mitgebrachten Gegenstand aus der Heimath sehen und berühren. . . . Mit hastigen Händen öffnete sie einen kleinen Koffer, den man auf ihren Wunsch in den Salon gestellt hatte. Ein Heft mit lateinischen Aufsätzen von ihrer Hand lag oben auf — unwillkürlich zuckte sie empor und warf einen scheuen Blick auf das große Oelbild, das ihr gegenüberhing — ja, das war er, der schöne Mann mit dem Räthselgesicht, das in so jähem Wechsel Feuer und tödtliche Kälte, seelenvolle Güte und den beißendsten, verwundenden Spott wiederspiegelte! Ihr graute vor diesen Widersprüchen. Sie rollte hastig das Manuscript zusammen; nicht

einmal dieſe gemalten Augen durften das Geſchriebene ſehen.

„Mainau wird Dir Deinen Gelehrtenkram ſchon austreiben!“ hatte die Gräfin Trachenberg geſagt, und heute Abend bei Tafel hatte er in Folge einer lebhaften Debatte über die Frauenemancipation mit dem ausgeſprochenſten Abſcheu in allen Geberden geäußert, er wiſſe nicht, welche Frau er mehr verurtheilen ſolle, diejenige, die aus Eitelkeit und Vergnügungsſucht eine ſchlechte Mutter ſei, oder den Blauſtrumpf, der ſeine Kinder aus dem Zimmer jage, um Verſe oder gelehrte Aufſätze machen zu können — ein Tintenkleck an einer Frauenhand ſei ihm widerwärtiger als ein häßliches Mal.

Sie trat an den Schreibtiſch, um alle Zeugen ihrer bisherigen geiſtigen Thätigkeit hineinzuflüchten — er war von Roſenholz, das zierlichſte Gebild, das je aus kunſtreicher Hand hervorgegangen. Welchen Gedanken hatte wohl „die luftige, flatternde Seele“ hier nachgehangen? . . . Der Aufſatz des Tiſches wurde beinahe erdrückt durch Nippesfiguren und Gruppen, die faſt alle einer mehr oder minder frivolen, ja anſtößigen Idee entſprungen waren — wie hatte ſich das mit der ſtrengen Frömmigkeit vertragen? . . . Liane zog

mit Anstrengung ein Fach auf — es war bis an den Rand gefüllt mit Geldrollen — offenbar ihr stipulirtes Nadelgeld. Erschrocken stieß sie den Kasten wieder zurück und drehte den Schlüssel um — das Geld war begraben. Diese Entdeckung und die mit den unvermeidlichen Jasmindüften beschwerte Zimmerluft trieben sie nach der Glasthür des Nebensalons.

Hinter den zugezogenen Vorhängen hatte sie nicht bemerkt, daß draußen der Vollmond am Himmel stand. Sie fuhr zurück, so blendend, so fremdartig lag dieses Schönwerth inmitten felsenzackiger, zum Theil mit dem prächtigsten Hochwald bestandener Berge, die es von allen Seiten umstarrten wie dräuende, ein funkelndes Kleinod hütende Drachenzähne. . . . Sie trat hinaus unter ein Säulendach — welch ein Contrast zwischen der modernen innern Einrichtung der Gemächer und diesen altersgrauen mächtigen Säulenbündeln, die in strenger Schönheit aufstiegen und hoch droben Rundbogen von tadelloser Reinheit scharf in den Mondhimmel schnitten! Nicht das leiseste Wehen des Nachtwindes strich vorüber, und doch mußte in der höheren Luftregion Bewegung sein — nervenberührend wie die geisterhafte Stimme, die im Glase schläft, zitterte manchmal ein vereinzelter Tonhauch von den Windharfen herüber.

In dieſe feierliche Nachtſtille hinein klangen plötzlich fernhereilende Menſchentritte, förmlich erſchreckend — die junge Frau trat in den Schatten der Pfeiler, während eine Kindergeſtalt laufend um die nördliche Hausecke kam; es war Leo. Seine kleinen nackten Füße ſteckten in Schlafſchuhen; das in ſichtlicher Eile übergeworfene grüne Sammethöschen hielt er mit beiden Händen, und das ſpitzenbeſetzte Nachthemd fiel von den Schultern offen zurück und ließ das Mondlicht über die kräftige, glänzend weiße nackte Büſte des Kindes hinſpielen. . . . Der Kleine ſah ſich ſcheu um und lief ſpornſtreichs auf das Drahtgitter zu. Mit einigen raſchen lautloſen Schritten ſtand die junge Frau hinter ihm.

„Was thuſt Du hier, Leo?“ fragte ſie und hielt ihn feſt.

Er ſtieß einen Schreckenslaut aus. „Ach, die neue Mama!“ ſtammelte er gleich darauf ſichtlich erleichtert. „Wirſt Du's dem Großpapa ſagen?“

„Wenn Du ein Unrecht vorhaſt, allerdings —“

„Nein, Mama,“ verſicherte er in ſeinem trotzig feſten Tone und ſchüttelte die verwirrten Locken von der Stirn — er hatte offenbar ſchon im Bette gelegen. „Ich will Gabriel nur Chocoladenfiguren bringen —

ich habe sie nicht genommen, ganz gewiß nicht, Mama! — Herr von Rüdiger hat sie mir bei Tische auf den Teller gelegt. Ich spare sie mir immer ab für Gabriel; aber früh sind sie nie mehr in meiner Tasche — Fräulein Berger ißt sie zu gern; sie kaut den ganzen Tag — sie mauft, das abscheuliche Ding."

„Wo ist denn dieses Fräulein Berger?" fragte Liane — die Erzieherin war ihr nach der Trauung vorgestellt worden und hatte ihr einen entschieden ungünstigen Eindruck gemacht.

„Pfänderspiele spielt sie im Schulzimmer, und ich darf nicht hinein; sie hat zugeschlossen," murrte er. „Sie machen einen gräulichen Spectakel, und Punsch trinken sie auch — ich riech's durch das Schlüsselloch. . . . Ich habe Gabriel heute gar nicht mehr sehen dürfen, weil ich zu ungezogen gewesen bin — aber ‚gute Nacht' werde ich ihm doch wohl sagen dürfen," stieß er trotzig heraus. „Darf ich, Mama? Ja? darf ich?"

Er bat mit all seinem Ungestüme, aber auch mit dem köstlichen Tone des Vertrauens, der unbestrittenen Zusammengehörigkeit von Mutter und Kind — ein freudiges Aufschrecken durchzuckte die junge Frau — dieser Knabe mit dem ausgeprägtesten Trotze in den

Zügen, er unterwarf ſich ihrer mütterlichen Autorität freiwillig in den erſten Stunden. Mild wie das niederfließende Mondlicht fiel ein wehmüthiges Glücksgefühl in ihre verdunkelte Seele; ſie umſchlang den Kleinen mit beiden Armen und küßte ihn zärtlich.

„Gieb mir das Confect, Leo! Ich will es Gabriel bringen. Du mußt jetzt in Dein Bett zurück," ſagte ſie und hielt ihm ihre Hand hin. „Ich werde ihm auch ‚gute Nacht' von Dir ſagen; aber wo finde ich ihn denn?"

Willig kehrte er ſeine Taſchen um und ſchüttete den ganzen Inhalt in die ſchönen, ſchlanken Hände der Mutter. Sie lächelte — dieſen Chocoladenreichthum hätte der Großpapa allerdings nicht ſehen dürfen — ihrem feinen Ohre war ſein halb verbiſſenes Schelten über das theure Fruchteis heute Nachmittag nicht entgangen.

„Du mußt da drin am Teiche vorübergehen," verſetzte der Kleine, während er auskramte; er zeigte nach dem Drahtgitter. „In das Haus darfſt Du aber nicht — der Großpapa hat es ſtreng verboten, und Fräulein Berger ſagt, es wäre eine Hexe drin mit langen Zähnen. Dummes Zeug — ich fürchte mich nicht. Beißt ſie doch Gabriel auch nicht. . . ."

Die junge Mutter zog ihm das Nachthemd über der Bruſt zuſammen, nahm ſeine kleine Rechte in ihre Hand und führte ihn in das Schloß zurück. . . . Eine Ampel brannte am Plafond und goß durch ihr grünes geſchliffenes Glas einen magiſchen Schein über das Schlafzimmer des Kindes. Ein Königsſohn konnte nicht üppiger und prächtiger gebettet ſein als dieſer Sproß der Mainau's; aber was halfen dieſe ſeidenrauſchenden Bettbehänge, dieſe mit Spitzen und Stickereien beſetzten Kiſſen und Decken dem armen reichen Kinde! Sein Schlaf war doch kein behüteter, und wenn auch der Bronzeengel droben die Seidenfalten gerafft in ſeinen Händen hielt und die goldglänzenden Flügel darüber hinbreitete. . . . Vom Schulzimmer her klang gedämpft ausgelaſſenes Gelächter und das Zuſammenklingen der Gläſer. Liane meinte, der Geiſt der geſchiedenen Mutter müſſe zürnend durch dieſe Räume flattern und für die Pflichtvergeſſene dort drüben ein Mene tekel an die Wand ſchreiben.

„Mama," ſagte der Kleine und ließ in ſcheuer Raſchheit ſein Händchen liebkoſend über ihre Wange hingleiten, während ſie ihn ſorgſam zudeckte, „es iſt doch zu hübſch, wenn Du da biſt! Kommſt Du nun immer? Die erſte Mama iſt nie an mein Bett ge-

kommen. . . . Gelt, und Du gehſt ganz gewiß noch zu Gabriel und bringſt ihm die Chocolade?“

Sie verſprach ihm Alles. Er legte befriedigt ſein Köpfchen auf dem Kiſſen zurecht, und nach fünf Minuten verriethen ſeine Athemzüge, daß er feſt ſchlafe. Die junge Frau verließ geräuſchlos das Zimmer und ſchloß draußen die Thür ab, durch welche der Kleine entwiſcht war.

7.

Es ſchlug eben halb Elf, als ſie das Parterre wieder betrat, das ſich vor ihren Appartements hinzog. Graudurchſichtig, als ſchlüpfe der Saum der wandelnden Frau Sage durch die Gebüſchlücken, lief drüben das Drahtgitter hin, der Prügelknabe, wie ihn Herr von Rüdiger heute genannt, der bleiche, ſchweigſame Sündenbock, ſchlief jedenfalls ſchon längſt — er hatte auch weniger Theil an dem geheimnißvollen Reize, der die junge Frau unwiderſtehlich nach jenem abgeſchloſſenen Revière zog. Ihr Auge überflog, rückwärts gewendet,

forschend das Schloß; in altersgrauer Pracht, mit seinen wuchtigen Steinbogen, seinen Kleeblättern in den gemeißelten spitzenklaren Steinrosetten der Bogenfenster und seinem Schutzheiligen dort auf dem Mauervorsprunge, stieg es auch hier wie eine Abtei in die weiße Mondlichtfluth hinein. Nirgends blinkte ein Licht hinter dem Glase — nur aus dem Salon drunten quoll der Lampenschein grellgelb in das Dunkel des Säulenganges.... War es doch, als lehne dort an einem der Pfeiler ein Mensch und starre lauschend nach der halboffenen Glasthür — Täuschung! Nicht ein Sandkorn bewegte sich unter den Füßen der vermeintlichen Gestalt; nicht die leiseste Bewegung zeigte, daß Athem in ihr sei — es war der Pfeilerschatten.

Nun wandelte die junge Frau unter beschleunigtem Herzklopfen drinnen auf dem weißen Sande eines schmalen Weges; die Gitterthür war hinter ihr zugefallen. Noch beschatteten die letzten Zweige der traulich herüberreichenden Wachholder- und Nußbüsche ihr Haupt; aber dort aus dem Rasenspiegel hob sich fremd der gewaltige Schaft der indischen Banane, und der schräg hereinfallende Mondschein streckte den Schatten der imposanten Blattform riesenhaft über die Grasfläche hin. Dann lief der Weg durch dunkeln

Buſch; zahlloſe Feuerfunken ſtoben umher — die kleine Käferleuchte kam in dem Dunkel zur Geltung. Durch das Geäſt droben fuhr es haſtig und rauſchend; ein abgeriſſener Zweig flog auf die Schulter der jungen Frau! hier und da griff ein kleiner Arm nach ihr, und glänzende, kluge Affenaugen bogen ſich aufgeregt neugierig tief zu ihrem Geſicht herab. Unwillkürlich fuhr ihre Hand nach der Stirn, als wolle ſie einen beklemmenden Traum wegwiſchen — züngelte nicht auch die bunte Cobra Capella aus dem duftenden Laube, und brach nicht die plumpe Maſſe des Elephanten herein, das Gebüſch und ſie ſelbſt unter den wuchtigen Füßen zerſtampfend? . . . Sie zögerte, aber nur ein aufgeſcheuchtes Perlhuhn lief über den Weg, und nach einigen weiteren Schritten traten Buſch und Bäume auseinander, und die Waſſerfluth des Teiches lag vor ihr, ſo ſtill und glatt und unbeweglich, wie ein ungeheures, auf den Raſengrund hingeworfenes Silberſtück; der Hindu-Tempel aber trug ſeine goldſtrahlenden Kuppeln feſt und zuverſichtlich in den Nachthimmel, als führe ſeine Marmortreppe direct in die heiligen Fluthen des Ganges, und nicht in das Teichwaſſer eines deutſchen Thales.

Tiefathmend und durchrieſelt von jenen Schauern

des Bangens, welche uns in fremder Einſamkeit ſo leicht überkommen und die uns gleichwohl unwiderſtehlich vorwärts treiben, umſchritt Liane langſam den Teich. Sie ahnte aber nicht, daß ihre dahinſchwebende Geſtalt im weißnachfließenden Gewande, mit dem ſchöngetragenen Haupte, über deſſen Stirn das ſchwellende Haar flimmerte, wie ein Diadem von tiefdunklem Golde, dieſe Landſchaft voll fremdartiger Gebilde zauberhaft belebte — ſie ahnte auch nicht, daß ſich vorhin beim Knarren der Gitterthür der vermeintliche Schatten vom Pfeiler gelöſt hatte und ihr geräuſchlos, aber ſo conſequent folgte, als gehe von den über den Rücken hinabſinkenden im Mondlichte faſt phosphorescirenden Flechten ein magnetiſcher Strom aus, dem er folgen müſſe.

Die weißen Wände eines niedrigen Hauſes tauchten auf. Ein breiter Sandweg umlief das kleine Mauerviereck, und doch lag es wie eingebettet in Roſengebüſch, oder vielmehr in Roſenblüthen — zu Tauſenden dufteten ſie auf hochſtämmigen Kronen und niedrigem Buſche, ſelbſt drunten in den Weg herein rankten ſich noch einzelne Zweige der Theeroſe — ſchwer, wie mondſcheintrunken lagen die bleichen Kelche auf dem harten Gerölle.

Man hätte meinen können, jeder ſtärkere Windhauch müſſe das wunderliche Haus zerblaſen, ſo leicht und zierlich ſtand es da mit ſeinen Hohlziegeln von Rohr auf dem Dache und den Pfählen aus Bambus, welche die Veranda trugen. Es hatte große Fenſter, aber geſchnitzte Holzgitter lagen vor dem Glaſe. Zögernd trat die junge Frau auf die niedrige Verandaſtufe; der Fußboden war belegt mit Matten von Palmried, ſo kühl, glatt und glänzend, wie ſie nur der heiße Fuß des Indiers erſehnen mag. Hinter dem Holzgitter brannte Licht; es entſtrömte einer an der Zimmerdecke hängenden Lampe; der niedergelaſſene Fenſterbehang von ſteifem, buntem Flechtwerke ſtaute ſich ſeitwärts, da wo das verſchlungene Gitterwerk einen herzförmigen Ausſchnitt bildete — durch dieſe Oeffnung konnte Liane einen größeren Theil des Inneren überblicken.

An der Hinterwand des Zimmers ſtand eine Bettſtelle von Rohr; auf ſchneeweißen Decken lag eine Geſtalt hingeſtreckt — war dieſes außerordentlich zarte Geſchöpf, das eben ſein Geſicht in das Kiſſen einwühlte, Weib oder Kind? Weiche, weiße Mouſſelinfalten floſſen um den hingeſchmiegten Leib bis auf die Füße, die nackt, wunderklein, aber auch blutlos wächſern dort

ruhten. Ein bis an die Schulter entblößter, ſchlanker und magerer Arm, wie er kaum dem unentwickelten dreizehnjährigen Mädchen eigen, legte ſich in eigenthümlicher Schwere die Hüfte entlang — breite funkelnde Goldreifen umſchloſſen das Handgelenk und den Oberarm; ſie machten den peinlichen Eindruck, als müßten ſie dieſes weiße, ätherzarte Fleiſch wundreiben. . . . Die große, robuſte Frau aber, die, einen Silberlöffel in der Hand, neben dem Bett ſtand und ihre rauhe Stimme zu ſanftbittenden Tönen zwang, kannte Liane bereits. Sie war ihr heute nach der Trauung als Frau Löhn, die Beſchließerin, vorgeſtellt worden.

Der Löffel, den die Frau vorſichtig von ihrer breiten, glänzend ſauberen Schürze fernhielt, war offenbar mit Medicin gefüllt und ein Gegenſtand des Abſcheues für das auf dem Bett liegende Weſen. Alles Zureden, das ſanfte Streicheln mit der kräftigen freien Rechten über das tiefeingewühlte Köpfchen verfing nicht.

„Ich kann Dir nicht helfen, Gabriel,“ ſagte Frau Löhn endlich nach der Zimmerſeite hin, welche die junge Frau nicht überſehen konnte, „Du mußt ihr den Kopf halten. . . . Sie muß ſchlafen, Kind, um jeden Preis ſchlafen.“

Der bleiche Knabe, Leo's Sündenbock, trat in den

Lichtkreis der Hängelampe. Behutsam versuchte er, seine Hand zwischen das Kissen und das Gesicht der Dortliegenden zu schieben. Unter dieser Berührung fuhr der Kopf jäh, wie entsetzt, empor und zeigte ein schmales, verzehrtes, und dennoch schönes Frauenantlitz — Liane erschrak bis in's Herz vor dem sprechenden Blick aus übergroßen Augen, der so zärtlich vorwurfsvoll und in Todesangst flehend zu dem Knaben aufsah. Er wich zurück und ließ die Hände sinken. „Nein, nein, ich thue Dir nichts!" sagte er tröstend, und seine sanfte Stimme brach in Jammer und Mitleid. „Es geht nicht, Frau Löhn — ich thue ihr ja weh! . . . Ich will sie lieber einsingen."

„Da kannst Du bis morgen früh singen, Kind," versetzte die Frau. „Wenn es so schlimm ist, wie heute, da verfängt das nicht — Du weißt's ja." Sie zuckte rathlos die Achseln, hatte aber nicht den Muth, weiter in Gabriel zu dringen. Was für ein weiches Herz schlug in der vierschrötigen Frauengestalt mit den groben scharfkantigen Gesichtszügen, die heute so barsch und unzugänglich ernsthaft der neuen Herrin bei der Vorstellung gegenüber gestanden hatte!

Liane drückte die Thür auf, die zwischen den zwei Fenstern in das Zimmer führte, und trat ein. Die

Beschließerin stieß einen Schreckensruf aus und hätte fast den Inhalt des Löffels verschüttet.

„Halten Sie die Kranke!“ sagte die junge Frau, „ich werde ihr die Medicin geben.“

Der plötzliche Eintritt der weißen, schlanken Gestalt mit der vornehm gelassenen Geberde mochte förmlich lähmend auf die kranke Frau wirken — sie rührte sich nicht und sah nur groß und starr in das liebliche junge Gesicht, das sich über sie beugte — ohne jeglichen Widerstand ließ sie sich das Schlafmittel einflößen.

„Sieh, nun ist's geschehen, mein Junge,“ sagte Liane und legte den Löffel auf den Tisch. „Es ist ihr kein Schmerz zugefügt worden, und sie wird schlafen.“ — Sie strich sanft über Gabriel's dunklen Scheitel. — „Du hast sie wohl sehr lieb?“

„Sie ist meine Mutter,“ versetzte der Knabe in überströmender Zärtlichkeit.

„Es sind arme Leute, gnädige Frau, arm und gering,“ fiel die Beschließerin mit harter, trockener Stimme ein. Nicht eine Biegung in diesen Tönen, nicht der leiseste Zug des ernsthaften Gesichts verrieth die Weichherzigkeit und Theilnahme, die vorhin ihr ganzes Wesen charakterisirt hatten.

„Arm?“ wiederholte die junge Frau und deutete unwillkürlich nach den blitzenden Armreifen und den Ketten von edlem Metall, die über den Busen der Kranken fielen. Bis zu diesem Moment hatten die Augen der letzteren unverwandt an Liane gehangen; jetzt aber malte sich Angst und Unruhe in ihren Zügen — sie klammerte die zarten Finger der Linken krampfhaft um einen Gegenstand, der an einer der Ketten hing — allem Anschein nach ein Flacon von Silber.

„Na, na, nur ruhig — die gnädige Frau nimmt's nicht!“ beschwichtigte Frau Löhn rauh und gebieterisch. „Arm sind die Leute, sage ich,“ fuhr sie gegen Liane fort. „Das bischen Zeug da kann man doch nicht essen“ — sie zeigte nach dem Geschmeide — „und eigentlich gehört's der Frau auch gar nicht; der alte gnädige Herr Hofmarschall könnte ihr auch *den* Firlefanz noch wegnehmen, wenn er wollte — sie hat auf der Gotteswelt nichts, gar nichts, und daß sie mit dem Jungen ihr täglich Brod im Hause gereicht kriegt und in der Bude da wohnen darf, das ist die reine Gnade von der Herrschaft, die reine Gnade.“

Diese Erklärung, so mitleidslos und in so geflissentlich scharfen und grellen Umrissen gegeben, fuhr der jungen Frau wie ein Messer durch das Herz, um

ſo mehr, als ſich Gabriel über ſeine Mutter bog und ſie während der harten Rede ſtreichelte, als ſei ſie das ſchutzbedürftige Kind, dem man alles zugefügte Weh durch Liebkoſungen vergeſſen machen könne. . . . Dieſer junge, ſchöne Knabenkopf mit der müden ſeitlichen Neigung und dem ſchwermüthigen Zug um den Mund trug das Gepräge der Duldung und ſclaviſchen Fügſamkeit, das ihm jedenfalls eine jahrelange Mißhandlung aufgedrückt hatte. Wohl hätte Liane fragen mögen: „Wer iſt dieſe ſeltſame Fremde, und wie kommt ſie hierher mit ihrem Kinde, das unter einem ſo furchtbaren Drucke aufwachſen muß?“ Allein die Furcht vor weiteren ſchonungsloſen Mittheilungen der Beſchließerin ſchloß ihr den Mund. Sie griff in die Taſche und legte die Chocoladenfiguren auf den Tiſch. „Das ſchickt Dir Leo,“ ſagte ſie zu Gabriel, „und ich bringe Dir auch eine ‚gute Nacht‘ von ihm.“

„Er iſt gut — und ich habe ihn lieb,“ verſetzte der Knabe mit einem melancholiſchen Lächeln.

„Recht, mein Kind — aber es darf nicht mehr geſchehen, daß Du für ſeine Unarten geſtraft wirſt.“ Sie legte den feinen Zeigefinger unter ſein Kinn, hob den geſenkten Kopf und ſah liebevoll in ſeine unſchuldigen Augen. „Haſt Du nie den Muth, zu

ſprechen, wenn man Dir Unrecht thut?" fragte ſie mit ſanftem Ernſte.

Ueber das häßliche Geſicht der Beſchließerin ſchoß das Roth der Ueberraſchung — ſie kämpfte einen Moment ſichtlich mit einer tiefen Rührung, aber auch nur einen Moment, dann hing ihr Auge wieder lauernd an der neuen Herrin, und ſie ſagte mit doppelt ſcharfer Stimme:

„Gnädige Frau, das ſchadet dem Gabriel gar nicht, und wenn ſie ihm Unrecht thun drüben im Schloſſe, ſo mag er ſich bedanken und die Hand dafür küſſen. . . . Er ſoll ein Mönch werden; er ſoll in's Kloſter — da heißt's erſt recht ſchweigen und nicht muckſen, und wenn die Seele gleich aus dem Leibe fahren möchte vor Zorn und Aerger. . . . Den kleinen Herrn, den Leo, kann er gar nicht lieb genug haben — der ſetzt es immer wieder durch beim alten Herrn Baron, daß er noch dableiben darf, ſonſt wär' er ſchon längſt nicht mehr bei ſeiner Mutter."

Die Augen des Knaben füllten ſich mit Thränen.

„Du ſollſt ein Mönch werden? Man will Dich zwingen, Gabriel?" fragte die junge Frau raſch und dringend.

„Sage die Wahrheit, mein Sohn — wer zwingt

Dich?“ ermahnte hinter ihr die Stimme des Hofpredigers, der heute die Trauung vollzogen. Er ſtand in der offenen Verandathür — ſchwarz hob ſich ſeine ſchlanke und doch nervige Geſtalt vom mondhellen Roſengebüſche draußen. Liane dachte bei dieſen Umriſſen überraſcht an den vermeintlichen Pfeilerſchatten — der Mann hatte ſie belauſcht und war ihr gefolgt.

Frau Löhn knixte, während der Hofprediger im Eintreten lächelnd und mit einer ſehr eleganten Verbeugung ſagte: „Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau — wir ſind ſehr harmlos in Schönwerth; mit ſolchen haarſträubenden Gewaltthaten, wie ſie das Märchen vom Knaben Mortara der gerngläubigen Welt auftiſcht, befaſſen wir uns nicht — gelt, mein Knabe?“ Er legte ſeine geſchmeidige weiße Hand vertraulich auf Gabriel's Schulter.

Wären nicht der lange, klöſterliche Rock und der elfenbeinweiße Fleck auf dem Scheitel inmitten der dunkellockigen Haarfülle geweſen, man hätte nie und nimmer den Geiſtlichen in dieſer Erſcheinung geſucht. Keine Spur jener gefliſſentlich würdevollen Langſamkeit der Bewegungen, die oft ſo widerlich geſpreizt wird und auf Studium und ſchauſpieleriſche Vorbereitung zurückführt — keine Spur der breiten Salbung in Ton

und Wort! . . . Es war heute bei Tafel heiß hergegangen auf politiſchem Gebiet, und da hatte die metallene Stimme dieſes Mannes kriegeriſch und herausfordernd geklungen wie Trompetengeſchmetter.

Bei ſeinem Eintreten hatte die Kranke das Geſicht wieder in die Kiſſen gedrückt und war ſtill, als ſchlafe ſie; aber ihr Buſen hob ſich in ſtürmiſchen Athemzügen — ſie lag dort wie ein ſcheuer, zitternder Vogel, der ſich unter der greifenden Hand angſtvoll niederduckt.

„Was iſt das heute wieder, Frau Löhn?“ fragte der Hofprediger. „Sie iſt ſehr aufgeregt — bis in die Sacriſtei habe ich ihre Klagelaute gehört.“

„Ihro Hoheit, die Frau Herzogin, iſt wieder einmal am Hauſe vorbeigeritten, Hochwürden — da geht ſtets der Spectakel los, das wiſſen wir ja,“ verſetzte die Beſchließerin reſpectvoll, aber nicht ohne hörbar hervorplatzenden Aerger und Unmuth.

Ein Zug von feinem Spott flog blitzſchnell um ſeinen Mund. „Dann muß es eben ertragen werden,“ ſagte er achſelzuckend. „Die Frau Herzogin wird auf dieſen Spazierritt im ‚Thal von Kaſchmir‘ ſicher nicht verzichten — wer würde auch den Muth haben, ein ſolches Opfer von ihr zu verlangen?“ Er trat näher

an das Bett — eine Bewegung, die ein sofortiges Aufzucken der leidenden Frau zur Folge hatte.

„Bei all Ihrer Strenge geben Sie der Kranken doch wohl zu sehr nach, beste Frau Löhn," sagte er über die Schulter zurück zu der Beschließerin. „Wozu immer noch diese schweren Armspangen an den gelähmten Gliedern, dieses Kettenwerk auf der Brust?"

„Es wär' ihr Tod, Hochwürden, wenn ich mich an den Sachen vergreifen wollte," sagte die Frau — das klang eigenthümlich gepreßt zwischen den Zähnen. In den tiefen, schmalgeschlitzten Augen der Frau glomm es wie ein verhaltener Funke.

„Glauben Sie doch das nicht — sie ist ja schwach und abgezehrt zum Zerblasen. Diese Last bei ihrer Unbehülflichkeit regt sie mehr auf, als Sie denken.... Kommen Sie, machen wir den Versuch!"

Jetzt öffnete die Kranke ihre Augen weit — sie waren voll Entsetzen. Die Linke fest an den Busen gepreßt, stieß sie einen jener weichen und doch durchdringenden Klagetöne aus, wie sie heute Nachmittag zu Liane gedrungen waren. Frau Löhn stand sofort zwischen ihr und dem Mann im schwarzen Rock, der sie bedrohte. Sie legte ihre breite, knochige Linke bedeckend auf das blasse, krampfhaft geballte Händchen.

„Hochwürden, da muß ich bitten!“ proteſtirte ſie — es lag eine ſeltſame Wildheit in dieſer entſchiedenen Haltung und Geberde. „Das geht mich auch an! . . . Wenn Sie mir ſie wild machen, wer hat nachher die ſchlafloſen Nächte? Ich armes Weib. . . . Ich brauchte es freilich nicht — ich könnte es ja auch machen, wie die Anderen im Schloſſe, die um keinen Preis einen Fuß hierherſetzen, und hätte meine Ruhe. Ich will auch gar nicht etwa ſagen, daß ich's aus Liebe thue, oder aus Mitleiden — ich bin ein hartes Weib und will mich nicht beſſer machen, als ich bin. . . . Die Leute gehen mich ja auf der Gotteswelt nichts an,“ fuhr ſie ruhiger, aber auch mürriſch und verdroſſen fort. „Wenn ich hier aus- und eingehe und ſo viel wie möglich für Ruhe ſorge, ſo thue ich's für meine Herrſchaft, von der ich das Brod habe.“

„Frau, was ficht Sie an?“ beſchwichtigte der Hofprediger lächelnd — er ſchüttelte leiſe den Kopf. „Wer zweifelt denn an der Pflichttreue, dem kalten Blut der Löhn? . . . Mag doch die Kranke ihr Spielzeug behalten — ich bin der Letzte, der Ihnen Ihr Amt erſchweren möchte.“

Mittlerweile ging die junge Frau mit unhörbaren Schritten hinaus. Sie mußte den klaren Nachthimmel

über sich sehen und den Sand des Weges unter ihren Füßen knirschen hören, um zu empfinden, daß sie nicht in der Nebelwolke eines phantastischen Traumes wandle, einen so schwerbeklemmenden Eindruck machten ihr die seltsam zusammengewürfelten Menschen unter dem Bambusdache. Es war ihr, als habe sie ein Bild voll Anachronismen gesehen — jenes fremdartige, feingliedrige Wesen, das schmuckbeladen, in einer weißen Mouslinwolke, wie eine indische Fürstentochter auf dem Rohrbette lag, und das hünenhafte, rauhe Weib mit dem grobkörnigen Deutsch auf den Lippen, mit der steifgestärkten Leinenschürze und dem hochaufgesteckten Hornkamm im graumelirten Zopfknäul am Hinterkopf — ein fast unglaubliches Nebeneinander! . . .

Betäubend schlugen der Hinaustretenden die Rosendüfte entgegen. Der Nachtwind hatte sich aufgemacht. Er blies durch die schwüle, vom flimmernden Silberlicht gleichsam starrende Luft und trug einen langgezogenen Harfenton über die Gärten. Die junge Frau legte unwillkürlich ihre schlanken kühlen Hände an die klopfenden Schläfen und verließ die Verandastufen.

„Das Thal von Kaschmir — das Paradies, das die erste athmende Menschenbrust nicht verstanden und für uns Alle verwirkt haben soll!“ sagte der Mann

im schwarzen Rock, der ihr gefolgt war und nun neben ihr herschritt. „Die Meisten suchen es und gehen, vom alten Fluch geblendet, blöde vorüber; — der Ascet streicht es, seine Entzückungen verlachend, hart und eigenmächtig aus seinem Lebensplan, bis ein Blitz niederfährt und ihm zeigt, daß er ein Thor war, daß er den Fluch nicht ererbt, sondern durch eigene Vermessenheit auf sich geladen hat.“ Seine Stimme klang verschleiert, als dämpfe auch sie der erstickend heiße Athem der Julinacht.

Liane blieb stehen und sah in seine unregelmäßigen, aber tiefbewegten Züge; sie wollte antworten — da stieg plötzlich eine klare Blutwelle in ihr Antlitz bis über die perlmutterweißen Schläfen hinauf, und ihre großen, klugen Augen wurden hart und kalt wie Stahl — unter diesem feurig beredten Männerblick ging sie nicht auf ein solch seelenbewegendes Thema ein. Sie überwand eine peinliche Empfindung und sagte sehr kühl und abweisend: „Bei solchen Klagetönen, wie ich sie eben gehört habe, kann ich unmöglich an das Paradies denken. . . . Wer ist die Unglückliche in dem Hause dort?“

Die Wangen des Mannes wurden blaß. Sichtlich gereizt ließ er einen finstern Seitenblick über die

junge Dame hinſtreifen, die mit einer einzigen ſtolzen Wendung ihres lieblichen Hauptes ſich völlig unnahbar machte. Das war die Gräfin Trachenberg mit ihrer tadelloſen Ahnenreihe hinter ſich. „Wird es Ihr ſtolzes Gefühl nicht beleidigen, gnädige Frau, zu wiſſen, daß man in Schönwerth eine Verlorene beherbergt?“ ſagte er mit ſcharfer Ironie. „Es giebt nichts Unbeugſameres, als die tugendſtolze Frau — wohl ihr! Aber auch wehe Denen, die mit ihrem heißen Herzen abirren! . . . Ich kenne dieſen keuſchkalten, richtenden Frauenblick — er ſchneidet wie ein Schwert!“ — Was für Ausſprüche von einem Prieſtermunde! . . . Er wandte ſich um und zeigte nach dem Hauſe mit dem Rohrdach, das bereits hinter den Roſenhecken verſchwunden war. „Wer könnte ſich jetzt noch denken, daß jenes gelähmte, ſtammelnde Geſchöpf, deſſen Füße und Arme bereits vom Tode berührt ſind, einſt in den Straßen von Benares getanzt hat? Sie war eine Bajadere, ein armes Hindumädchen, das ein Mainau über das Meer entführt hat. . . . Dieſes ſogenannte Thal von Kaſchmir unter deutſchem Himmel iſt um ihretwillen entſtanden — Tauſende ſind verſchwendet worden, um ihr ein Lächeln zu entlocken, um ihr den Himmel der Heimath vergeſſen zu machen —“

„Und jetzt ißt sie das Gnadenbrod in diesem Schönwerth und ist der harten Frau auf Gnade und Ungnade hingegeben," murmelte Liane tief erregt. „Und ihr Kind, daß man mißhandelt —"

„Gnädige Frau, in Ihrem eigenen Interesse möchte ich Sie bitten, dem Herrn Hofmarschall gegenüber nicht in so scharfer Weise zu urtheilen," unterbrach er sie. „Es war sein Bruder, der mit diesem Liebeshandel der Welt ein schweres Aergerniß gegeben hat — der Mann ist seit Jahren todt, aber noch heute darf man dieses Thema nicht berühren, ohne den alten Herrn in stürmische Aufregung zu versetzen. Er ist ein strenger Katholik —"

„Sein strenger Glaube giebt ihm trotzalledem kein Recht, den unschuldigen Knaben zu unterdrücken, und das geschieht — ich war Zeugin," sagte Liane unerbittlich.

Sie betraten in diesem Augenblicke das dämmernde Bosquet; die junge Dame konnte das Gesicht ihres Begleiters nicht sehen, aber sie hörte verlegenes Räuspern, und nach einem momentanen Verstummen antwortete er in sonderbar stockenden Sätzen:

„Ich habe jene Frau bereits als eine Verlorene bezeichnet — sie war treulos wie alle Hindus — der Knabe hat nicht mehr Anspruch an das Haus Mainau,

als jeder andere Bettler auch, der an das Schönwerther Schloßthor anklopft.“

Liane ſagte kein Wort mehr. Sie ſchritt raſcher nach dem Ende des Laubganges — es war erſtickend heiß unter den engverſchränkten Aeſten. Die unheimliche Vorſtellung drängte ſich ihr auf, dieſer Gluthſtrom gehe von dem Manne aus, der ſie begleitete. Eine ihrer Flechten blieb, wie ſie meinte, am Geſträuche hängen — ſie griff danach und berührte eine jäh zurückzuckende Hand. Faſt hätte ſie aufgeſchrieen; wäre in Wahrheit der ſchlüpfrige Leib der Cobra über ihre Hand geglitten, ſie hätte nicht erſchrockener in ſich zuſammenſchaudern können, als bei dieſer Berührung.

Draußen ſuchte ihr Blick ſcheu und unwillkürlich die mondbeleuchteten Züge des Prieſters — ſie waren ſehr ruhig, faſt ſteinern. Die kurze Strecke bis zum Ausgange ſchritten ſie ſchweigend nebeneinander; als die Gitterthür hinter ihnen zuſchlug, blieb der Hofprediger ſtehen — faſt ſchien es, als ringe er nach dem Ausdrucke Deſſen, was er noch zu ſagen habe.... „Dieſes Schönwerth iſt ein heißer Boden für zarte Frauenfüße, gleichviel ob ſie aus Indien oder aus — einem deutſchen Grafenhauſe kommen,“ hob er mit gedämpfter Stimme an. „Gnädige Frau, durch die

Welt geht jetzt ein Sturm, und das Feldgeschrei heißt: ‚Nieder mit den Ultramontanen, mit den Jesuiten!‘ . . . Man wird Ihnen sagen, ich sei der Schlimmsten Einer, ein fanatischer Römling — man wird Ihnen sagen, daß ich im vollsten Maße die verderbliche Macht über Hochgestellte errungen habe, welche der Jesuitenorden auf dem ganzen Erdenrund erstrebe — denken Sie darüber, wie Sie wollen. . . . Aber wenn Sie je in schlimmen Augenblicken — und die werden nicht ausbleiben — einer eingreifenden, stützenden Hand bedürfen, so rufen Sie nach mir — und ich werde da sein.“

Er verbeugte sich und schritt rasch und elastisch nach dem nördlichen Schloßhügel. Liane eilte in den Salon zurück. Sie verschloß mit bebenden Händen die in's Freie führende Doppelthür und untersuchte mißtrauisch jeden Spalt zwischen den Vorhängen, damit kein unberufener Blick hier wieder eindringe. . . . Nie war ihr im Hinblick auf Das, was die Zukunft bringen sollte, unheimlicher zu Muthe gewesen, als in dieser Stunde — nie! selbst nicht in jenen schrecklichen Tagen, wo der Hammer des Auctionators durch das Rudisdorfer Schloß scholl, wo ihre Mutter händeringend durch die kahlen, hallenden Säle und Zimmer lief,

ſich in wildeſter Verzweiflung auf den Boden warf, und Gott anklagte, daß er die letzten Trachenberger Hungers ſterben laſſe. . . . Damals hatte die geiſtesſtarke Ulrike das Steuer ergriffen und in ein verhältnißmäßig erträgliches Leben eingelenkt, und der Retter für ſie und ihre Geſchwiſter war — die Arbeit geweſen. Die Arbeit — eine ehrlichere Stütze, als die „eingreifende Hand" jenes katholiſchen Prieſters! Nein, lieber ſterben im Ringen mit den „ſchlimmen Augenblicken", als nach ihr rufen! . . .

8.

Liane entdeckte am anderen Morgen neben ihrem Ankleidezimmer ein dürftig eingerichtetes, aber freundliches Cabinet, das offenbar als Garderobe dienen ſollte. Sie trug ihre Pflanzenpreſſe, ihre Bücher und Malutenſilien herüber — hier wollte ſie arbeiten. Das große Fenſter gewährte ihr einen Ausblick auf maleriſche Partien des Gartens und darüber hinaus nach den hochaufgethürmten Waldbergen. Sie zog den Schlüſſel ab und machte dem eben eintretenden Kammermädchen begreiflich, daß die Garderobe in

einem anderen Raume unterzubringen ſei. Die Jungfer entſchuldigte athemlos ihr ſpätes Erſcheinen mit der Meſſe — noch hing der Weihrauchduft in ihren Kleidern. Der Herr Hofprediger ſei zu ſtreng, klagte ſie, und wenn der kranke Menſch nur noch kriechen könne, in die Meſſe müſſe er. . . . Er bleibe oft zwei bis drei Tage in Schönwerth, habe da ſeine eigenen Appartements, und regiere dann immer noch viel ſtrenger, als der Herr Hofmarſchall ſelbſt. In der Reſidenz ſei das nicht anders; der Herr Hofprediger gelte Alles bei der Frau Herzogin. . . . Damit war die langathmige Entſchuldigung beendet, von der die Schlußworte: „Gott ſei Dank, er iſt eben nach der Stadt zurück!“ auch für die Herrin tiefberuhigend klangen.

Ein Bedienter kam und meldete, daß das Frühſtück im Eßzimmer vorbereitet ſei. Dieſer Speiſeſaal ſchloß die Flucht der Gemächer, welche der Hofmarſchall bewohnte; aber die Fenſter lagen nach Morgen und mündeten in den weiten Schloßhof. Mit ſchwerfälligeren Eichenmöbeln, einer größeren Anzahl von Hirſch- und Eberköpfen an den Wänden und mächtigeren Humpen auf dem Schenktiſche konnte auch im wuchtigen, wildmordenden und durſtigen Mittelalter kein Ritterſaal ausgeſtattet geweſen ſein, als dieſer

große, holzgetäfelte Raum. Aus dem einen Eckkamine kniſterten Funken in den breit über das Parquet hinfließenden Morgenſonnenſtrahl; aber die Gluth der lodernden Scheite drang nicht weit über den Rollſtuhl des Hofmarſchalls und das daneben placirte, weißgedeckte Tiſchchen hinaus — der Saal war zu groß.

Mit den Gichtſchmerzen in den Füßen des alten Herrn mußte es heute beſſer gehen — er hatte ſeinen Stuhl verlaſſen, ſtand aufrecht, allerdings auf einen Krückſtock geſtützt, in einem der Fenſter und ſah hinab in den Hof, als Liane eintrat. Sie ſah ſeine ganze Erſcheinung im Profil. Er war ein hoher, magerer Mann, der einſt, wie alle Mainau's, ſchön geweſen ſein mußte, nur mochten dieſe Geſichtslinien für einen Männerkopf immer ein wenig zu fein und gedrückt erſchienen ſein — die ſtarke Vertiefung zwiſchen Stirn und Naſenwurzel, der geringe Raum zwiſchen Kinn und Naſe, Eigenthümlichkeiten, die vor Jahren das Geſicht jedenfalls als pikant charakteriſirt hatten, waren jetzt der Sitz der ausgeprägteſten Malice.

Aus der halboffenen Thür des Nebenzimmers klang die kräftig lärmende Stimme des kleinen Leo; ſie wirkte — ſonderbar genug — angeſichts der Erſcheinung im Fenſter, förmlich ermuthigend auf die eintretende junge Dame.

. . . Seitwärts vom Hofmarſchall, in reſpectvoller Entfernung, ſtand die Beſchließerin. Sie hatte ein Buch und verſchiedene Papiere — jedenfalls ein Wirthſchaftsbuch ſammt Belegen — in der Hand, machte aber auch einen langen Hals und bemühte ſich, über die Schulter des alten Herrn in den Hof hinabzuſehen. . . . Nicht ein Zug im Geſichte der Frau verrieth, daß ſie des nächtlichen Vorfalles gedenke, als die neue Herrin an ihr vorüberglitt und mit einer höflichen Verbeugung den Hofmarſchall begrüßte. Er wandte ſich um und erwiderte den Gruß ritterlich und gewändt, aber auch mit ſichtlicher Haſt — ſein ganzes Intereſſe ſchien durch irgend einen Gegenſtand im Hofe gefeſſelt zu ſein.

„Da — da ſehen Sie!“ ſagte er erregt zu der neben ihn tretenden jungen Dame und deutete durch das Fenſter. „Dieſe infamen Rangen da unten haben in den neuen Anpflanzungen junge Stämme abgeſchnitten — Geſindel das! . . . Es weiß recht gut, daß die Hetzpeitſche am Nagel hängt, ſeit ich zum Sitzen verurtheilt bin. . . . Na, diesmal wenigſtens wird Raoul ein Exempel ſtatuiren — es geht ihm an den Kragen — die Anpflanzungen ſind ſein Werk!“

Baron Mainau mußte eben von einem frühen Morgenritte heimgekehrt ſein – er trug Sporen, hatte die Reitgerte in der Hand und ſah beſtäubt aus. Vor ihm ſtanden die „infamen Rangen", ein Paar Dorfkinder, ein Knabe und ein Mädchen. Ein Feldhüter, an dem Alles verwittert ſchien, nur das blanke Meſſingſchild nicht, hatte ſie eingebracht und berichtete, den Knaben an der Schulter haltend, über die Miſſethat in den Anlagen. Aus allen Fenſtern lauſchten Köpfe, und der Blick eines Stallknechtes, der breitſpurig und behaglich in einem Remiſenthore ſtand, hing geſpannt an der Reitgerte, die „der gnädige Herr" während des Berichtes ſpielend durch die Luft pfeifen ließ. Das kleine Mädchen weinte bitterlich in die Schürze, und das jämmerlich geſenkte Jungengeſicht war weiß wie eine Kalkwand.

Der Feldhüter war zu Ende; Baron Mainau ſchalt heftig — ſeine Stimme ſchallte herauf. Er ſchwang ſeine Reitgerte, jedenfalls in Verheißung einer kräftigen Züchtigung bei einem Rückfalle, ein paar Mal drohend über den Köpfen der kleinen Delinquenten, dann zeigte er mit derſelben nach dem offenen Hofthore — das Mädchen ließ ſeine Schürze fallen und gab Ferſengeld; der Junge folgte ſchleunigſt, und in

wenigen Augenblicken waren sie unter dem Gelächter der Schloßleute um die Ecke verschwunden.

„Der Narr, der!“ murmelte der Hofmarschall wüthend und hinkte vom Fenster weg zu seinem Rollstuhle — er war in der übelsten Laune. Frau Löhn schlug die Steppdecke um seine Füße, schürte das Kaminfeuer und fragte mit monotoner Stimme nach den weiteren Befehlen des „gnädigen Herrn“, indem sie auf das Wirthschaftsbuch zeigte.

„Nichts.“ sagte er mürrisch, „als was ich bereits befohlen habe — keinen Madeira mehr drüben im indischen Hause! . . . Sie sind nicht bei Trost, Löhn, und müssen denken, das Geld falle mir aus dem Aermel. Warum nicht lieber gleich Wein- und Bouillonbäder? — Sie wären dazu im Stande.“

„Mir kann's recht sein, gnädiger Herr — was geht's mich denn an?“ versetzte die Beschließerin gleichmüthig. „Es kann mir doch sehr egal sein, ob ich Wein oder Wasser in den Löffel gieße, den ich ihr gebe.... Der neue Doctor hat einfach gesagt: ‚Sie muß Madeira bekommen —‘“

„Der Einfaltspinsel mit seiner Weisheit soll sich zum Kukuk scheren! Er hat nichts da drüben zu suchen.“

„An dem Tage, wo er Schloßdoctor geworden ist, hat's ihm der junge Herr Baron selbst befohlen," referirte die Frau weiter, völlig unberührt von dem groben Ton ihres Herrn. „Er hat sie untersucht und hat mich schon zweimal gefragt — als ob ich es wissen könnte! — ob der Lähmung nicht ein Erstickungsanfall vorausgegangen wäre."

Liane war inzwischen an den großen, runden Tisch inmitten des Saales getreten — er trug das Frühstück auf seiner Platte. Sie nahm die Kaffeemaschine vor und stand mit dem Rücken den Sprechenden zugewandt — aber sie fuhr erschrocken herum und griff nach ihrem leichten Battistkleide, ein solcher Funkenregen knisterte plötzlich vom Kamine herüber — der Hofmarschall hatte seinen Krückstock mit wüthender Vehemenz zwischen die brennenden Scheite gestoßen.

„Machen Sie, daß Sie hinauskommen, Löhn!" schalt er mit funkelnden Augen und zeigte nach der Thür. „Sie langweilen mich mit Ihrem Altweibergewäsch."

Die Beschließerin marschirte pflichtschuldigst nach der Thür und legte die Hand derb auf das Schloß. Bei diesem Geräusch stieß er abermals heftig in die Flammen, aber er wandte das Gesicht nach der Hinausgehenden. „Löhn!" rief er sie zurück. „Sie sind

das unausſtehlichſte Frauenzimmer, das mir je vorgekommen iſt — aber Sie haben wenigſtens den einen Vorzug vor dem übrigen Schloßgeſindel, daß Sie in den meiſten Fällen Ihre Weisheit für ſich behalten.“ . . . Er räusperte ſich. — „Geben Sie ihr meinetwegen den Madeira fort, aber nur theelöffelweiſe — hören Sie? theelöffelweiſe! — mehr iſt ihr unbedingt ſchädlich. . . . Die Beſuche des Doctors aber verbiete ich hiermit ein- für allemal. Er incommodirt ſie mit ſeinen Unterſuchungen und kann ihr doch nicht helfen.“

In dieſem Augenblicke ſcholl aus dem Nebenzimmer ein zorniger Aufſchrei, dem eine Fluth von Scheltworten aus Leo's Munde folgte — dazu hörte man den Knaben mit den Füßen ſtampfen.

„Holla — was iſt los da drüben?“ rief der Hofmarſchall. „Wo ſteckt denn wieder einmal dieſe Perſon, die Berger —“

„Ich bin hier, gnädiger Herr,“ antwortete die Erzieherin und trat mit gekränkter, aber dennoch demüthiger Miene auf die Schwelle. „Ich bin immer hier im Zimmer geweſen . . . Leo'chen war erſt ganz artig, ſehr artig; aber da fiel dem Gabriel eine Zeichnung aus dem Gebetbuche. Der Junge iſt doch zu albern, zu dickköpfig, gnädiger Herr. Statt dem Kleinen

das Blatt zu lassen, reißt er es ihm aus der Hand —"

Der kleine Leo unterbrach sie, schob sie mit kräftigen Fäusten bei Seite und stürmte herein — in jeder Hand hielt er einen Papierfetzen.

„Zu zerreißen brauchte sie es doch nicht! — war das nicht dumm, Großpapa?" rief er ganz empört. „Ich wollte es gern haben, das Bild — das ist wahr — und Gabriel gab es mir nicht, durchaus nicht — da nimmt sie den wunderhübschen Löwen und zerreißt ihn in zwei Stücke — sieh nur her!"

„Ich mache Ihnen mein Compliment für die unvergleichliche Entscheidung, Fräulein Weisheit," sagte der Hofmarschall mit beißendem Sarkasmus zu der Gouvernante, die im Bewußtsein ihres Rechtes näher getreten war und nun verlegen ihre schielenden Augen wegwendete. Er nahm die Papierstücke und warf einen Blick darauf. „Gabriel!" rief er mit hartbefehlender Stimme nach dem anstoßenden Zimmer.

Der Knabe kam herüber und blieb, noch bläsſer als gewöhnlich, mit niedergeschlagenen Lidern an der Thür stehen.

„Du hast wieder einmal geklext?" fragte der Hofmarschall kurz — er zog seine kleinen Augen blinzelnd zusammen. Wie ein Giftpfeil fuhr der concentrirte

Blick durch die grauen Wimpern nach dem ſichtbar bebenden Kind hinüber.

Giebriel ſchwieg.

„Da ſtehſt Du nun wieder und thuſt, als könnteſt Du nicht Drei zählen, Du Duckmäuſer! Und drüben hinter dem Drahtgitter treibſt Du Allotria — ich kenne Dich, Burſche. Verdirbſt das theure Papier mit Deinem unberufenen Stift und ſingſt weltliche Lieder, keck wie eine Haidelerche —"

Erſchüttert ſah Liane nach dem Geſcholtenen — das waren die Lieder, die das unglückliche Kind mit angſtvollem Herzen ſang, um ſeine aufgeregte Mutter zu beſchwichtigen.

Der Hofmarſchall rieb das Papier zwiſchen den Fingern. „Und was iſt das für ein prachtvolles Papier, das Du da beſudelt haſt?" inquirirte er weiter.

Die Beſchließerin, die, das Thürſchloß in der Hand, das Hinausgehen vergeſſen zu haben ſchien, kam raſch um einige Schritte näher; ſie hatte ein vollkommen ruhiges Geſicht — vielleicht war das ſtarke Roth ihrer Wangen ein wenig tiefer, als gewöhnlich. „Das hat er von mir, gnädiger Herr," ſagte ſie in ihrem kurzen, reſoluten Ton.

Der alte Herr fuhr herum. „Was ſoll das

heißen, Löhn? Wie kommen Sie dazu, gegen meinen ausdrücklichen Wunsch und Willen —"

„I, gnädiger Herr, zu Weihnachten nimmt man's nicht so genau; da kommt's nur d'rauf an, daß man für seine paar Pfennige auch einen Dank hat — und dem Jungen sein ganzes Herz hängt ja an dem Papier. . . . Dem Kutscher Martin seinen Kindern habe ich einen ganzen Tisch voll Kram beschеert, und da hat kein Mensch etwas Unrechtes d'rin gefunden. . . . Ich kümmere mich das ganze Jahr nicht d'rum, ob der Gabriel malt oder schreibt — das ist ja nicht meine Sache, und ich versteh's auch nicht; aber ich hab' mir gedacht: ‚I nun, wenn er auch einmal eine Mutter Gottes hinmalt, das kann doch keine Sünde sein.'"

Der Hofmarschall maß sie mit einem langen, tiefmißtrauischen Blick. „Ich weiß nicht, spricht eine grenzenlose Dummheit aus Ihnen, oder — sind Sie gerieben schlau," sagte er mit langsamer Betonung.

Frau Löhn hielt den Blick unbefangen aus. „Du lieber Gott — ein Schlaukopf bin ich mein Lebtag nicht gewesen — wird's ja wohl die Dummheit sein, gnädiger Herr."

„Nun, dann bitte ich mir's aus, daß Sie künftig am Weihnachtsabend Ihre dummen Streiche unterlassen.

Behalten Sie Ihre paar Pfennige in der Tasche für die Tage, wo sie nicht mehr dienen und arbeiten können!" schalt er und schlug heftig mit dem Stock auf das Parquet. Der Junge soll nicht zeichnen, absolut nicht — es zerstreut ihn. . . . Ist das eine Muttergottes?" zürnte er und hielt ihr das Bruchstück eines correct gezeichneten, im Sprung begriffenen Löwen hin. „Ich sag's ja, der Mosje treibt Allotria da drüben, und Sie sind bornirt genug, ihn darin auch noch zu unterstützen. . . . Antworte!" herrschte er dem Knaben zu. „Was wird Dein Beruf sein?"

„Ich werde in ein Kloster gehen," lautete der leise gegebene Bescheid.

„Und weshalb?"

„Ich soll für meine Mutter beten," sagte der Knabe — jetzt brachen Thränen unter den tiefgesenkten Lidern hervor.

„Recht — Du sollst für Deine Mutter beten — dazu bist Du geboren, dazu hat Dich Gott auf die Welt geschickt . . . Und wenn Du Dir die Kniee wundrutschest und Tag und Nacht Gottes Barmherzigkeit anrufst — Du kannst nie genug thun. Das weißt Du, das hat Dir der Herr Hofprediger unzähligemal wiederholt — und doch hängst Du Deine Seele an

weltliche Dinge und legſt gar Deine ſtreng verbotenen Sudeleien in das Gebetbuch -- ſchäme Dich — Du biſt ein miſerabler Junge! . . . Marſch, hinaus mit Dir!"

Die geſchmeidige Geſtalt des Knaben verſchwand hinter der Thür wie ein Schatten.

„Löhn, Sie werden drüben das Weihnachtspapier zuſammenſuchen und mir bringen!" ſagte der Hofmarſchall.

„Zu Befehl, gnädiger Herr," verſetzte die Beſchließerin und ſtrich mit der Hand ſorgſam glättend über die ſteife Schürze — dieſe Hand war ein wenig unſicher, ſonſt aber behielt die Frau ihre ernſthafteſte Miene und verließ nach einer unbeholfenen Verbeugung das Zimmer.

„Der Großpapa iſt aber auch zu ſchlimm heute," murrte Leo leiſe nach der Gouvernante hin. Sie legte ihm erſchrocken die Hand auf den Mund. Erboſt ſchleuderte er ſie weg, ſchlug nach ihr und rieb ſich in ſehr unartiger Weiſe mit dem Aermel die Lippen ab. „Sie ſollen mir nicht in das Geſicht kommen mit Ihrer kalten Hand — ich kann's nicht leiden," brummte er grob.

Vergebens wartete Liane auf einen Verweis von

Seiten des Hofmarschalls — er sah abgewendet in das Kaminfeuer, als habe er den derben Schlag auf die Hand der Erzieherin nicht gehört. „Du bist ein sehr unartiges Kind und verdienst Strafe, Leo," sagte die junge Frau endlich streng.

„O bitte, das ist ja nicht so böse gemeint," lispelte die Gouvernante, indem sie dem Knaben die Frühstücksserviette umband. „Wir vertragen uns im Allgemeinen sehr gut — nicht wahr, Leo, mein Liebling?"

„Mit diesen Maximen werden Sie nicht weit kommen, Fräulein Berger," versetzte die junge Frau. „Und für das Kind selbst ist eine solche Behandlungsweise —"

„Bitte, ich handle nach höherer Instruction," unterbrach sie die Gouvernante schnippisch mit einem Seitenblicke nach dem Hofmarschall, „und werde mich stets beeifern, nach dieser Richtung hin Beifall zu erringen — Niemand kann zweien Herren dienen und —"

„Wollen Sie mich nicht ausreden lassen, mein Fräulein?" schnitt Liane gelassen, aber mit einer so vornehmen Geberde den Redefluß ab, daß die Erzieherin schwieg und die Augen niederschlug.

„Erlauben Sie dagegen mir, daß ich Sie unterbreche, meine Gnädigste," rief der alte Herr herüber. Er hatte sich nachlässig in seinen Stuhl zurückgelehnt und stippte die ausgespreizten Finger spielend gegeneinander — ein abscheulich impertinentes Lächeln schwebte um seine Lippen. „Sie waren gestern eine imposante, und doch mädchenhaft reizende Braut — ich kann Ihnen versichern, daß Sie mir weit besser gefielen, als heute in dieser angenommenen Mutterwürde; die weise Miene steht Ihrem jungen Gesicht schlecht. . . . Sagen Sie, woher haben Sie die Neigung, sich in die Kindererziehung zu mischen? Von der erlauchten Mama ganz gewiß nicht — die kenne ich."

Er sagte das Alles lächelnd, scherzend, wobei er unablässig das Spiel mit den Händen fortsetzte und, den Kopf an die Lehne zurückgelegt, sein schöngehaltenes, schneeweißes Gebiß zeigte. „Ah — Sie haben vielleicht in der Pension den ‚Emile' von Rousseau, seligen Andenkens, gelesen — mit oder ohne Vorwissen der Frau Pröbstin, gleichviel! . . . Diese Ideen sind einmal sehr Mode gewesen, und man hat so lange mit ihnen kokettirt, bis die Meisten ihre verdrehten Köpfe unter der Guillotine gänzlich verloren.

. . . Meine Gnädigſte, wir ſind abermals auf einer ſchiefen Bahn — die Männer, die nach uns kommen, müſſen eiſern ſein. Da heißt es, Drachenzähne ſäen, und nicht jene ſogenannten ‚Samenkörner des Guten‘, wovon die heutigen Schulmeiſter alle Rocktaſchen voll haben und mit denen ſie ſich ſo mauſig machen, wenn ſie ‚tagen‘. Alſo verderben Sie künftig Ihre zarten, ſehr kindlichen Züge nicht durch unzeitige Strenge, ſchöne Frau, und laſſen Sie nach wie vor mich ſorgen. . . . Und nun bitte ich um eine Taſſe Chocolade aus Ihren weißen Händen.“

Liane ſtellte eine Taſſe auf einen kleinen Silberteller und präſentirte ihm dieſelbe. Sie war äußerlich ſehr ruhig und ließ ſich weder durch die triumphirenden Schielaugen der Gouvernante, noch durch das fortgeſetzte Spottlächeln des Hofmarſchalls aus der Faſſung bringen. Er blickte einen Moment zu ihr auf, ehe er die Taſſe nahm — ſie konnte zum erſten Male tief in dieſe kleinen geiſtvollen Augen ſehen; ſie waren voll funkelnder Bosheit. Dieſer Mann war ihr unverſöhnlicher Feind, mit dem ſie ringen mußte ‚ſo lange er lebte — das ſagte ſie ſich ſofort. Sie war auch viel zu klug, um nicht einzuſehen, daß ſie hier bei ſanfter Nachgiebigkeit ohne Weiteres verloren ſei und unter ſeine Füße

käme, und daß ſie ihren Platz nur behaupten könne, wenn ſie imponire, das heißt wo möglich „mit gleicher Münze zahle.“

Er ergriff ihre Linke und betrachtete ſie. „Eine ſchöne Hand, eine echt ariſtokratiſche Hand!“ Leich prüfend fuhr er über die Spitze des Zeigefingers. „Sie iſt ſehr rauh; Sie haben genäht — nicht geſtickt — ſondern genäht, meine Gnädigſte, — wohl Ihre Ausſtattung an Wäſche? . . . Hm, dieſe zahlloſen Stiche und Narben müſſen geglättet ſein, ehe wir Sie — bei Hofe präſentiren können — der Prüfſtein für eine tüchtige Kammerjungfer paßt nicht an den Finger der Baronin Mainau. . . . Mein Gott, wie ändern ſich doch die Dinge! Was würde wohl der rothe Job von Trachenberg, der reichſte und gewaltigſte unter den Kreuzrittern, zu dieſen kleinen Wunden ſagen!“

Die junge Dame ſah mit einem ernſten Lächeln auf ihn nieder. „Zu ſeiner Zeit ſchändeten fleißige Hände eine Dame von Stande noch nicht,“ ſagte ſie, „und was unſere Verarmung betrifft, mit der Sie dieſe kleinen Wunden in Verbindung bringen, ſo wäre er vielleicht weiſe genug, ſich zu ſagen, daß der Wechſel mächtiger iſt, als der Menſchenwille, und daß die Jahrhunderte, die nach ihm gekommen ſind, nicht ſpur-

los an den verſchiedenen Geſchlechtern vorübergehen konnten. . . . Die Mainau's ſind ja auch nicht immer Verächter der Arbeit geweſen. Ich habe unſer Familienarchiv oft genug durchſtöbert, und weiß aus den Aufzeichnungen eines meiner Ahnherren, daß ein Mainau lange Zeit ſein Burgvogt und, wie er ſelbſt lobend ausſpricht, ‚ein wackerer, getreuer und vielfleißiger Mann' geweſen iſt."

Sie trat an den großen Tiſch zurück und machte den Kaffee fertig — es war für einen Moment ſehr ſtill geworden im weiten Saale. Der Hofmarſchall hatte bei den letzten Worten der jungen Frau ſeine Taſſe ſo haſtig zum Munde geführt, als ſei er dem Verſchmachten nahe geweſen; nun hörte ſie hinter ſich das leiſe Aneinanderklirren des Porcellans in ſeinen Händen, und als er nach einer kurzen Pauſe rauh und gebieteriſch nach etwas geröſtetem Weißbrod verlangte, da reichte ſie ihm den Teller ſo zuvorkommend hin, als ſei nicht das Mindeſte vorgefallen. Er griff taſtend nach einigen Schnitten und ſah dabei angelegentlich in die Kaminwölbung.

9.

„Mama,“ ſagte Leo und reckte ſeine kleinen Arme ſchmeichelnd zu ihr empor, „ich will artig ſein und nie wieder nach der Berger ſchlagen, aber laſſe mich auch neben Dir ſitzen!“

Sie nahm ihn an ihre Seite, unbekümmert um den Zornblick, der vom Kamin herüberfuhr, und machte ihm das Frühſtück zurecht. Da trat Baron Mainau durch die gegenüberliegende Thür ein. Er blieb einen Augenblick mit ſichtlicher Befriedigung an der Schwelle ſtehen. So war es recht, ſo hatte er die neue Herrin von Schönwerth gewünſcht. Da ſaß ſie, im züchtig am Halſe ſchließenden Battiſtkleide, unſcheinbar, auffallend blaß und farblos neben dem prächtig blühenden Knabengeſicht, und von dem hellen Wandgetäfel hob ſich das Haar roth, entſchieden roth ab. . . . Geſtern hatte ihm die impoſante, anſpruchsvolle Erſcheinung förmlich bange gemacht. Die reizvolle Geſtalt mit dem ſelbſtbewußt getragenen, goldflimmernden Köpfchen und den entſchiedenen Worten auf den Lippen hatte ihn erſchreckt; ſie war nichts weniger als der hochaufgeſchoſſene, unbedeutende Rothkopf, jenes ſtille Mädchen mit dem furchtſamen Gemüth geweſen, wie er es für ſich und die ganzen Verhältniſſe in Schönwerth als

einzig passend ausgesucht. Diese unliebsame Entdeckung hatte ihm bereits schwer zu schaffen gemacht und ihn bis zu diesem Augenblick mit geheimem Verdruß und Aerger darüber erfüllt, daß er doch wohl von der alten, geriebenen Erlaucht in Rudisdorf überlistet und nun an eine hochmüthige, anspruchsvolle Frau gebunden sei, die, auf ihre lange Ahnenreihe und äußere Vorzüge pochend, ihm seine sorglich reservirte Freiheit verkümmern könne. . . . Nun sah er sie wieder in Amt und Würden als Hausfrau von so bescheidenem Aeußern, daß selbst die durchaus nicht hübsche Gouvernante ganz passabel neben ihr erschien. . . . Sie hatte seinen Knaben an ihrer Seite, und der grillige Onkel schien gut verpflegt zu sein.

Mit heiterem Morgengruß kam er rasch näher. Es war, als ströme die ganze Farbengluth und Frische des jungen Sommertages mit ihm herein, so übermüthig, kraft- und lebenathmend schritt der schöne Mann durch den weiten Saal. Niemand empfand das wohl tiefer, als der kranke Mann im Rollstuhl; er zog die feinen Brauen tief zusammen, und ein schmerzlicher Seufzer hob seine Brust — seine gallige Laune wurde dadurch sicher nicht gebessert.

„Nun, Raoul, wie viel von Deinen gerühmten

Prunustribola-Stämmchen ſtehen noch in den neuen Anlagen?" fragte er ſpöttiſch nach dem Neffen hinüber, der eben die Hand ſeiner jungen Frau leicht mit den Lippen berührte — ein Schatten flog über ſeine breite, weiße Stirn, dann aber lachte er.

„Die Schlauköpfe — ‚nur ein Häuschen' haben ſie bauen wollen, und dazu waren ihnen meine prächtigen Prunus gut genug," ſagte er mit leichtem Humor. „Sie ſind glücklicher Weiſe in dem Moment erwiſcht worden, als ſie Miene machten, das ſtattlichſte Exemplar, meinen Liebling, zu annectiren — der Schaden iſt im Ganzen unbedeutend —"

„Er iſt nicht unbedeutend, und wenn ſie auch nur einen Zweig abgeknickt hätten," unterbrach ihn der Hofmarſchall heftig. „Es iſt weit gekommen. So lange ich auf den Füßen ſtand, hätte Keiner gewagt, auch nur ein Blatt anzurühren — dieſe freche Brut mußte geſtraft werden, exemplariſch geſtraft werden. . . . Ich hätte die Reitpeitſche in der Hand haben müſſen." . . .

„Ich habe keinen Genuß dabei, ſolch ein heulendes, kleines Ding zu ſchlagen, und der Junge war mir zu blaß," ſagte Baron Mainau langſam und nachläſſig, wobei er in eines der Fenſter trat — welch

ein Contraſt zwiſchen dem angenommenen Phlegma des ſonſt ſo ungeſtümen Mannes und dem ſprudelnden Grimm ſeines Onkels! . . . Tiefgereizt wandte der alte Herr den Kopf nach dem Neffen, der mit den Fingerſpitzen leiſe auf den Scheiben trommelte.

„Das ſind ſo humane Anwandlungen, die von Gevatter Schneider und Schuſter wüthend applaudirt werden — mit ihnen wird man allerdings über Nacht populär — bei ſeinen Standesgenoſſen macht man ſich einfach lächerlich,“ warf der Hofmarſchall hin.

Baron Mainau ließ die Finger auf den Scheiben weiter ſpielen; aber das Blut ſtieg ihm in das Geſicht.

„Mein lieber Raoul, als ich vorhin die allerliebſte Scene im Hofe mit anſah, da kam mir mit lebhaftem Erſchrecken der Verdacht, es ſei doch wohl wahr, was man Dir nachſagt.“

„Und was ſagt man mir nach?“ fragte Baron Mainau, indem er ſich umwandte.

„Eh — nicht heftig werden, mein Freund!“ begütigte der Onkel — der ſchöne Mann dort ſtand plötzlich ſo gebieteriſch und Rechenſchaft heiſchend im Rahmen der Fenſterniſche. — „Deine Ehre ſchädigt es weniger, Du verfällſt — wie geſagt — einfach dem

Fluch der Lächerlichkeit, wenn Du einen notorischen Verbrecher aus Humanitätsrücksichten entwischen lässest — dem Strolch, dem Hesse, der seit Jahren den Schönwerther Forst unsicher gemacht hat, soll ein ‚Höherer' fortgeholfen haben just in dem Moment, wo ihn endlich die Gensd'armerie beim Kragen nehmen wollte —"

Ein spöttisch heiteres Lächeln flog hell und ausdrucksvoll über Mainau's Gesicht hin.

„Ei, ist wirklich auch diese kleine Sünde zu Deinen Ohren gekommen, Onkel?" fragte er. „Allen Respect vor dem Kunstgewebe der Spinne — wohin die unglückliche Fliege auch tritt, sie berührt einen heiklen Faden, der elektrische Schläge in das Centrum zurückführt. . . . Dieser Mensch, dieser Hesse, war wirklich ein lästiges Individuum — er schoß mir meine Capitalhirsche vor der Nase weg. Wenn es noch aus Passion geschehen wäre — ich hätte ein Auge zugedrückt — aber er that es aus Noth — fi donc! . . . Ehemals war das freilich anders; da hatten die Herren von Schönwerth das gute Recht, solch einen Eindringling ohne Weiteres niederzuschießen und sich nach Belieben Handschuhleder aus seiner Haut gerben zu lassen. Himmel, muß das ein Machtgefühl gewesen sein! Die

Haut des lieben Nächſten über ſeine Finger ziehen zu dürfen!“

Bei dieſen letzten Worten drehte ſich der Hofmarſchall um und ſah ſcharf prüfend nach dem Sprechenden, dann wandte er ihm ungeduldig den Rücken und ſtieß mit dem Stock tactmäßig gegen die bronzene Kaminverzierung, daß ſie unabläſſig klirrte.

„Die meiſten dieſer unſerer Standesvorrechte haben uns die fatalen modernen Ideen aus der Hand gewunden,“ fuhr Baron Mainau fort, „und was ſie uns dafür bieten, will ich nicht. . . . Der Spitzbube, der den Laden ‚der Gevatter Schneider und Schuſter‘ ausräumt, wird genau ſo geſtraft, wie mein Sünder, mein Wilddieb — ei, das paßt mir nicht! Er wird eingeſteckt, und weil er nach der Haft erſt recht nichts zu beißen und zu brechen hat, da pirſcht er mir ſchon am nächſten Abend wieder unverdroſſen in meinem Revier. Da helfe ich mir, wie vordem, ſelber und ſchaffe den Burſchen aus dem Wege — in Amerika ſchadet er mir nicht mehr.“

„Narretheien!“ murmelte der alte Herr grimmig, während Baron Mainau unbefangen an den Kaffeetiſch zurücktrat und Leo's Lockenkopf ſtreichelte. „Nach Tiſche fahren wir aus, mein Junge; wir müſſen doch

der Mama die Fasanerie und die anderen Herrlichkeiten von Schönwerth zeigen — bist Du einverstanden, Juliane?" fragte er. Sie bejahte bereitwillig, ohne die Augen von der Stickerei zu heben, an der sie arbeitete.

Er brannte sich eine Cigarre an und griff nach seinem Hut. Liane erhob sich. „Darf ich für wenige Augenblicke um Gehör bitten?" fragte sie. . . . Da stand sie wieder vor ihm, hoch, schlank, unnahbar vornehm; er sah in nächster Nähe die wundervoll belebte, weiße Sammethaut, wie sie das Rothhaar gern begleitet, er sah in die stahlfarbenen Augen, die den seinen so ruhig und leidenschaftslos begegneten. Höflich reichte er ihr den Arm.

„Nimm Dich in Acht, Raoul! Die schöne Frau hat eine ganze Tasche voll interessanter Neuigkeiten aus Rudisdorf mitgebracht," rief der Hofmarschall, scherzhaft mit dem Finger drohend, ihm nach. „Sie ist in ihren Familientraditionen bewandert, wie kaum ein Archivar. Ich habe eben hören müssen, daß ein Mainau Dienstmann bei den erlauchten Trachenbergern gewesen ist."

Mainau ließ mit einer ungestümen Wendung den Arm sinken, auf welchem die Fingerspitzen seiner jungen

Frau lagen. Schweigend, aber mit tiefverfinſtertem Geſicht, ſchritt er allein nach der Thür, öffnete ſie weit und ließ die junge Frau an ſich vorübergehen.

Sie erhob die Augen erſt wieder, als ſie vor einer zweiten Thür mit einer Handbewegung aufgefordert wurde, einzutreten. Von dem pompejaniſchen Roth der entgegengeſetzten Zimmerwand flog es ihr beim Eintreten wie eine weiße Wolke entgegen — jenes ſchwebende junge Weſen mit der eigenſinnig hochmüthigen Wendung des reizenden Köpfchens, mit der flachen Bruſt, den ſchmalen Schultern und dürftigen Kinderarmen inmitten der täuſchend hingehauchten, gelblichen Spitzenwogen ſah in dem ſchweren Rahmen wie ein weißer Schmetterling aus, der, an einen Faden gebunden, vergebens ſtrebt, weiter zu flattern. Das war die erſte Frau, und Liane ſagte ſich unter leichtem Erſchrecken, daß ſie in Mainau's Zimmer ſtehe. Halb und halb flüchtend, näherte ſie ſich dem Fenſter.

„Ich werde ſchnell zu Ende ſein," ſagte ſie, den Fauteuil ablehnend, den er ihr hinſchob. Sie blieb ſtehen und legte die Hand auf die Ecke des Schreibtiſches, der in dem Fenſterbogen ſtand; dabei ſtieß ſie unwillkürlich an eine der großen Photographien, die im Medaillonrahmen die Tiſchplatte ſchmückten.

„Die Herzogin," ſagte Mainau, wie vorſtellend, mit einem halbem Lächeln und ſchob das Bild der üppig ſchönen Frau vorſichtig wieder an ſeinen Platz. Mit einem Ruck ließ er das Rouleau um ein Stück niedergleiten — ein ſchmaler Sonnenſtreifen zitterte auf der Stirn der jungen Dame und zwang ſie, die Augen niederzuſchlagen. „Nun," ſagte er, bei der Beſchäftigung dem Fenſter zugewendet, „darf ich Deine Wünſche hören, Juliane? Stehen ſie wirklich in Beziehung zu Rudisdorf, wie der Onkel meinte? — Er war ſehr ſchlechter Laune, der alte Herr — Deine Bemerkung hat ihn offenbar gereizt —"

„Nothwehr," verſetzte Liane gelaſſen, aber ſehr beſtimmt.

„Wie, er hat es dennoch wieder gewagt, Dich zu kränken? Ich habe ſein Wort —"

„Laſſen Sie das!" unterbrach ſie ihn mit einer ihrer ruhig edlen Handbewegungen. „Ich halte den Mann für ſehr krank und vergeſſe das keinen Augenblick. Der wirklichen Böswilligkeit aber werde ich ſo lange entſchieden zu begegnen wiſſen, bis ſie ſich nicht mehr hervorwagt."

Mainau ſah über die Schulter zurück mit einer Art von grübelnder Prüfung in ihr Geſicht. „Das

klingt sehr vernünftig," sagte er langsam. „Auf diese Weise werden wir den Frieden haben, den ich so sehnlich für mein Dasein wünsche. . . . Glaube mir, Nichts stört Einem das Behagen beim Reisen so consequent und gründlich, als wenn man sein Haus nicht so bestellt weiß, wie es sein sollte."

„Darüber eben wollte ich mit Ihnen reden. Sie —"

Er lächelte heiter und belustigt. „Das geht aber wirklich nicht mehr, Juliane," unterbrach er sie. „Wer dieses Gespräch mit anhören könnte, der müßte doch laut auflachen. . . . Es hilft Dir nichts, einmal mußt Du Dich entschließen, das ‚Sie' mit dem ‚Du' zu vertauschen — schon um der Schloßleute willen, die darin nur einen ganz unpassenden Respectsausdruck sehen würden. Und den Nimbus will ich nicht, oder vielmehr — was schlimm, aber wahr ist — ich verdiene ihn nicht bei meinen vielen Fehlern."

Wie unwillkürlich überflogen seine Augen bei diesen Worten den Schreibtisch und die tiefe Fensterwölbung, in welcher das große, prächtig geschnitzte Möbel stand. Liane folgte diesem Blicke. Es war in der That eine Schönheitsgalerie, die alle diese Bronzerahmen an der Wand umfaßten — hier und da ein

ſchönes ariſtokratiſches Frauengeſicht mit ſchwärmeriſchem Augenaufſchlag oder ſtolz zurückgeworfenem Kopfe und dazwiſchen Tänzerinnen in den verwegenſten Stellungen und Toiletten. Inmitten des Tiſchaufſatzes aber, da, wo am paſſendſten Leo's Bild geſtanden hätte, lag auf weißem Sammetkiſſen und unter einer Glasglocke ein ziemlich verblaßter hellblauer Atlasſchuh.

Der jungen Dame war dieſe Art von Cultus unter den Cavalieren nicht neu; ihre Mitſchülerinnen im Stifte hatten genug davon zu erzählen gewußt; hier aber ſah ſie den erſten Beweis und erröthete heftig. Mainau bemerkte es.

„Reminiscenzen aus der unglücklichen Zeit, wo man ‚geraſt' hat," ſagte er heiter und klopfte mit dem Zeigefinger ſo hart an die Glasglocke, daß ein ſcharfer Ton durch das Zimmer ſchrillte. „Mein Gott, ich habe den Anblick herzlich ſatt — aber ‚ein Mann ein Wort!' . . . In einer begeiſterungsvollen Stunde gelobte ich der Trägerin, dieſen Zeugen ihrer Triumphe in Ehren zu halten, und da liegt er nun, und bei jedem Briefe, den ich ſchreibe, verwundet dieſes blaue Gegenüber durch ſeine mehr als reſpectable Länge und Breite meinen Schönheitsſinn und meine Eitelkeit, indem es mir ſagt, ich ſei dazumal doch ein ungewöhn-

lich dummer Junge geweſen. . . . Aber nun noch einmal, Juliane!“ brach er, ernſter werdend, die Selbſtironiſirung ab. „Ich bitte Dich ernſtlich, nunmehr in den unbefangenen Umgangston einzulenken, der Dir Deine Stellung im Hauſe weit mehr erleichtern wird, als Du denkſt. . . . Wir wollen gute Freunde ſein, Juliane, ein paar wackere Cameraden, die ſich vertragen, ohne die gegenſeitigen Anſprüche in das Bereich der Sentimentalität hinaufzuſchrauben. Und Du ſollſt ſehen — ſo viel Wankelmuth man mir auch nachzuſagen weiß —, in der Freundſchaft bin ich zuverläſſig und habe ich nie betrogen.“

„Ich gehe darauf ein, ſchon um Leo's willen,“ verſetzte ſie, mit ſeltenem Tacte die eigenthümliche Lage auffaſſend, in der ſie ſich doch nun einmal befand. „Ich habe um dieſe Unterredung gebeten, um Dir zu ſagen, daß das Kind in den unzuverläſſigſten Händen iſt, daß Du ſofort Schritte thun mußt —“

Er ließ ſie nicht ausreden. „Die überlaſſe ich Dir!“ rief er ziemlich ungeduldig. „Jage dieſe Perſon auf der Stelle fort, wenn es Dir beliebt, aber mich laſſe aus dem Spiele! . . . Ich bitte Dich um's Himmels willen, mache es nicht wie Valerie! Die hätte mich auch am liebſten zum Büttel im Hauſe gemacht

und hat anfänglich Thränen der Erbitterung genug geweint, weil ich mich nicht herbeiließ, ihrer Kammerfrau für jede schlecht gesteckte Schleife einen Verweis zu ertheilen. . . . Nur kein Echauffement daheim, Juliane — nur das nicht! . . . Je ruhiger, leidenschaftsloser und gleichmäßiger das häusliche Leben in Schönwerth verläuft, desto dankbarer werde ich meinem guten Cameraden sein. . . . Im Uebrigen hat sich ja der Onkel bereits mit einer neuen Gouvernante in Verbindung gesetzt, die sehr empfohlen wird."

Liane zog einige Papiere aus der Tasche. „Es wäre mir sehr lieb, wenn sie nicht käme," sagte sie. „Vielleicht siehst Du gelegentlich in diese Blätter — es ist in wenigen Augenblicken geschehen — sie enthalten meine Schulzeugnisse aus dem Stifte. Ich bin grammatisch vollkommen fest in den neueren Sprachen, und was die Aussprache betrifft, so nimmst Du Dir vielleicht die Mühe, selbst zu urtheilen. Die Zeugnisse sind auch in anderen Fächern günstig; trotzalledem würde ich nicht wagen, mich zum Unterrichte des Knaben anzubieten, dürfte ich mir nicht sagen, daß ich mit Ernst und Lust gelernt habe. . . . Du würdest mich glücklich machen, wolltest Du die Lebensaufgabe die ich mir gestellt habe, acceptiren und die Erziehung

Deines Kindes einzig und allein in meine Hände legen.“

Er war einige Male raſch im Zimmer auf- und abgegangen und blieb jetzt mit ſichtlichem Befremden in ſeinen Zügen vor ihr ſtehen. „Die Sprache iſt mir neu aus Frauenmunde — ich habe ſie noch nicht gehört,“ ſagte er. „Ich würde ihr auch unbedingt glauben, wärſt Du um zehn Jahre älter und im Leben erfahrener, Juliane.“ Sein Blick flog ſpöttiſch und halb verächtlich über die Schönheitsgalerie in die Fenſterniſche und blieb dann einen Augenblick an der ſpitzenumwogten erſten Frau hängen.

„‚Der Löwe hat noch nicht Blut geleckt!‘ pflegen wir der ſiegesgewiſſen Unerfahrenheit gegenüber zu ſagen. . . . Wer weiß es, in vielen dieſer Köpfe haben vielleicht auch ‚tugendſame Lebensaufgaben‘ geſpukt, bis — die Geſellſchaft ſie in ihren Strudel gezogen hat,“ fuhr er fort und deutete mit der Hand nach den Bilderreihen. „Du biſt im Stifte erzogen, und kaum in Dein Elternhaus zurückgekehrt, ſahſt Du — verzeihe! — die Rudisdorfer Herrlichkeit zuſammenbrechen. . . . Du weißt ja nicht, welchen hinreißenden Zauber das Leben bietet, das — die Frau Gräfin Trachenberg bis auf die Neige ausgekoſtet hat.“

Bei Erwähnung ihrer verſchwenderiſchen Mutter erröthete die junge Dame bis über die Schläfen. „Was ſoll ich Dir antworten," verſetzte ſie leiſe, „da Du ja doch nicht glaubſt, daß auch die Mädchenſeele ſtark genug ſein kann, das Warnende im Beiſpiele einzuſehen? . . . Laß uns ganz aufrichtig untereinander ſein, wie es guten Cameraden ziemt," fuhr ſie raſch und energiſch fort. „Ich habe meinen Lebensplan feſtgeſtellt, ſo gut wie Du den Deinigen, und werde an ihm halten. Vor Allem möchte ich Dich dringend bitten, nichts mehr in das obere Fach meines Schreibtiſches zu legen — mir machen dieſe Geldrollen namenloſe Angſt, und — was ſoll ſchließlich aus ihnen werden?"

„Und Das ſoll ich Dir glauben, Juliane?" lachte Mainau auf. „Das ſoll ich Dir glauben, nachdem Du mich geſtern verſichert haſt, Du würdeſt das Vorrecht, den Hermelin zu tragen, zu behaupten wiſſen? . . . Wo willſt Du ihn denn tragen? Doch nicht im Schulzimmer? — Du wirſt ihn majeſtätiſch über das Parquet der Hofſäle gleiten laſſen, und daß dann noch mehr dazu gehört, Das wirſt Du ſehr ſchnell einſehen. Es wird eine Zeit kommen, wo Du mich bitteſt, Dein Nadelgeld zu erhöhen — Dieſe da" — er zeigte auf

das Bild der erſten Frau — „hat das aus dem Grunde verſtanden, und Du — Du wirſt es auch lernen.“

„Nie!“ rief die junge Frau entſchieden. „Niemals! . . . Und nun laß Dir zu meiner Vertheidigung ſagen: Ja, ich bin ſtolz auf meine Ahnen — es waren Ehrenmänner von Geſchlecht zu Geſchlecht — ich kenne nichts Lieberes, als in den Blättern ihres Lebens nachzuſchlagen. Aber auf dieſe Verdienſte kann ich mich ja nicht ſtützen, wenn es darauf ankommt, mich ſelbſt geltend zu machen. Ich würde mich auch niemals dieſes ererbten Glanzes Leuten gegenüber bedienen, die auf äußere Stellung kein Gewicht legen. Nur da, wo mir die Anmaßung, der Uebermuth des begüterten Adels entgegentritt, da klopfe ich auf mein Ahnenſchild, daß es klingt.“

Er ſtand einen Moment ſchweigend mit untergeſchlagenen Armen vor ihr. „Ich möchte wohl fragen: ‚warum zeigſt Du dieſe Augen erſt in Schönwerth, Juliane?‘“ ſagte er langſam.

Sie wandte die Augen, die ihn ſo beredt und glänzend angeſehen, erſchrocken weg. „Darf ich nun um eine definitive Entſcheidung bitten?“ fragte ſie unſicher und mit einer peinlichen Verlegenheit ringend.

„Darf ich für Leo Mutter und alleinige Erzieherin zugleich sein, und wirst Du beim Hofmarschall dahin wirken, daß auch er mir freie Hand läßt?“ setzte sie wieder gefaßt und dringend hinzu.

„Er wird Schwierigkeiten machen,“ antwortete Mainau und strich sich mit der Hand über die Stirn; „aber das soll mich nicht abhalten, Dir unbeschränkte Vollmacht zu ertheilen. . . . Wir werden ja sehen, wer in Deiner Natur siegt — ob die selbstgewählte Lebensaufgabe mit ihren vielen Schattenseiten, oder — die Weltdame, die Tochter der Prinzessin Lutowiska.“

„Ich danke Dir, Mainau,“ sagte sie fast kindlich froh und herzlich, indem sie seine letzte, sehr ironische Bemerkung ignorirte.

Er griff nach ihrer Hand, um sie zu küssen — sie wandte sich ab und schritt rasch nach der Thür. „Ist nicht nöthig bei guten Cameraden — wir werden uns auch so verstehen,“ rief sie mit einem reizend heiteren Lächeln über die Schulter zurück und ging hinaus.

10.

Frau Löhn hatte es jetzt ſchlimm, wie ſie ſich auszudrücken pflegte. Sie nickte zu dieſer Behauptung ſtets mit dem ſteifgehaltenen Kopfe und ſtieß grimmig den tadellos ſitzenden Hornkamm tiefer in ihr graues Zopfbündel. Ihre Kranke machte ihr ſchwer zu ſchaffen; ſie war ſehr aufgeregt, weil ja die Frau Herzogin alle Tage — „ſelbſt wenn der liebe Herrgott Spitzbuben regnen ließ“ — am indiſchen Hauſe vorbeiritt. Seltſam — in den Hofkreiſen hatte man ſicher vorausgeſetzt, Mainau's plötzliche Vermählung, „dieſer halbverrückte, abenteuerliche Schritt“, werde ſeine Beziehungen zum Hofe ſofort löſen und die ehemalige Gunſt in die erbittertſte Feindſeligkeit wandeln — es kam ganz anders. Die Eingeweihten flüſterten ſich zu, die Herzogin ſei wie erlöſt aus ihrer ſtarren Haltung, ſeit ſie wiſſe, daß die Verbindung im vollſten Sinne des Wortes eine Convenienzheirath ſei, die auch der alte Hofmarſchall tödtlich anfeinde und allmählich wieder zu löſen hoffe. Um was dieſe Scharfſinnigen aber nicht wußten, das war eines der tiefen Räthſel der Frauennatur, die im ſtolzen Herzen der Ariſtokratin, wie in dem der Griſette ſchlummern — die Herzogin hatte den ſchönen, übermüthigen Mann nie

leidenſchaftlicher und demuthsvoller geliebt, als nachdem er ſie ſo furchtbar, ſo eclatant geſtraft, ja, moraliſch faſt mit Füßen getreten hatte. . . . „Der Rothkopf", wie die neue Herrin des Schönwerther Schloſſes von Hofdamenlippen genannt wurde, war kein Gegenſtand der Eiferſucht mehr, ſeit die Herzogin im Fluge durch den „Nonnenſchleier" geſehen und keinerlei Reize entdeckt hatte. Während die erſte Frau durch prachtvolle Toiletten und ihre pikante, Lebensluſt und Vergnügungsſucht athmende Erſcheinung ein Schmuck, ein jederzeit umſchmeichelter Gaſt des Hofes geweſen war, hatte Mainau die zweite gar nicht einmal vorgeſtellt. Er bewohnte nach wie vor, oft auf mehrere Tage allein, wie ein Garçon, ſeine elegante Miethwohnung in der Reſidenz und ſprach unbefangen von ſeiner bevorſtehenden Reiſe nach dem Orient. . . . Das Alles genügte, um die Herzogin zu überzeugen, daß mit dem vollzogenen Strafact der glühende Rachedurſt des leidenſchaftlichen Mannes für immer gelöſcht und das weitere Geſchick des dazu benutzten Werkzeuges ihm ſehr gleichgültig ſei. Nun ritt ſie wieder faſt täglich durch den Schönwerther Park, und zwar in ſehr gehobener Stimmung.

Seit die Erzieherin das Schloß verlaſſen, was

auf Mainau's Befehl ſchon wenige Tage nach der Beſprechung mit Liane geſchehen war, kam auch der Hofprediger öfters als je nach Schönwerth — er ertheilte Leo ſelbſt den Religionsunterricht. . . . Es hatte einen ſchlimmen Auftritt zwiſchen Onkel und Neffen gegeben; die Dienerſchaft war der Meinung geweſen, die Splitter müßten umherfliegen, ſo wüthend hatte der Stock des Kranken das Parquet bearbeitet — eine völlig nutzloſe Erhitzung — denn eine halbe Stunde ſpäter war Leo's Schlafzimmer neben das der jungen Frau verlegt worden, und von dieſem Augenblicke an trat ſie in alle Rechte der Mutter ein und wurde als ſolche im Hauſe ſtreng reſpectirt. Denn obgleich die Schloßleute ſich zuraunten, der Hofmarſchall könne die junge Frau nicht ausſtehen, und „der junge Herr mache ſich doch auch gar nichts aus ihr", ſo verhehlten ſie ſich dabei nicht, daß man ihr die Gräfin auf zehn Schritte anſehe und nie den Muth finde, ihr unhöflich zu widerſprechen. Anfangs ſtaunten ſie freilich, wenn dieſe „Zweite", ſo ſchweigſam und lautlos wie die weiße Frau, plötzlich unter ihnen erſchien, um nach „dem Rechten" zu ſehen; aber ſie gewöhnten ſich um ſo ſchneller an „dieſe Eigenheit", als auch die ſonſt ſo ſpröde Beſchließerin widerſpruchslos ihre Leinenſchränke

vor den grauen, prüfenden Augen der Herrin öffnete.

Liane vermied ſeit jenem Geſpräch, mit Mainau allein zu ſein, und ihm fiel es nicht ein, ſie zu ſuchen. Er hatte auch nie wieder Gelegenheit gehabt, ſich über ihre Augen zu wundern. Selbſt bei den anregendſten Geſprächen und Debatten zwiſchen ihm und dem Hofprediger am Theetiſch ſah ſie ſo ſtill auf ihre ſchönen, unermüdlich an einem Teppich ſtickenden Hände nieder, daß Mainau überzeugt war, ſie gehe im Geiſte Leo's Vocabeln durch, oder zähle die Seifenſtücken, die man in der Waſchküche verbraucht habe. Er, der „die deutſche Langeweile" floh, wie tödtliches Gift, er hatte ſie grundſätzlich mit dieſer „ſtillen, paſſiven Natur" in ſein Haus verpflanzt. Dazu waren alle ſeine neuen Anlagen im Parke fertig, es blieb ihm, wie er ſich ausdrückte, für das nächſte halbe Jahr nicht eine einzige Aufgabe in der Heimath zu erfüllen, und ſo rüſtete er energiſch zur Abreiſe. . . . „Das Vagabondenblut der Mainau" ſiede in ihm, ſagte er eines Abends beim Thee lachend zum Hofmarſchall.

Der alte Herr wurde ſpitz und verbat ſich in ſeinem und ſeiner edlen Vorfahren Namen dergleichen Bezeichnungen — es kam zu einem ſcharfgeführten

Wortwechsel, der grelle Schlaglichter auf die Vergangenheit warf. . . . Während Liane, scheinbar indolent, Stich um Stich weiter stickte, sah sie im Geiste die drei Brüder Mainau, die vor circa fünfunddreißig Jahren viel von sich reden gemacht hatten — sie waren schön, vornehm und gesucht gewesen. . . . Der Greis dort mit dem tadellos frisirten grauen Kopf, dem fortgesetzt fahlrothe Lichter der inneren Erregung über die Wangen flackerten, er hatte Recht, wenn er gegen das Vagabondenblut protestirte. Ihm, dem mittleren dieser Brüder, wäre es unmöglich gewesen, in einer anderen, als der Hofatmosphäre seine Lebensluft zu suchen. Er hatte immer nach den höchsten Zielen gestrebt, wie die Gräfin Trachenberg zu sagen pflegte, wenn sie andeuten wollte, daß sie ihm einen Korb gegeben habe. . . . „Standesgemäß" am Hofe placirt, hatte er sich auch „standesgemäß" eine ebenbürtige Gemahlin durch die damals regierende Herzogin „aufbefehlen" lassen und konnte sich mit gutem Gewissen sagen, daß seine feinen Sohlen nie das grobe Pflaster der Alltäglichkeit berührt hatten. Sein ältester Bruder dagegen war frühzeitig ausgeschwärmt; er war in die Eisregion des Nordpoles vorgedrungen und hatte nomadenhaft die Jagdgründe der

Indianer durchſtreift, und wenn er einmal wieder „das kleine Klatſch- und Hofneſt in dem deutſchen Erdenwinkel“ aufgeſucht, dann hatten ſeine Extravaganzen und Rückſichtsloſigkeiten eine Gänſehaut um die andere über den Rücken des brüderlichen Höflings laufen laſſen. Einmal aber war es einer ſchönen, reichen Erbin gelungen, ihn feſtzuhalten; er hatte ſich mit ihr vermählt und war genau ſo lange in der Reſidenz verblieben, um dem jungen lieblichen Geſchöpfe nach einem ſchweren Wochenbette die Augen zuzudrücken, ſeinem verwaiſten Kind bei der Taufe den Namen Raoul zu geben und ſein Teſtament zu machen. Dann hatte er den Staub von den Füßen geſchüttelt und es ſchließlich der deutſchen Geſandtſchaft in Braſilien überlaſſen, Nachricht von ihm zu geben — er war am Fieber geſtorben.

Das Alles kam zur Sprache, und Liane fühlte ſich einen Augenblick verſucht, den ihr angetrauten Mann zu bedauern, der ſo früh ſchon allein geſtanden — aber wozu denn? . . . Er war reich, ſchön, voll ſprühender Lebenskraft, und in ſeiner Unabhängigkeit rückſichtslos gegen Andere bis zur äußerſten Grenze. Die ganze Welt mit ihren Genüſſen lag ihm zu Füßen, und über eine ſtrenge Auswahl derſelben hatte ſich

ſein Feuerkopf wohl niemals Scrupel gemacht. So ſaß er dort neben dem keifenden Greis und ſah den blauen Dampfringen ſeiner Cigarre nach, wie ſie dem Fenſter zuſchwebten, um ſich mit dem Goldhauch der letzten Abendſonnenſtrahlen zu miſchen.

„Liebliches Schönwerth,“ rief er mit lächelndem Pathos, wobei ſein ausgeſtreckter Arm einen weiten Bogen über die draußen ſich hinbreitende, unvergleichlich ſchöne Landſchaft beſchrieb. „Vielbeneideter Beſitz! Dich verdanken wir einzig dieſem verfehmten Wandertrieb. Onkel Hofmarſchall ſähe noch aus den Fenſtern ſeiner Amtswohnung in der Reſidenz, wenn Gisbert von Mainau hinter dem Ofen ſitzen geblieben wäre.“

Der Hofprediger hatte neulich Recht gehabt mit ſeiner Behauptung, daß man den dritten und jüngſten Bruder nicht nennen dürfe, ohne den alten Herrn außer Faſſung zu bringen. Er fuhr empor; aber das Ungewitter, das über einen unvorſichtigen Untergebenen ſicher losgebrochen wäre, reducirte ſich auf ein Geplänkel von feinen Eisſplittern. Während er haſtig, als mache er ſich reiſefertig, ſein neben ihm liegendes rothſeidenes Taſchentuch nebſt den verſchiedenen Flacons in die Taſche ſteckte, ſagte er:

„Pardon, es wird Zeit, daß ich mich zurückziehe —

für Abendluft und Kraftgenialität ſind meine Nerven nun einmal mimoſenhaft empfindlich — wer kann ſich robuſter und derber machen, als er iſt? . . . Ja, das liebe Alter! Ich habe die franzöſiſchen Moden immer ſo gern gehabt, und jetzt bin ich ſo bärbeißig, oder vielmehr ſo ſpottſüchtig, es lächerlich zu finden, wenn der deutſche Nachahmungstrieb *auch* verſucht, in den Fußſtapfen großer Onkels zu gehen. . . . Mein beſter Raoul, Du haſt viel vom Onkel Gisbert — wer wollte die Aehnlichkeit leugnen? — und da Du das ſchön findeſt, ſo mache ich Dir mein Compliment darüber; ja, ich muß ſogar lebhaft wünſchen, daß Du Dich treulich an den Weg hältſt, den er gegangen — jener Wandertrieb, er iſt ja ſchließlich doch in dem heißen Sehnen und Trachten nach dem *rechten* Ziele, nach dem ewigen Heile aufgegangen."

„Mein Gott, ja — wie kläglich! Der arme Onkel, er war ſiech und — fromm geworden", verſetzte Mainau kalt lächelnd, während der Hofmarſchall mit der ſilbernen Handklingel förmlich Sturm läutete.

Sein Kammerdiener erſchien, um ihn in das Schlafzimmer zu fahren. Mainau ſchob den Dienſtfertigen bei Seite und rollte den Stuhl eigenhändig bis zur Thür.

„Du erlaubſt wohl, daß ich Leo's Großpapa den ſchuldigen Reſpect erweiſe", ſagte er höflich, wenn auch in ſehr reſervirtem Tone zu dem Hofmarſchalle, der ſteif das Haupt neigte; dann ſchloß er die Thür hinter dem fortrollenden Fahrſtuhle und kehrte an den Theetiſch zurück.

Die junge Frau hätte am liebſten ihre Arbeit zuſammengelegt und wäre auch gegangen; denn ſie war allein mit ihm und hatte keine Luſt, ihn, der ſo geiſtreich mit dem Hofprediger und ſeinem Onkel zu disputiren wußte, in ſolchen ſeltenen Momenten immer nur über die alltäglichſten Dinge reden zu hören, wobei er gar nicht verbarg, daß er mit Ueberwindung in die Kühle einer phantaſieloſen, proſaiſchen Welt herabſteige. Aber ſie fand keinen ſchicklichen Vorwand, das Zimmer zu verlaſſen; es war noch nicht Zeit, Leo zu Bett zu bringen, der Gabriel einen Zügel um den Arm gebunden hatte und ihn über die draußen vor der Glasthür niederſteigende Freitreppe lärmend auf- und abjagte. Sie rückte deshalb ihren Stuhl näher an das Fenſter, um unter dem voller hereinfallenden Abendlichte eine feurige Cactusblüthe fertig zu ſticken.

„Graut Dir nicht vor der phantaſtiſchen Familie, in die ich Dich verſetzt habe, Juliane?" fragte Mainau

mit halbem Lächeln nach einer kleinen Pauſe, während welcher er ſich eine friſche Cigarre angeſteckt hatte. „Du haſt geſehen, dem Onkel ſträubt ſich jedes Haar auf dem Kopfe bei dem Verdachte, es könne ſich ein Tropfen unſeres ‚Narrenblutes‘ in ſeine Adern verirrt haben — er hat in ſeiner Art Recht der Mann der Regeln und Formen —, und Du mit Deiner unverrückbar ruhigen, ſehr vernünftigen Anſchauungsweiſe ſtehſt zu ihm — ſoweit kenne ich Dich bereits.“

Mainau hielt inne, wie in Erwartung einer beſtätigenden Antwort; aber ſie ſah ihn nicht einmal an. Sie meinte, es ſei überflüſſig, ihn vom Gegentheil zu überzeugen, was er gar nicht wünſchte. Prüfend bog ſie den Kopf zurück und verglich eine eben eingeſetzte Schattirung mit dem Ganzen. Ihre zarten Lippen lagen ſanft geſchloſſen aufeinander, und die bleiche Sammethaut ihrer Wangen nahm nicht einen Hauch von Röthe an; bei der ausgeprägteſten Lieblichkeit, die den beobachtenden Mann in dieſem Momente abermals frappirte, hatte der junge Frauenkopf mit den ſeitwärts gewendeten Augen doch die Lebloſigkeit eines Steinbildes, und unwillkürlich mußte er denken, ob es denn wirklich einzig und allein der Familienſtolz vermöchte, dieſe tief in das Innerſte zurückgezogene Seele auf-

zuregen — im nächſten Augenblick erfüllte ihn eine tiefe Genugthuung darüber, daß es ſo und nicht anders ſei.

„Das iſt doch eine reizende Zeichnung“, ſagte er und deutete auf die Cactusblüthe. „Ich begreife, wie ſich eine ſtille Frauennatur in dieſe Art von Beſchäftigung ſo tief verſenken kann, daß ihr von der lärmenden Außenwelt viel Unerquickliches entgeht. Du haſt den Differenzen zwiſchen dem Onkel und mir kaum Beachtung geſchenkt?“ Das klang ſo wohlwollend nachſichtig, als wünſche er zu hören, daß ſie in der That ſo indolent geweſen ſei.

„Ich habe genug gehört, um mich zu wundern, daß Du Dein mir aufgeſtelltes Programm ſelbſt ſo wenig reſpectirſt“, verſetzte ſie gelaſſen. „Du wünſcheſt ein ruhiges, leidenſchaftslos und gleichmäßig verlaufendes Familienleben, und haſt doch vor wenigen Augenblicken Alles gethan, um den Hofmarſchall zu reizen.“ — Sie nannte den alten Herrn nie Onkel.

„Liebe Juliane, das iſt ein kleines Mißverſtändniß“, rief er lachend, indem er aufſtand. „Das Programm iſt nicht ſo bitterernſt gemeint, ſo lange ich da bin, ſo lange ich den Zügel in der Hand habe und lenken kann, wie ich will — ich werde mich doch

wahrhaftig nicht selbst ertränken in diesem stagnirenden Wasser der Langeweile!“

„Ich will nur nicht, daß man sich zankt, wenn ich auf Reisen bin,“ fuhr er fort. „Gott im Himmel — was für eine Fluth von lamentablen Briefen stürmt da von allen Seiten auf solch einen unglücklichen Abwesenden ein! . . . Was hat nur Valerie allein in dieser Beziehung gesündigt! . . . Im dunkelsten Winkel meines Schreibtisches liegen sie noch, diese Boten der — Liebe. Ich habe sie damals pflichtschuldigst mit einem zärtlichen Rosenbande umwickelt, aber berührt hat meine Hand sie nie wieder, aus Angst vor den herausplatzenden Geistern der Zwietracht, der Herrschsucht und der kindischen Launen. . . . Und dabei kam ich doch immer erst in zweiter Linie — die kleine Frau hatte den vortrefflichen Beichtvater, den Hofprediger, zur Seite, dem sie ihr Herz stets in der ersten Aufwallung rückhaltlos auszuschütten pflegte.“

Ein böses Lächeln erschien und verschwand wie ein Blitz auf seinem schönen Gesichte.

„Bah, was willst Du?“ sagte er plötzlich nach längerem Schweigen wieder — er war in die offene Glasthür getreten und hatte dem Spiele der beiden Knaben zugesehen. „Gerade auf meine Art und Weise,

mit dem Onkel zu verkehren, bin ich ſtolz, ungefähr ſo eingebildet, wie ein Kind auf die Heldenthat, ein Stück Kuchen nicht anzubeißen, das der Mutter mitgebracht werden ſoll. Sahſt Du mich jemals jähzornig? Frage die lieben Nächſten — die Haut wird Dir ſchaudern, was ſie Alles von meiner brutalen Heftigkeit zu erzählen wiſſen. . . . Hier beherrſche ich mich, allerdings zuvörderſt in dem Wunſche, auch einmal ein wenig — wie andere Glückliche ihr ganzes Leben lang — in die Wonne der Selbſtbewunderung verſinken zu können."

Die junge Frau warf einen Blick nach ihm hinüber, welcher dem ſeinen begegnete. Da war nicht eine Spur jener Flamme, die blitzähnlich von Auge zu Auge züngelt und das Verſtändniß zweier Menſchen vermittelt. Sie ſagte ſich, daß über die vom Schickſale verzogene, durch Frauengunſt verhätſchelte Männerſeele dort Nichts auf Erden je Gewalt haben werde, als das eigene ſtürmiſche Wünſchen und Wollen, und er griff achſelzuckend nach ſeinem Hute und meinte, in den grauen Augen die Zahl der Stiche leſen zu können, die ſie während ſeiner Rede mit dem rothen Seidenfaden gemacht hatte.

„Ich gehe", ſagte er. „Nimm Dich in Acht, Juliane — es wird dämmerig, und unſere tapferen

Schloßleute verſchwören Leben und Seligkeit, daß Onkel Gisbert's Schatten dort in dem Fenſterbogen ſein Weſen treibe — er hatte ſich im Todeskampf hierher tragen laſſen. Doch was ich rede — ſündenloſen Seelen, wie der Deinen, paſſirt dergleichen nicht."

„Andere Geiſter haben nur Macht über uns, je nachdem wir ſie fürchten oder lieben", verſetzte ſie einfach, ohne den Spott in ſeiner Stimme zu beachten. „Ich fürchte Onkel Gisbert's Schatten nicht, möchte ihn aber wohl fragen, weshalb er gewünſcht hat gerade hier zu ſterben."

„Das kann ich Dir auch ſagen. Er hat einen letzten Blick auf ſein Thal von Kaſchmir werfen wollen", erwiderte er lebhafter. Er trat dicht neben ſie und zeigte über ſie hinweg nach dem Garten. „Dort unter dem Obelisken hat er ſich begraben laſſen. . . . Ach, Du kannſt das Monument nicht ſehen; es liegt zu ſehr ſeitwärts — dort." Er nahm plötzlich ihren Kopf mit ſanftem Drucke zwiſchen ſeine Hände, um ihrem Blicke die Richtung zu geben — ſeine Finger verſanken tief in den rothgoldenen Haarmaſſen. Die junge Frau fuhr empor, ſchüttelte heftig ſeine Hände ab und ſtarrte ihn mit weitgeöffneten Augen beleidigt, in unverſtelltem Widerwillen an. Er ſtand einen Augenblick faſſungs-

los vor ihr — eine dunkle Gluth ſchoß über ſein Geſicht.

„Verzeihe! Ich habe Dich und mich erſchreckt. . . . Ich wußte nicht, daß Dein Haar bei der Berührung ſolche Funken ſprühe", ſagte er mit unſicherer Stimme, indem er von ihr wegtrat.

Sie ſaß ſchon wieder und bückte ſich über ihre Stickerei. Das war daſſelbe ruhige „Inſichzuſammenſchmiegen" der elaſtiſchen Geſtalt, wie vorher, aber Mainau fiel es nicht mehr ein, zu denken, daß dieſe Frau die Stiche ihrer Nadel zähle. Sein Auge haftete auf dem ſchmalen Streifen ihres Nackens, der erſt ſo gleichmäßig perlmutterweiß zwiſchen den niederhängenden Haarflechten geleuchtet — jetzt ſah er ein dunkles Roſenroth unter der Haut fließen. Er griff nicht wieder nach dem Hute, den er hingeworfen — er war erbittert über das unberechenbar hervorbrechende verneinende Element in „dieſem rothhaarigen Frauenkopfe", noch zorniger aber auf ſich ſelbſt, daß er im harmloſen Sichgehenlaſſen eine Niederlage erlitten, noch dazu durch eine ungeliebte Frau. Darüber hinweg half nur ein völliges Ignoriren des Geſchehenen.

„Ich möchte wirklich wünſchen, Onkel Gisbert könnte wiederkommen und da hinabſehen", ſagte er, in

den ſpukhaften Fenſterbogen tretend — er ſprach ſehr ruhig. „Dreizehn lange Jahre liegt er dort unter dem rothen Marmor; unterdeß haben ſeine indiſchen Pflanzenlieblinge unter dem nordiſchen Himmel eine Ausdehnung erreicht, wie er ſie vielleicht ſelbſt nicht geträumt hat. Das iſt auch häufig ein ſtreitiger Punkt in Schönwerth. Die ganze Pflanzenherrlichkeit muß mit dem Eintreten der rauhen Jahreszeit unter rieſige Glashäuſer geſteckt werden, und die exotiſche Thierwelt verlangt ſorgfältige Pflege — das koſtet viel Geld. Der Onkel mächt jedes Jahr neue Anſtrengungen, die koſtſpielige Schöpfung womöglich von der Erde wegzuraſiren, und ich leide entſchieden nicht, daß auch nur ein Blatt abgepflückt wird.“

„Und das Menſchenleben, das der deutſche Edelmann unter den nordiſchen Himmel entführt hat?“ fragte ſie hinüber — ihre melodiſche Stimme verſchärfte ſich.

Er ſtand raſch wieder neben ihr. „Du meinſt die Frau im indiſchen Hauſe“, ſagte er. „Da, ſieh Dir einmal den Burſchen an!“ — Er deutete auf Gabriel. Leo war auf den Rücken des Knaben geſprungen. Die feingliedrige Geſtalt des improviſirten Pferdes bog ſich geduldig trabend unter dem wilden

Peitschenschwinger. — Das ist der Typus der Menschenrace, die als kostbarstes Kleinod über das Meer gebracht worden ist — feig, hündisch unterwürfig und treulos, sobald die Verführung an sie herantritt. . . . Der Knabe ist mir unsäglich zuwider. Ich würde ihm ein paar blaue Flecken der Satisfaction auf dem Rücken meines Jungen weit eher verzeihen, als diesen hündischen Unterwerfungstrieb hinter einem gottähnlichen Menschengesichte. . . . Leo, wirst Du gleich heruntergehen!" schalt er hart, mit grimmig gerunzelten Brauen zur offenen Thür hinaus.

Gabriel stieg eben die letzten Stufen herauf. Er war sehr erhitzt durch die unruhige Last, die er auf seinen Schultern treppauf getragen; trotzdem erschien sein Gesicht bleich, wenn auch die schöne Linie des Ovals so fest und gesund verlief, als begrenze sie gelbangehauchten Marmor.

„Mache, daß Du heimkommst!" befahl Baron Mainau barsch und drehte ihm den Rücken.

Das kindlich naive, und doch melancholische Lächeln, das beim Ersteigen der letzten Stufe um die ausathmenden Lippen des Knaben geflogen war, verschwand — der Schrecken trieb ihm den letzten Blutstropfen aus dem Gesichte. Es durchschnitt der jungen

Frau das Herz, zu ſehen, wie er trotzdem mit zärtlicher Aufmerkſamkeit das Kind des harten Mannes auf den Boden gleiten ließ, wie er ſich nicht verſagen konnte, noch einmal ſcheuliebkoſend mit der geſchmeidigen Hand über Leo's Lockenkopf hinzuſtreichen. . . . Der arme Prügelknabe! Seine junge Seele war in die Hand der ſtrengen Kirche und der orthodoxeſten Ariſtokratie gegeben, und der herriſche Mann dort, der ſie mittelſt ſeiner Energie beſchützen konnte, er trat blind und vorurtheilsvoll in tödtlicher Verachtung auch noch mit dem Fuße darauf.

„Gute Nacht, mein liebes Kind!“ rief ſie hinaus, als der Knabe unhörbar die Treppe hinabhuſchte. Zugleich legte ſie ihre Arbeit zuſammen und erhob ſich. Im Bewußtſein ihrer vollkommenen Einflußloſigkeit ließ ſie kein Wort zu Gunſten des mißhandelten Kindes fallen, aber ſo, wie ſie jetzt daſtand, war ihre ganze Erſcheinung ein Proteſt gegen das Verfahren des rauhen Schloßherrn.

Er ſah ſie einen Augenblick ſchweigend von der Seite an; dann bemühte er ſich, ſeine Cigarre auf's Neue in Brand zu ſtecken.

„Siehſt Du die köſtliche Muſa dort?“ fragte er kalt und zeigte nach einer der Bananen im indiſchen

Garten. „Sie ſtrebt dankbar empor zu dem kalten Himmel, während das fremdländiſche Menſchengeſchmeiße ſich ſofort hinabverirrte bis in die Region der — Stallbedienung. Da kenne ich kein Erbarmen.“

Die junge Frau ſtand mit dem Rücken nach ihm und ordnete die Stickwolle im Arbeitskorbe — ſie hob die Wimpern nicht.

„Willſt Du wohl die Güte haben, mich auch einmal anzuſehen?“ ſagte er plötzlich ſtreng. Er fiel zum erſten Male aus dem Umgangstone des guten Cameraden und ſprach als Herr und Gebieter — er war beleidigt. „Es hätte noch gefehlt, daß ſich meine Frau mit dem ganzen Rüſtzeuge ihrer tugendhaften Verachtung, ihres moraliſchen Uebergewichts umgürte, um dieſes — Baſtards willen!“

Ein ähnlicher Schrecken durchfuhr ſie wie daheim, wenn unvermuthet die gebieteriſche Stimme der Mutter ihr Ohr berührt hatte. Sie wandte ängſtlich das entfärbte Geſicht nach ihm — in dieſem Augenblicke der Beſtürzung war es das lieblichſte, unſchuldigſte Mädchengeſicht, das mit großen, erſchreckten Augen zu ihm hinſah.

Sein Blick voll Aerger und Verdruß milderte ſich ſofort.

„Mein Gott, wie blaß Du biſt, Juliane! Du ſiehſt mich ja mit Augen an, wie Rothkäppchen den böſen Wolf. . . . Nun iſt's wohl auch um unſer gutes, cameradſchaftliches Einvernehmen geſchehen — wie? — Das ſollte mir leid thun," ſagte er mit einem Achſelzucken des Bedauerns, als wollte er ſeine Angſt um die ſorgfältig cultivirte Langeweile im Schloſſe Schönwerth ausdrücken.

„Ich will Dich ein wenig über die Verhältniſſe aufklären", ſetzte er hinzu, nachdem er einmal im Salon raſch auf- und abgeſchritten war. „Als Onkel Gisbert nach langer Abweſenheit in die deutſche Heimath zurückkehrte, war ich ein Knabe von vierzehn Jahren, der den ‚indiſchen Onkel' vergötterte, ohne ihn je geſehen zu haben. Man wußte, daß er ſein Erbtheil auf dem Handelswege vertauſendfacht hatte; man erzählte ſich Dinge von ſeinem Leben und Treiben, die recht gut unter den Märchen von ‚Tauſend und einer Nacht' hätten figuriren können — und doch, als er Schönwerth noch von Benares aus ankaufen und nach ſeinem Sinne einrichten ließ, da ſperrten die Pfahlbürger unſerer guten Reſidenz Mund und Naſe auf. . . . Ich werde ihn nie vergeſſen, niemals — den ſchönen Mann mit den eigenartigen Geberden und

dem genialen Kopf, in welchem bereits die finſterſte Schwermuth brütete. Sein Thal von Kaſchmir war ſein Idol, und hinter dem Drahtgitter athmete ein Weſen, daß er vom Reiſewagen in die Sänfte und von da in das indiſche Haus hatte tragen laſſen, und die ſo glücklich geweſen waren ‚die blaſſe Lotosblume des Ganges‘ während dieſer Procedur auf den Armen zu halten, ſie ſchwuren, es ſei kein Frauenleib, ſondern ‚eine Nixe aus Luft und Duft zuſammengeblaſen‘ geweſen.“

Den Eindruck machte es noch, jenes fremdländiſche Geſchöpf, das, halb Weib, halb Kind, drüben auf dem Rohrbette lag, eine Luftgeſtalt, die ſcheinbar nur die metallenen Ketten und Ringe an der Erde feſthielten.

„Außer dem Onkel Hofmarſchall und dem Hofprediger, der damals noch ein ſimpler Caplan war, verkehrten nur Wenige in Schloß Schönwerth — die ſtolze Haltung des Beſitzers ſcheuchte Alles zurück“, fuhr Mainau fort. „Ich ſelbſt habe nur einmal die Gunſt genoſſen, ihn auf drei Tage beſuchen zu dürfen — und da erging es mir wie den neugierigen Frauen im ‚Blaubart‘.“ Er lachte beluſtigt vor ſich hin und ſtippte die Aſche von ſeiner Cigarre. „Um Blut und Leben ging es freilich nicht, aber der Onkel

verbat ſich einfach das Wiederkommen. . . . Die Indierin hinter dem Drahtgitter ſpukte mehr, als gut war, in meinem heißen Jungenkopfe. — Bekreuze Dich, Juliane! Es iſt ein toller Reigen von Narrheiten um der Frauenſchönheit willen, auf den ich zurückblicken muß — ich bin durch reißende Flüſſe geſchwommen, um eine weggewehte Buſenſchleife zu erhaſchen, und habe landesüblich Champagner aus Balletſchuhen getrunken — warum ſollte ich da nicht auch über das Drahtgitter von Schönwerth klettern, um das Weib zu ſehen, das Onkel Gisbert ‚wie toll‘ lieben ſollte? Die Thür war zwar nicht verſchloſſen, und die ‚Lotosblume‘ wurde nichts weniger als in Gefangenſchaft gehalten; aber ich bin überzeugt, ſie hat von dem bartloſen Neffen ihres Herrn und Gebieters nicht beläſtigt ſein wollen, und deshalb war mir das Umherwandeln im Thale von Kaſchmir verboten. . . . Nun alſo, ich kroch unter ſtürmiſchem Herzklopfen durch das Gebüſch und ſah nicht eher auf, als bis — der Onkel vor mir ſtand. Er ſagte kein Wort; aber der mitleidig lächelnde Spott, der ſeine düſteren Augen für einen Moment förmlich erhellte, beſchämte mich dergeſtalt, daß ich meinen ganzen gewaltigen Jünglingsſtolz vergaß und ſchleunigſt Ferſengeld gab. . . . Noch den-

ſelben Morgen hielt, ohne daß ich Befehl gegeben, mein Reiſewagen vor dem Schönwerther Schloßthore; der tödtlich beſtürzte Junge wurde von dem Onkel unter freundlichem Abſchiedsgruße ohne Weiteres hineingeſchoben und in das Inſtitut zurückgeſchickt — das war kaltes Waſſer.“

Er trat lächelnd in das Fenſter und ſah hinüber nach dem indiſchen Garten. Es dämmerte ſtark — das niedrige Rohrdach des indiſchen Hauſes verſchwamm bereits mit den Wipfeln der Roſenbäume, und nur auf den goldglänzenden Kuppeln des Tempels ſammelten ſich noch ſchwarze Reflexe des verlöſchenden Abendlichtes.

„Ich habe den Onkel erſt wieder geſehen“, ſagte er nach einer Pauſe ſich umwendend, „als ſein letzter Wunſch erfüllt werden ſollte, als der Arzt im Begriff war, ſeine Leiche mit einem zerſetzenden Präparat zu tränken. Man hatte mich von der Univerſität zur Beiſetzung nach Schönwerth berufen. . . . Da lag er entſtellt in weißen Atlasdecken — ſtatt der Roſendüfte von Kaſchmir floſſen häßliche Weihrauchwolken über ihn hin; kein Nachtigallenton drang durch die ſchwarzumhüllten Fenſter — dafür umflüſterten ihn gemurmelte Gebete, und aus geiſtlichem Munde wurde er geprieſen, daß er zur rechten Stunde noch aus der Irre auf

den wahren Heilsweg zurückgekehrt sei — unrühmlich genug für diese Dogmen" — unterbrach er sich grollend — „daß die Seele sie erst annimmt, wenn sie vom kranken Körper angesteckt ist, wenn alle Nervensaiten verstimmt und gebrochen sind und das arme Gehirn urtheilslos und beängstigt in den Nebelwolken des herannahenden Todes schwimmt! — Ja, das war das Ende, der jammervolle Schluß eines märchengeschmückten Lebens voller Ideale."

Die junge Frau stand noch vor dem Arbeitskorbe — sie war sich selbst nicht bewußt geworden, daß sie die bunten Wollsträhne unzählige Male aus- und eingepackt hatte. . . . Dort wölbte sich der mächtig geschwungene Fensterbogen, in welchem Onkel Gisbert gestorben war, gestorben mit dem Blicke auf seine indische Schöpfung, und mit diesem Bilde „aus der Irre" war die Seele heimgegangen, trotz aller Weihrauchwolken und sonstigen kirchlichen Apparate und Anstrengungen. . . . Ein graues, spukhaftes Dämmerlicht kroch in Fensterbreite über das Parquet und ließ in schwarzen Umrissen ein riesiges Kreuz auf die Eichentafeln fallen; es floß auch über den erzählenden Mann, dessen Stimme alle Register von der heitersten Selbstverspottung bis zum Ingrimm durchlaufen hatte.

„Ich wußte, daß ein Kind im indiſchen Hauſe geboren worden war," fuhr er nach einem augenblicklichen Schweigen fort. „Ich hatte es auch auf dem Arme der Frau Löhn geſehen — damals rührte mich das kleine Geſchöpf mit dem melancholiſchen Geſichte. . . . Es war kein Teſtament da, und nach meiner moraliſchen Ueberzeugung war der Knabe als erſter Erbe anzuſehen. Ich ſprach Das aus — da wurde mir ein Zettel vorgelegt. Onkel Gisbert war an einem furchtbaren Halsübel geſtorben; er hatte ſchon monatelang vor ſeinem Tode kein Wort mehr geſprochen und ſich nur noch mittelſt der Feder verſtändlich machen können — ſolcher Zettel ſind viele da — hier" — er zeigte auf einen Rococoſchreibtiſch mit hohem Aufſatze — „in dieſen ſogenannten Raritätenkäſten des Hofmarſchalls ſind ſie aufbewahrt. Jener eine Zettel verſtieß in ſtrengen Worten die Frau im indiſchen Hauſe als eine Treuloſe und verlangte auf das Beſtimmteſte, daß ihr Knabe im Dienſte der Kirche erzogen werde. Dagegen ließ ſich nichts thun, und ich wollte auch gar nicht mehr; ich war empört und bin es noch heute, daß ſelbſt ein Mann wie er unter der Schlangenfalſchheit des Weibes ſchwer leiden mußte. . . . Der Onkel und ich waren die rechtmäßigen Erben.

Wir traten die Hinterlaſſenſchaft an. . . . Nun war ich ſelbſt Herr im indiſchen Garten; nun trat ſie mir nicht mehr entgegen, die prächtige Geſtalt des Onkels, mit ruhig verſchränkten Armen und dem feurigen Schwerte des Spottlächelns — und im Hauſe mit dem Rohrdache lag die vergötterte Lotosblume wie von einem rächenden Blitzſtrahle getroffen —“

„Nun durfteſt Du ſie ſehen,“ kam es wie unwillkürlich von Lianens Lippen.

Er fuhr mit einer Geberde voll Abſcheu herum.

„Meinſt Du? — Mit nichten! Ich war geheilt für immer! Ein treuloſes Weib ſtoße ich nicht mit der Fußſpitze an. Und dann“ — er ſchüttelte ſich — „ich kann keinen ſo kranken Menſchen ſehen; jede geſunde Fiber in mir empört ſich dagegen. . . . Die Frau iſt wirr im Kopfe, gelähmt an allen Gliedern und ſchreit zu Zeiten, daß Einem die Ohren gellen — ſie ſtirbt ſeit dreizehn Jahren. — Ich habe ſie nie geſehen und vermeide, ſo viel ich kann, den Weg am indiſchen Hauſe.“

Liane legte den Deckel auf den Korb und rief nach Leo, der ſich unterdeſſen mit Steinwerfen drunten auf dem Kiesplatze die Zeit vertrieben hatte. Während Mainau's Erzählung war ihr geweſen, als müſſe ſie

zu ihm treten und, das Geſchilderte warm mit erlebend zu ihm aufſehen — nun ziſchte der häßliche Schlangenkopf des empörendſten Egoismus plötzlich wieder empor und trieb ſie weit weg von dem Uebermüthigen, der im unüberwindlichen Kraftgefühle ſich ſelbſt gegen jede Heimſuchung gefeit wähnte, und das ihn widerwärtig Berührende ohne Weiteres bei Seite ſchob, um ſich den Lebensgenuß in keiner Weiſe verkümmern zu laſſen.

„Sage den Papa gute Nacht, Leo!“ ermahnte ſie den Knaben, der ſtürmiſch auf ſie zuflog und ſich an ihren Arm hing.

Mainau hob ihn empor und küßte ihn. „Nun wirſt Du nicht wieder nach der Frau im indiſchen Hauſe fragen, Juliane?“

„Nein.“

„Ich hoffe auch nie mehr das oppoſitionelle und zärtliche ‚Gute Nacht, mein liebes Kind‘ zu hören. Du begreifſt, daß ich ſo handeln muß —“

„Ich bin langſam im Denken und brauche Zeit, um mir ein Urtheil zu bilden“, unterbrach ſie ihn. Sie verbeugte ſich leicht und verließ mit Leo den Salon.

„Schulmeiſter!“ murmelte er verdrießlich zwiſchen

den Zähnen, indem er ihr den Rücken wandte. . . . „Bah, sie paßt vortrefflich", dachte er gleich darauf erheitert und rief nach seinem Pferde. Er ritt noch nach der Residenz, um den Spätabend und die Nacht dort zu verbringen.

Eine Stunde später sagte er im adeligen Casino zu Freund Rüdiger: „Ich habe das große Loos gezogen: Meine Frau singt nicht, malt nicht und spielt auch nicht Clavier, — Gott sei gedankt, ich werde nie durch Dilettantenaufdringlichkeit ennuyirt! . . . Sie sieht manchmal hübscher aus, als ich ihr anfänglich zugetraut; aber sie hat keinen Esprit und nicht die geringste Neigung zum Coquettiren — sie wird nie gefährlich werden. . . . Bei weitem nicht so beschränkt, wie ich meinte, und viel weniger sentimental, denkt sie doch sehr langsam und wird ihre im Pensionate empfangenen Anschauungen mit der zähen Beharrlichkeit phantasieloser Menschen zeitlebens festhalten — desto besser für mich! — Ihre Briefe an mich kann ich jetzt schon analysiren — steife Stilübungen einer ernsthaften Pensionairin mit Wirthschaftsberichten als Vorwurf — sie werden mir keine schlaflose Nacht verursachen. . . . Leo hat sich sehr an sie attachirt und lernt gut, und dem Onkel scheint sie zu imponiren durch ihre Ruhe,

ihre natürliche Kälte und den Trachenberg'schen Hochmuth, den sie in geeigneten Momenten prächtig herauszukehren versteht — in vierzehn Tagen reise ich."

11.

Die Frau Herzogin hatte sich mit ihren beiden Knaben beim Hofmarschall angemeldet — das konnte nicht auffallen. Zu Lebzeiten ihres Gemahles hatte der Hof fast ganze Tage in Schönwerth verlebt; denn der Hofmarschall stand hoch in Ehren und wurde stets mit Gnadenbeweisen überschüttet, als ein „in unerschütterlicher Treue ersterbender Anhänger" des herzoglichen Hauses. Selbst während des Trauerjahres, wo sich die hohe Frau mit musterhafter Strenge von Allem fernhielt, was auch nur den leisesten Anstrich einer geselligen Vergnügung annehmen konnte, hatte sie auf ihren Spazierritten durch das Thal von Kaschmir öfter den Nachmittagskaffee im Schönwerther Schlosse eingenommen. Freilich war dabei ihr schönes Gesicht unter der schwarzen Krepprüche stets wie in Leid versteinert erschienen, und selbst der Hofmarschall mit seinem ge-

übten Höflingsblicke hatte sich allmählich der Ueberzeugung hingegeben, diese gebeugte Wittwe müsse ihren Gemahl in der That innig geliebt haben. Während der Zeit vor und nach Mainau's Vermählung war sie nicht im Schlosse eingekehrt und hatte es bei einem hinübergesandten Gruß bewenden lassen, weil ja der alte Freund schlimmer als je von seiner Gicht geplagt wurde.

Nun erschien eines Nachmittags Herr von Rüdiger und beglückte ihn mit der Nachricht, daß die kleinen Prinzen morgen, wie bisher jedes Jahr geschehen, sich höchsteigenhändig Frühtrauben und Zwergobst von den Spalieren im Schönwerther Schloßgarten zu pflücken wünschten. . . . Man saß gerade beim Dessert. Der Hofmarschall erhob sich wie verjüngt; er lehnte seinen Krückstock in die Ecke und machte mit zusammengebissenen Zähnen und einem schielenden Seitenblicke nach dem Spiegel einen Gehversuch ohne Stütze bis nach dem nächsten Fenster; von dort aus winkte er Liane zu sich und gab ihr Befehle für Küche und Keller.

„Da haben wir's!" sagte Mainau zu der jungen Frau — er war ihr gefolgt, als sie das Zimmer verlassen hatte. „Ich bin gern auf Deinen Wunsch eingegangen, Dich erst nach meiner Rückkehr vorzustellen;

nun zwingt Dich die Herzogin, morgen vor ihr zu erſcheinen." Er zuckte mit einem ſchwer zu beſchreibenden Gemiſch von verhaltenem Lachen, geſchmeichelter Eitelkeit und boshaftem Spotte die Achſeln. „Da giebt es kein Ausweichen mehr."

„Ich weiß es", erwiderte ſie mit vollkommener Gelaſſenheit und zog ein Notizbuch aus der Taſche, um im langſamen Weitergehen die Befehle des Hofmarſchalls flüchtig zu notiren."

„Schön — Deine Gemüthsruhe in allen Lagen und Verhältniſſen iſt wahrhaft bewundernswürdig. Nur auf Eins möchte ich Dich ein wenig aufmerkſam machen — Du erlaubſt es wohl, Juliane? Die Herzogin hat für allzu geſuchte Einfachheit in Toilettenangelegenheit ſehr leicht ein verwundendes Spottlächeln — Deine Neigung —"

„Ich hoffe, Du trauſt mir ſo viel Tact zu, daß ich zu unterſcheiden weiß, wo ich meiner Neigung oder den Pflichten meiner Stellung zu folgen habe", unterbrach ſie ihn freundlich ernſt und ſteckte den Bleiſtift in das Notizbuch.

Sie hatten mittlerweile die Corridorthür vor Mainau's Appartements erreicht. Dort ſtanden ein paar neue Reiſekoffer von Juchtenleder, die man

während des Diners gebracht hatte. Mainau's Augen leuchteten auf bei ihrem Anblick, als sähe er sich schon über Berg und Thal, weit, weit weg von Schloß Schönwerth, in die Welt hineinfliegen. Er hob einen der Koffer empor und prüfte die Beschläge — währenddem stieg Liane in die Schloßküche hinab, um mit Frau Löhn und dem Koch zu verhandeln.

Der Hofmarschall hatte es stillschweigend acceptirt, daß sie die Oberaufsicht über das Hauswesen in die Hand genommen. Damit hatte sie sich freilich wie auf Brennnesseln gebettet. Unausgesetzt mußte sie ringen mit dem schmutzigen Geiz des alten Herrn, der um jeden Pfennig feilschte. Sein grenzenloses Mißtrauen, die Furcht, bestohlen und betrogen zu werden, machten sich stündlich in fast ekelerregender Weise geltend. Dazu kam sein unverminderter Groll über die verhaßte zweite Heirath Mainau's — die junge Frau stand fortwährend in Waffen ihm gegenüber. Sie wußte, daß er jeden ihrer Schritte belauerte, so weit es ihm möglich, daß sogar die Briefe aus der Heimath durch seine Hände gingen, ehe sie zu ihr gelangten. Die Briefe der Geschwister mochten ihm unverfänglicher erscheinen — sie trugen selten die Spuren eines Attentates. Dagegen war vor einigen Tagen ein Schreiben

ihrer Mutter eingelaufen — das erſte ſeit Lianens Verheirathung. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß das Siegel erbrochen geweſen war, und das empörte ſie doppelt im Hinblick auf den Inhalt. Die Gräfin Trachenberg erging ſich in Klagen über ihr Leben, das ihr die ſchrecklichſten Entbehrungen auferlege. Von ärztlicher Seite ſei ihr eine Badereiſe dringend zur Pflicht gemacht worden; Ulrike hüte jedoch das Einkommen wie ein Drache und bewillige ihr keinen Groſchen; ſie wende ſich daher an „die Lieblingstochter" und erſuche ſie, ihr einen kleinen Theil ihres reichen Nadelgeldes zufließen zu laſſen. Daß der Hofmarſchall dieſen Brief in der That geleſen hatte, beſtätigte ihr der ſtechende, boshaft fixirende Blick, mit welchem ſie an jenem Tage bei ihrem Erſcheinen im Eßzimmer von ihm begrüßt wurde. . . . Dieſe fortgeſetzten Kämpfe blieben Mainau verborgen. In ſeinem Beiſein hütete der Hofmarſchall Geſicht und Zunge mit der Meiſterſchaft des gewiegten Höflings, und ihn zu verklagen bei dem Manne, der um jeden Preis Frieden ſehen wollte, fiel der jungen Frau nicht ein.

Es war in der dritten Nachmittagsſtunde, als Liane in den Salon trat, deſſen Glasthür auf die große Freitreppe mündete — von dieſer Freitreppe

aus wollte der Hofmarſchall die Herzogin beim Vorfahren begrüßen. Er war bereits im Salon anweſend und ſprach mit dem Hofprediger, der neben ihm ſaß.

Als die junge Frau hereintrat, war es, als fliege mit ihr ein verklärender Schein in das Zimmer. Sie trug eine mäßig lange Schleppe von ſeeblauem Seidenſtoff, den Oberkörper dagegen umſchloß Sammet von einer tieferen Nüance. Das ſchimmernde, geſättigte Blau und der dunkle Goldglanz der Haarwellen über der Stirn dieſer mädchenhaften Frau waren von wundervoller Wirkung. Weite, offene, mit Seide gefütterte Aermel fielen bis weit über die Hüften hinab und ließen die Arme völlig frei, die, wie die Büſte im viereckigen Ausſchnitt, von einem weißen Spitzenchemiſette wie von einem Schleier leicht umrieſelt erſchienen. Selbſt im ſilberſtoffnen Brautkleide war die tadelloſe Geſtalt der „Trachenbergerin", die köſtlich reine und klare Hautfarbe dieſes „Rothkopfes" nicht ſo zur Geltung gekommen, wie heute.

„Noch viel zu früh, meine Gnädigſte!" rief ihr der Hofmarſchall entgegen. „Die Herzogin kommt nicht vor vier Uhr." Er fixirte mit unverkennbarem Aerger das rieſige Bouquet, das die junge Frau in der Hand hielt. „Mein Gott, was für eine Blumenverſchwen-

dung! Sie müſſen ja das ganze Warmhaus geplündert haben, meine Liebe! . . . Raoul iſt ein Narr mit ſeinen Gloxinien, Gesneriaceen und wie dieſe koſtſpieligen Südamerikanerinnen alle heißen mögen! . . . Koſten Unſummen und dienen zu nichts, als in unberufenen Händen zu verwelken — von der Hausfrau verlangt man nicht, daß ſie ballmäßig erſcheint".

Liane war ſtehen geblieben und hatte ihn ausſpoltern laſſen. Sie hätte ihm entgegnen können, daß ſeine Tochter die köſtlichen Bouquets in Uebermuth oder ſchlechter Laune oft in Atome zerpflückt und auf dem Boden verſtreut habe, um ſie mit ihren kleinen Füßen zu zerſtampfen — aber ſie begnügte ſich zu ſagen: „Mainau hat gewünſcht, daß ich der Herzogin dieſe Blumen bei der Begrüßung überreiche."

„Ah ſo — dann bitte ich tauſendmal um Verzeihung!" Er ſah nach ſeiner Uhr. „Wir haben Zeit, und die will ich benutzen, um Ihnen etwas mitzutheilen, das mir höchſt fatal und peinlich iſt — ich kann aber leider das Geſchehene nicht ändern. . . . Sie haben heute Morgen ein Kiſtchen nach Rudisdorf an die Gräfin Ulrike abgeſchickt. Ich habe es gern, wenn alle Poſtſtücke vor meinen Augen in den Blechkaſten gelegt werden, der jeden Morgen nach der Stadt abgeht. . . .

Ich weiß nicht, was für ungeschickte Hände es gewesen sind, denen man die kleine Kiste anvertraut hat — genug, sie wurde mir zerbrochen übergeben.“ Er zog unter seinem Stuhle das Kistchen hervor, von welchem ein Stück Deckel lose herabhing.

Im ersten Augenblick schoß eine helle Gluth über das Gesicht der jungen Frau, dann aber wurde sie auch ebenso schnell todtenbleich, selbst die in fast harter Weise geschlossenen Lippen erschienen völlig farblos — man hätte meinen können, sie müsse an den jäh nach dem Inneren zurücktretenden Blutwellen ersticken. . . . Ihr Blick fiel unwillkürlich auf den Hofprediger, der eine Bewegung machte — seine beredten heißen Augen hingen an ihrem Gesicht mit einem seltsamen Gemisch von düsterer Gluth und angstvoller Besorgniß. Dieser eine Blick gab ihr sofort die Haltung zurück. Sie legte das Bouquet auf einen Tisch und trat näher.

„Ich muß etwas zur Sprache bringen, was mich tief verlegen macht,“ fuhr der Hofmarschall affectirt zögernd fort — er räusperte sich und strich mit der Hand über die Oberlippe, als wolle er in seiner Verlegenheit einen Bart streichen, der nicht vorhanden war; dabei aber funkelten seine kleinen, geistvollen Augen die junge Frau fest und gleichsam beherzend an wie die

furchterweckenden Lichter des heimtückischen Katzengeschlechts. „Uebrigens sind wir ja ganz unter uns, meine beste kleine Frau, und es wird nie über diese Wände hinausdringen, daß Sie sich in einem kleinen Irrthume befunden haben — wie ich vermuthe.“ Langsam griff er in die Brusttasche seines Fracks und nahm eine kleine Schmuckkapsel heraus. „Dieser Gegenstand fiel mir entgegen, als ich, ärgerlich über die Ungeschicklichkeit unserer Leute, das Kistchen ein wenig zu hastig aufnahm.“ Sein feiner Zeigefinger mit dem tief einwärts gekrümmten bleichen Nagel drückte auf die Mechanik und der atlasgefütterte Deckel sprang auf. Ein schöner Amethyst, von kleinen Brillanten umgeben, ließ sein rothblaues Feuer aufsprühen. Die Steine waren in Rosettenform gefaßt, um als Broche oder auch am Halsbande getragen zu werden.

„Verzeihen Sie, wenn ich mich irre,“ sagte er, ihr den Schmuck hinhaltend, fast sanft, „aber ich wollte d'rauf schwören, daß ich diese hübsche, kleine Rosette oft am Halse meiner Tochter gesehen habe — ist es nicht ein Stück aus Raoul's Familienschmucke?“ —

„Nein,“ versetzte Liane vollkommen ruhig und nahm die Rosette von der dunkeln Sammetunterlage — sie schob die Goldplatte auf der Rückseite weg.

„Das Wappen des Fürsten von Thurgau kennen Sie jedenfalls, Herr Hofmarschall — haben Sie die Freundlichkeit, sich zu überzeugen, daß es hier im Innern der Rosette eingravirt ist. Ich habe sie von meiner Großmama, väterlicherseits, geerbt — Sie werden sich dabei sagen müssen, daß dem Enkelkinde dieser Prinzessin von Thurgau ein derartiger Mißgriff, oder, wie Sie ‚vermutheten', Irrthum, ganz unmöglich ist . . ."

„Um Gott — liebe, kleine Frau," rief er, jetzt mit einer wirklichen Verlegenheit ringend, „habe ich mich denn so ungeschickt ausgedrückt, daß Sie mich so total mißverstehen konnten? Unmöglich! Man kann doch nicht etwas aussprechen, woran die Seele nicht denkt. Uebrigens hatte ich ja immerhin Recht, wenn ich an einen Irrthum, das heißt eine Verwechselung glaubte — in unserem Hause existirt in der That dasselbe Schmuckstück."

„Ich weiß es — der Koffer mit Raoul's Familienschmucke steht in meinem Ankleidezimmer; ich habe bald nach meiner Hierherkunft die einzelnen Stücke mit dem Verzeichnisse verglichen."

„Das heißt, Sie haben sofort Besitz ergriffen, was ich Ihnen keinen Augenblick verdenke, meine Gnädigste. Angesichts dieses Reichthums haben Sie

ferner vollkommen Recht, wenn Sie die Broſamen einſtiger Herrlichkeit an Ihr Haus, reſpective an Ihre Schweſter Ulrike zurückverſchenken — Sie brauchen ſie nicht mehr, und ihr werden ſie willkommen ſein."

Eine grenzenloſe Erbitterung lag in dieſen Tönen, der abſcheulichſte Hohn in dem Lächeln, das die Lippen des alten Herrn häßlich verzog. Liane rang hart mit ſich ſelbſt, um keine Thräne im Auge aufkommen zu laſſen — ſah er dieſen Zeugen einer inneren Niederlage, dann war ſie verloren. Sie nahm das Kiſtchen vom Fußboden und ſtellte es auf den Rococoſchreibtiſch „mit den Raritätenkäſten," neben welchem der alte Herr ſaß.

„Sie irren, Herr Hofmarſchall," erwiderte ſie, ihm feſt in das Geſicht blickend, „ich werde das Andenken Ihrer Frau Tochter ehren und die Juwelen, mit denen ſie ſich geſchmückt hat, nie tragen. Ich habe ſie nur revidirt, weil ich für ihre Vollſtändigkeit einſtehen muß. . . . Sie irren ferner, wenn Sie meinen, ich ſchicke den Schmuck nach Rudisdorf, um mit ‚dieſen Broſamen einſtiger Herrlichkeit' meine Schweſter zu ſchmücken — meine Ulrike, wie würde ſie lächeln bei dieſem Gedanken!" — Sie ſtemmte ein auf der Tiſchplatte liegendes Papiermeſſer zwiſchen das Kiſtchen und den

Deckelreſt und hob den letzteren ab. Mit haſtigen Händen nahm ſie einen Stoß Fließpapier voll getrockneter Pflanzen heraus und legte ihn ſeitwärts, ebenſo einen in Seidenpapier gehüllten flachen Gegenſtand, anſcheinend ein Bild — dann drehte ſie das leere Kiſtchen um und klopfte mit der Hand leicht auf den Boden deſſelben. „Außer dem Erbſtücke von meiner Großmama enthält es nichts von klingendem Geldeswerthe," ſagte ſie herb, mit fliegendem Athem, und ſah ſtolz auf den Mann mit der ordinären Denkweiſe nieder, dem jetzt doch ein leichtes Roth der Beſchämung über die fahlen Wangen huſchte — dieſe Züchtigung hatte er vollkommen verdient.

„Gott im Himmel, wozu dieſen Beweis?" rief er. „Soll ich um Vergebung bitten, wo es mir nicht eingefallen iſt, zu beleidigen? Wie könnte ich mir je anmaßen, Zweifel in Ihre Wahrhaftigkeit zu ſetzen! . . . Ich glaube Ihnen ſtets auf's Wort, meine Gnädigſte, glaube Ihnen Alles, ſelbſt wenn Sie mir in dieſem Augenblicke verſichern wollten, daß ſie das Schmuckſtück lediglich in die Heimath zurückſenden, um es — dem Schooßhunde Ihrer Frau Mama um den Hals zu hängen."

Seine Stimme klang zu impertinent — der grimme

Spott jagte der jungen Frau das ſiedende Blut nach den Schläfen. Sie war im Begriff, dem Hofmarſchall den Rücken zu kehren und das Zimmer zu verlaſſen — da ſah ſie, wie der Hofprediger, der ſich bis dahin ſchweigend verhalten hatte, die verſchränkten Arme mit einer heftigen Bewegung löſte und dem alten Herrn einen Seitenblick zuwarf, als wolle er ihn mit ſeinen glühenden Augen erdolchen. . . . Wollte er ihr zu Hülfe kommen, ſie vertheidigen? . . . War das einer der „ſchlimmen Augenblicke," wo er von ihr gerufen zu ſein wünſchte? Nie, nie reichte ſie dieſem Prieſter auch nur eine Fingerſpitze zum gemeinſamen Vorgehen, der mit eherner Fauſt, mit aller ihm zu Gebote ſtehenden weltlichen Macht die Menſchenſeelen knebelte, die in ſein Bereich geriethen.

„Zu ſolchen Abſurditäten verirrt ſich allerdings mein Gehirn nicht," ſagte ſie ſich raſch beherrſchend, um jedem Laut von den Lippen des Geiſtlichen zuvorzukommen. „Ich bin eine Tochter der Trachenberge, und die haben es ſtets mit dem Leben zu ernſt genommen, um ſo kindiſch frivol zu ſein. . . . Wozu ſoll ich es verſchweigen? Die ganze Welt weiß, daß wir verarmt ſind — ich ſchicke die Roſette meiner Mutter, um ihr eine Badereiſe zu ermöglichen."

„Ei, was wollen Sie mir da weismachen?“ lachte der Hofmarschall auf. „Oder soll ich Sie der engherzigsten Knickerei beschuldigen? Sie beziehen Nadelgelder bis zu dreitausend Thalern —“

„Ich glaube, es ist einzig und allein meine Sache, wie ich über diese Gelder verfügen will“, unterbrach sie ihn mit ernster Abwehr.

„Sehr wohl — ich habe nicht das Recht zu fragen, ob Sie sie in Staatspapieren anlegen, oder Ihre Muslintoiletten davon bestreiten. . . . Uebrigens, was mögen Sie für Begriffe vom Werth der Schmucksteine haben!“ Er stippte verächtlich mit dem Finger gegen das auf dem Tische liegende Etui — „das Ding ist keine achtzig Thaler werth. . . . Ihr Götter, achtzig Thaler für die Badereise der Gräfin Trachenberg!“

„Das Stück ist bereits einmal taxirt worden“, versetzte sie, ihre Fassung tapfer behauptend. „Ich weiß, daß der Erlös für den Zweck nicht ausreichen wird. Eben darum habe ich“ — sie stockte plötzlich, während eine heiße Röthe ihr zartes Gesicht überflog. Sie hatte sich hinreißen lassen, weiter zu gehen, als ihr die Klugheit gebot.

„Nun?“ fragte der Hofmarschall — er bog sich

vor und ſah ihr mit boshaftem Lächeln unter das Geſicht.

„Ich habe einen Gegenſtand beigefügt, den Ulrike nicht unter vierzig Thalern verkaufen wird,“ ſagte ſie nach einem tiefen Athemholen mit leiſerer, bei Weitem nicht mehr ſo zuverſichtlicher Stimme, als vorher.

„Ei, was für merkwürdige Hülfsquellen ſtehen Ihnen zur Verfügung, gnädige Frau? . . . Iſt es dieſer Gegenſtand?“ — Er zeigte nach der Seidenpapierumhüllung, auf die ſie unwillkürlich die Hand gelegt hatte. „Es iſt ein Bild, wie ich vermuthe —“

„Ja.“

„Eine Arbeit Ihrer eigenen Hände?“

„Ich habe es gemalt.“ — Sie preßte die verſchränkten Hände auf die Bruſt, als fehle ihr der Athem. Wie ein Blitz flog die Terraſſe des Rudisdorfer Schloſſes an ihrem geiſtigen Auge vorüber, und ſie ſah das von Mutterhand verächtlich hinausgeſchleuderte Pflanzenbuch auf den Steinflieſen liegen.

„Und das Bild wollen Sie nun verkaufen?“

„Ich habe es vorhin ſchon geſagt.“ — Sie ſah nicht auf. Sie wußte, daß ſie in ein funkelndes Auge voll grauſamen Triumphes blicken würde, ſo langſam

lauernd war die Frage gestellt worden — es war das empörende Spiel zwischen Katze und Maus.

„Sie haben bereits einen Liebhaber dazu, wie ich denke — irgend einen guten, reichen Freund und Mäcen, der in Rudisdorf verkehrt und pflichtschuldigst dergleichen — Kunstwerke bezahlt?“ —

Jetzt war sie Herr ihrer furchtbaren inneren Aufregung geworden — die Ruhe, die ein rascher, fester Entschluß giebt, kam über sie. „Diese Art von Erwerb, die der Bettelei gleicht, wie ein Ei dem anderen, habe ich selbstverständlich verschmäht und meine Arbeiten lieber an den Kunsthändler verkauft“, sagte sie vollkommen gelassen.

Der Hofmarschall fuhr empor, als sei er gestochen worden. „Das heißt mit anderen Worten, Sie haben sich vor Ihrer Verheirathung das Brod durch Ihrer Hände Arbeit verdient?“

„Zum Theil, ja! . . . Ich weiß, daß ich mich mit diesem Bekenntniß vollends in Ihre Hände gebe, weiß, daß ich mir die Stellung hier im Hause noch unerträglicher mache; aber ich will das weit lieber auf mich nehmen, als die Last der Verheimlichung, welche die Seele verdirbt. Ich will und darf hier nicht fortsetzen, was ich, um die Mama nicht auf-

zuregen, in Rudisdorf immer und immer wieder gethan habe."

„Tausend noch einmal, da hat mir ja Raoul einen kostbaren Ersatz für mein stolzes, vornehmes Kind, meine Valerie, in das Haus gebracht!" rief der Hofmarschall bitter auflachend, während er sich in den Stuhl zurückwarf.

Der Hofprediger war aufgesprungen und griff nach der Hand der jungen Frau; aber sie wich mit abwehrend ausgestreckten Armen vor ihm in die Tiefe des Zimmers zurück.

„Sie wüthen gegen sich selbst, gnädige Frau," rief er fast demüthig bittend. „Geben Sie zu, daß Sie jetzt in der höchsten Aufregung, in einer Art von Trotz Dinge aussagen, die, ruhig betrachtet, sich ganz anders verhalten!"

„Nein, Herr Hofprediger, das gebe ich nicht zu — es wäre gegen die Wahrheit. Ich wiederhole es ausdrücklich: Diese meine Hände haben bereits Geld verdient, haben um den Erwerb gearbeitet! . . . In diesem Augenblicke, wo ich den Eindruck sehe, den mein Geständniß gemacht hat, athme ich auf." — Ein bitteres Lächeln flog über ihr reizendes Gesicht. „Ich weiß, daß dem scharfen Blick des Herrn Hofmarschalls nichts

verborgen bleibt — er hätte früher oder später den wahren Sachverhalt doch erfahren; dann wäre mir lebenslänglich ein Vorwurf aus meinem Schweigen gemacht worden, und ich hätte mir den Anschein gegeben, als schäme ich mich meiner Vergangenheit — Gott soll mich behüten! . . . Wäre es Ihnen in der That lieber, zu hören, daß ich vor meiner Verheirathung von Almosen gelebt hätte?" wandte sie sich an den Hofmarschall. „Sie verachten die adelige Hand, die arbeitet, weil ihr keine ererbten Revenüen zu Gebote stehen? Wie sollen dann die anderen Stände Respect vor dem Geburtsadel haben, wenn er selbst meint, sein Wappen dürfe nur auf einem goldenen Hintergrunde liegen? Zertrümmert er mit diesem Tanz um das goldene Kalb nicht selbst die Idee, die ihn über die anderen Stände erhebt? . . . Gott sei Dank, unser Jahrhundert zeigt uns Standesgenossen genug, die zu adelig denken, um sich der ausübenden Kunst zu schämen!"

„Kunst!" lachte der Hofmarschall abermals auf — „Kunst, die Klexerei, die der Zeichenlehrer im Stift den hochgeborenen Fräuleins nach ein und derselben Schablone eintrichtert, und" — er hatte dabei das Bild ergriffen und schlug das Seidenpapier zurück

— das letzte Wort ging unter in einer Art von Ziſchlaut —, war es Schrecken oder Beſchämung, die dem Manne eine Flamme nach der andern über das fahle Geſicht jagte? Er lehnte wiederholt, als überkomme ihn eine Schwäche, den Kof mit zugeſunkenen Lidern an die Stuhllehne zurück, und als ihm der Hofprediger betroffen näher trat, da breitete er die Hand über das Bild, als wolle er ihm den Anblick vorenthalten.

Die junge Frau hatte den tiefen Eindruck, den ſie im indiſchen Hauſe empfangen, auf dem Papier fixirt, allerdings in etwas idealiſirter Weiſe. „Die Lotosblume" lag nicht auf dem Rohrbette, dem Marterroſte, an den ſie die Lähmung ſeit dreizehn Jahren ſchmiedete — in ſchwellendes, ſammetweiches Raſengrün ſchmiegte ſich der zarte Frauenleib, dem der Stift die elaſtiſchen Formen der Jugend zurückgegeben hatte. Das war die Bajadere aus Benares, wie ſie der deutſche Edelmann über das Meer gebracht hatte. Den Oberkörper halb aufgerichtet, ſtützte ſie den Kopf in die Hand. Angereihte Goldmünzen lagen verſtreut über Stirn und Scheitel und hingen neben den langen ſchwarzen Flechten auf den Buſen nieder, auf das goldgeſäumte purpurſeidene Jäckchen, das nur die Schultern und einen kurzen Theil der Oberarme deckte;

die gewaltigen, zerfranſten Blätter einer Muſa warfen einen günſtigen Halbſchatten über die liegende Geſtalt, während im fernen Hintergrunde das Sonnenlicht auf der Marmortreppe des Hindutempels, in dem leichtbewegten Teichwaſſer glitzerte. . . . In Waſſerfarben ausgeführt, war die Zeichnung, beſonders in der Staffage, faſt ſkizzenhaft hingeworfen — man ſah, ſie wurde aus der Hand gegeben, ohne ganz vollendet zu ſein; aber in den Linien lag die geniale Sicherheit des Meiſters. Der Kopf mit den ſchwermüthig dämmernden Augen in dem dämoniſch ſchönen, ſchmalen Geſichte, die Art und Weiſe, wie ſich die nackten, an den Knöcheln goldenberingten Füßchen in den Raſen drückten, ſo daß einzelne Halme darüber hinſchwankten, die unnachahmlich graciöſe Biegung der Taille und Hüften unter den weichen Falten des Bajaderenſchleiers — das Alles war ſorgfältig, mit größter Freiheit und doch kräftig ausgeführt und machte das Bild in der That zu einem Kunſtwerke, was der Herr Hofmarſchall eben noch ſo ſehr angezweifelt hatte.

Er gewann übrigens ziemlich raſch ſeine Faſſung wieder. „Ei, ſieh da — ſelbſt dieſe junge Frau mit der paſſiven, kalten Außenſeite hat ihre ganz beträchtliche Doſis weiblicher Neugier, die ſie daheim in den

Familienarchiven und hier im indiſchen Garten ‚das Pikante‘ unſeres Hauſes aufſtöbern läßt,“ ſagte er beißend. „Sie haben ſich ja meiſterhaft in die vergangenen Zeiten zu verſetzen gewußt — das läßt auf peinlich ſorgfältige Studien ſchließen. Aus eben dieſem Grunde aber werden Sie auch begreifen, daß dieſes Bild die Mauern von Schönwerth nie verlaſſen darf. Daß wir Narren wären, und ein Stück Schande unſeres Hauſes — es ſei leider geſagt — noch einmal an die große Glocke der Oeffentlichkeit ſchlagen ließen, und zwar durch eine Frau, die unter dem Vorwande töchterlicher Liebe und Aufopferung als Künſtlerin in der Welt brilliren möchte! . . . Meine Liebe, das Bild bleibt in meinen Händen — ich werde der Frau Gräfin Trachenberg ſo viel Geld zur Badereiſe ſchicken, wie ſie wünſcht.“

„Ich danke, Herr Hofmarſchall — ich proteſtire im Namen meiner Mutter,“ rief Liane zum erſten Male mit leidenſchaftlicher Heftigkeit. „Sie wird ſtolz genug ſein, lieber zu Hauſe zu bleiben.“

Der Hofmarſchall ſtieß ein ſchallendes Gelächter aus. Er erhob ſich mühſam, ſchloß einen der Raritätenkäſten auf und nahm ein kleines, roſenfarbenes Billet heraus, das er entfaltete und ihr hinhielt. „Meine

Gnädigſte, leſen Sie dieſe Zeilen und überzeugen Sie ſich, daß eine Frau, die einen ehemaligen Anbeter um viertauſend Thaler Darlehn zur Tilgung heimlicher Spielſchulden bittet, ganz ſicher nicht ſo penible iſt, ſeine wohlmeinende Freundeshand mit der Unterſtützung zu einer heißgewünſchten Badereiſe zurückzuweiſen. . . . Sie hat damals die Viertauſend mit glühender Dankbarkeit entgegengenommen, deren Zurückgabe dann leider — der Concurs verhindert hat.“

Automatenhaft, mit verſagenden Blicken, ergriff die junge Frau das compromittirende Papier und ſchwankte ſeitwärts nach dem Fenſter. Sie konnte und wollte ſie ja nicht leſen, die wohlbekannten unſchönen Züge der mütterlichen Hand — ſchon die Aufſchrift „mon cher ami“ traf ſie wie ein Meſſerſtich — ſie wollte nur für einen kurzen Moment den Augen der zwei Herren entrückt ſein und trat in die Niſche; aber erſchrocken fuhr ſie zurück. Der Fenſterflügel war geöffnet, und da draußen auf der Freitreppe, mit dem Rücken nach dem Hauſe und die Hände auf das Steingeländer geſtemmt, keine zwei Schritte von ihr entfernt, ſtand Mainau unbeweglich — von Allem, was im Salon vorgefallen war, konnte ihm kein Wort, auch nicht die leiſeſte Silbe, verloren gegangen ſein. Hatte

er wirklich den ganzen Wortwechsel mit angehört und sie mit ihrem heimtückischen Gegner allein ringen lassen, dann war er ein Elender. Sie war ja himmelweit entfernt, Liebe von ihm zu heischen, aber den ritterlichen Schutz durfte er ihr nicht versagen, den gewährte ja auch ein Bruder der Schwester.

„Eh — geben Sie mir das Papier zurück, kleine Frau!“ rief der Hofmarschall herüber — er mochte fürchten, sie werde es in die Tasche stecken, weil sie unwillkürlich die Hand sinken ließ. „Für Sie, in Ihrer Oppositionslust, muß man einen Dämpfer in den Händen haben — Sie sind eine nicht zu unterschätzende Gegnerin — ich habe Sie heute kennen gelernt; es steckt Nerv und Race in Ihnen — Sie haben mehr Geist, als Sie zu verrathen wünschen.... Bitte, bitte, geben Sie mir mein allerliebstes, kleines, rosenfarbenes Briefchen!“

Sie reichte ihm den Brief hin; er ergriff ihn hastig, um ihn wieder im Kasten zu verschließen.

In dem Augenblick trat Mainau auf die Schwelle der Glasthür; diesmal nicht mit jener eleganten Lässigkeit, jenem oft verletzenden Gemisch von Langeweile und pflichtschuldiger Höflichkeit, mit welchem er stets

im Verſammlungszimmer der Familie einzutreten pflegte — er ſah ſtark erhitzt aus, als habe er eben einen anſtrengenden Ritt zurückgelegt.

Der Hofmarſchall fuhr zuſammen und ſank in den Stuhl zurück, als der hohe Mann ſo unerwartet erſchien, und wie eine dräuende Wetterwolke einen dunklen Schatten in das Zimmer warf — man hatte kein Geräuſch von Schritten auf den Steinſtufen gehört. „Mein Gott, Raoul, wie haſt Du mich erſchreckt!“ ſtieß er heraus.

„Weshalb? Iſt es etwas Abſonderliches, wenn ich von drunten herauf komme, um die Herzogin hier zu empfangen, wie Du auch?“ verſetzte Mainau gleichgültig — er ſah über den kranken Mann im Rollſtuhl hinweg wie in athemloſer Spannung nach der Stelle, wo ſeine junge Frau ſtand. . . . Sie hatte die Linke auf die Ecke des Schreibtiſches geſtützt; an den duftigen Kanten des Spitzenärmels ſah man, daß dieſe Hand heftig bebte. Die boshafte Mittheilung des Hofmarſchalls über ihre Mutter hatte ſie zu tief getroffen, ſie fühlte, daß dieſe Erſchütterung lebenslang in ihr nachzittern werde — trotzdem erkämpfte ſie ſich eine aufrechte, ungebrochene äußere Haltung, und die grauen Augen unter den leicht zuſammengezogenen Brauen

begegneten dem Blick ihres Mannes feſt und finſter; ſie machte ſich auf neue Kämpfe gefaßt.

Vorläufig ſchritt er nach dem großen Tiſch inmitten des Salons, nahm eine dort ſtehende Caraffe und goß etwas Waſſer in ein Glas. „Du ſiehſt fieberhaft aus, Juliane — ich bitte Dich, trinke!“ ſagte er, ihr das Glas hinreichend.

Sie wies es erſtaunt, nicht ohne Entrüſtung zurück — er bot ihr einen Schluck Waſſer, um die Aufregung zu dämpfen, die er mit einigen ſtrengen, energiſchen Worten, ihrem unverſöhnlichen Feind gegenüber, hätte verhindern können.

„Laſſe Dich durch dieſe Fieberroſen nicht erſchrecken, beſter Raoul!“ beruhigte der Hofmarſchall, während Mainau das Glas wegſtellte. „Es iſt das Fieber der Debütantin, das heißt der Debütantin in Schloß Schönwerth — draußen in der Kunſtwelt, reſpective im Laden der Kunſthändler, iſt die ſchöne Frau als Gräfin Trachenberg längſt mit Glück aufgetreten — was ſagſt Du dazu, Du geſchworener Feind aller weiblichen Raphaele, Blauſtrümpfe und dergleichen? Da ſieh 'mal her, was für ein Talent ſich heimlicher Weiſe, um den Ehecontract herum, in Schönwerth einge-

ſchmuggelt hat! Nur ſchade, daß die Verhältniſſe mich zwingen, dieſes Blatt zu confiſciren.“

Mainau hatte das Bild ſchon ergriffen und betrachtete es. Liane ſah mit Herzklopfen, wie ihm das Blut in die gebräunten Schläfen ſtieg. Sie erwartete jeden Augenblick einen gegen „die Stümperei“ gerichteten Spottpfeil hinnehmen zu müſſen; aber ohne den Blick von dem Blatt in ſeiner Hand wegzuwenden, ſagte er nur in kaltem Ton über die Schulter zu dem alten Herrn: „Du wirſt nicht vergeſſen, daß das Recht zu confiſciren oder zu erlauben in dieſem Fall einzig mir zuſteht. . . . Wie kommt das Bild hierher?“

„Ja, wie kommt es hierher?“ wiederholte achſelzuckend und ſichtlich verlegen der Hofmarſchall. „Durch die Ungeſchicklichkeit unſerer Leute, Raoul — das Kiſtchen, in welchem es verſchickt werden ſollte, wurde mir zerbrochen übergeben.“

„Ei, das werde ich ſtreng unterſuchen. Solche grob ungeſchickte Hände dürfen nicht ſtraflos ausgehen,“ ſagte Mainau. Er legte das Bild ohne ein Wort des Beifalles, oder auch nur des Tadels wieder hin. „Und was iſt das?“ fragte er und nahm das Paquet Fließpapier mit den getrockneten Pflanzen in die Hand;

obenauf lag ein dünnes, beſchriebenes Heftchen. „Lag das auch in dem verunglückten Kiſtchen?“

„Ja,“ ſagte Liane an Stelle des Hofmarſchalls, feſt, faſt rauh, wie im Trotze der Verzweiflung. „Es ſind getrocknete, wildwachſende Pflanzen, wie Du ſiehſt — einige Gattungen aus dem Orchideengeſchlecht, die man in der Umgebung von Rudisdorf nur äußerſt ſelten findet. . . . Magnus verkauft Herbarien nach Rußland, und ich habe bei der Zuſammenſtellung ihm ſtets geholfen. . . . Habe ich auch mit dieſer harmloſen Beſchäftigung gegen die Etiquette, die Anſichten im Hauſe Mainau verſtoßen, ſo bedaure ich den abermaligen Mißgriff.“ — Sie ſtreckte Mainau, der das Heftchen mit den Augen überflog, bitterlächelnd ihre edelſchönen Hände hin. — „Du wirſt mir bezeugen müſſen, daß keine Tintenflecken an den Fingern ſind, und daß ich niemals die Sünde begangen habe, Dich auch nur mit einem Wort über dieſes Bischen lückenhafte botaniſche Wiſſen zu langweilen. . . . Dank der Ungeſchicktheit Deiner Leute, ſtehe ich vor Deinen Augen wie entlarvt, und ich muß ſtill halten.“ — Mit einer lieblich ſanften Geberde legte ſie die ſchlanken, biegſamen Hände an die Schläfen, als wolle ſie die klopfenden Pulſe beſchwichtigen. „Es thut mir leid,

daß ich wider Willen dieſe Scene veranlaßt und gegen Dein mir aufgeſtelltes Programm, dieſes — laſſe es mich nur einmal, nur dieſes einzige Mal ausſprechen! — dieſes grauſam ausgeklügelte Programm geiſtiger Tödtung — verſtoßen habe. Meine Schuld war es nicht — es geſchieht auch nicht wieder. . . . Nur Eines habe ich noch zu ſagen, ich muß die Beſchuldigung des Herrn Hofmarſchalls, daß ich in der Kunſtwelt mit meinen kleinen Leiſtungen aufgetreten ſei, um zu brilliren, entſchieden zurückweiſen. . . . Als ich mein erſtes Bild den Blicken der Oeffentlichkeit ausgeſetzt wußte, *da* hat mich wochenlang das Fieber geſchüttelt — nicht aus Angſt um den Erfolg, nein, vor Beſchämung über mein Wagniß; das Geld aber, das man dafür in meine Hand legte, hat mir bittere Thränen erpreßt, weil ich einen Theil meiner Seele, meines Empfindens *verkauft* hatte — und doch mußte es immer wieder geſchehen."

Der Hofprediger war während dieſer peinlichen Scene, die faſt den Charakter einer Inquiſitionsſitzung trug, im Hintergrund des Salons auf- und abgegangen. Seine Hände lagen ruhig gefaltet auf dem Rücken. aber die breite Bruſt wogte und hob ſich ſchwer athmend, als ringe er mit einem Erſtickungsanfall;

Ein einziger Blick hätte die beiden Herren überzeugen müſſen, daß der Mann im langen ſchwarzen Rock, mit dem elfenbeinbleichen Fleck der Tonſur auf dem Haupte, heftig mit ſich kämpfte, um nicht wie ein gereizter Tiger auf ſie loszuſtürzen. . . . Bei den letzten Worten der jungen Frau trat er in die Glasthür und ſah angeſtrengt, die Hand über die Augen haltend, ſeitwärts über den Park hinweg, wo die Linie der Chauſſee, ſchmal und blendend, für eine kurze Strecke bloßgelegt erſchien. „Ich habe recht gehört," rief er tief aufathmend in das Zimmer zurück, „die Herzogin wird gleich hier ſein."

„Ah, ſehr gut, wir waren auf dem beſten Wege, ſentimental zu werden!" ſagte der Hofmarſchall. „Vorwärts denn!" Er erhob ſich; ſeine ſchmale, lange Geſtalt mit nicht zu unterdrückendem Aechzen hoch aufreckend, trat er vor den Spiegel, zupfte an der weißen Halsbinde, goß eine Odeurfluth über das Taſchentuch und beſprengte Frack und Weſte mit den köſtlich duftenden Tropfen; dann nahm er den Hut in die Hand und ging halb ſteifbeinig, halb zuſammenknickend hinaus. Die junge Frau aber legte ruhig die Papiere in das Kiſtchen und verſuchte den Deckel darauf zu drücken.

„Nun, Hochwürden," sagte Mainau zu dem Geistlichen, der wie ein Fels an der Thür verharrte — er wartete offenbar darauf, daß Mainau vor ihm den Salon verlasse. „Vergessen Sie, daß die Frau Herzogin es Ihnen sehr übel vermerken wird, wenn der übliche Weihespruch aus Ihrem Munde sie beim Aussteigen nicht begrüßt?"

Beider Blicke begegneten sich — spöttisches Befremden in Mainau's Augen und glühender, unverhohlener Ingrimm in denen des Geistlichen trafen aufeinander — es sprühten Funken.

„Bitte, bitte, nach Ihnen, Herr Hofprediger!" protestirte Mainau mit der Hand hinauswinkend, aber keineswegs in ritterlich achtungsvollem Zurücktreten vor der geistlichen Würde — sondern als höflich gebietender Schloßherr, wobei er ein sarkastisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte. „Sorgen Sie sich nicht um mich — ich werde im rechten Moment unten stehen," versicherte er.

Der Hofprediger ging mit einer leichten Kopfneigung hinaus. Mainau verfolgte den Zipfel des schwarzen Rockes, wie er langsam zögernd von Stufe zu Stufe glitt — dann wandte er sich plötzlich um, und mit einem feurigen Aufblicke seiner dämonischen

Augen trat er raſch auf die junge Frau zu und ſtreckte ihr beide Hände entgegen.

„Wozu das?“ fragte ſie, unbeweglich wie eine Statue auf ihrem Platze verharrend. „Soll das ein Act großmüthiger Verzeihung ſein? Ich appellire nicht an ſie, denn ich habe nichts verbrochen. Ich bin mir bewußt, weder meine Pflichten als Leo's Mutter, noch die der Hausfrau und dame d'honneur in irgend einer Weiſe durch meine kleinen Studien beeinträchtigt zu haben. Die Pflanzen habe ich auf meinen Spaziergängen mit Leo geſammelt und bereits das ABC der Botanik für ihn darangeknüpft. Gemalt und geſchrieben aber habe ich nur in den früheſten Morgenſtunden, wo Niemand meiner bedurfte. . . . Iſt es Dein Wunſch und Wille, daß ich auch dieſen erholenden Beſchäftigungen entſage, dann ſoll und muß es geſchehen. Aber ich gebe Dir zu bedenken, daß, wenn der Mann das Recht für ſich beanſprucht, allen Unannehmlichkeiten, aller Langeweile des Familienhauſes ohne Weiteres den Rücken zu kehren und jahrelang in der Fremde umherzuſchweifen, der Frau dann wenigſtens einige Erholungsſtunden nicht verſagt werden dürfen, in denen ſie ſich über die ſtündlichen Plackereien und Anfechtungen während ſeiner Abweſenheit erheben kann. . . .

Wie bereits versichert, unterwerfe ich mich auch in diesem Punkte, jedoch nicht als Deine blind und gehorsam nachgebende Frau, sondern als Leo's Mutter. Ich habe die mütterlichen Pflichten übernommen und werde meine Aufgabe durchführen — wäre das nicht, dann ginge ich jetzt nicht der Herzogin entgegen, sondern, wie es der eben stattgefundene Auftritt und meine Sehnsucht fordern — in die Heimath zurück." . . .

Sie nahm ihre Schleppe auf, ergriff das Bouquet und wollte mit vornehm ruhiger Haltung an ihm vorüberschreiten; aber er vertrat ihr den Weg. Fast überkam es sie wie Furcht und Angst, als sie so nahe vor ihm stand — ein blühend kräftiges, von einem ungestümen Geist beseeltes Männerantlitz tief erbleichen zu sehen, hat stets etwas Erschreckendes für die Frauenseele.

„Noch einen Augenblick!" sagte er die Hand aufhebend, beherrscht, aber mit tiefer Bitterkeit. „Du irrst, wenn Du meinst, ich habe Dich mit meiner Verzeihung behelligen wollen — in der Weise kann ich mich Dir vorhin unmöglich genähert haben. Ich bin nicht so verstandesüberlegen wie Du, um genau das zu analysiren und zu controliren, was in meinem Innern

vorgeht — ich laſſe mich hinreißen, es unbedenklich auszuſprechen, wie es emporquillt, und ſo mag es vorhin weit eher das Verlangen geweſen ſein, Dich um Verzeihung zu bitten, als der Wunſch, Dich zu demüthigen. Entweder Du haſt kein Verſtändniß für den Geſichtsausdruck Anderer — was ich bei Deiner außerordentlichen künſtleriſchen Begabung nicht annehmen kann — oder die ſtolze, tief verletzte Gräfin Trachenberg hat nicht verſtehen wollen. Ich glaube das Letztere und reſpectire Deinen Wunſch und Willen, der eine innere Ausgleichung zurückweiſt. . . . Trotzalledem müſſen wir uns doch der Welt als friedliches Ehepaar präſentiren," fuhr er, wieder in ſeine leicht frivole Ausdrucksweiſe verfallend, fort, „und darum habe die Güte, Deine Fingerſpitzen auf meinen Arm zu legen, wenn wir die Treppen hinabſteigen."

12.

Zwei Equipagen waren drunten vorgefahren; in der erſten, die am Fuß der Freitreppe hielt, ſaßen die allerhöchſten Herrſchaften; die zweite, in ehrerbietiger Entfernung haltende hatte den Prinzenerzieher und die

Hofdame gebracht. Noch hatte sich die Herzogin nicht erhoben, um auszusteigen; sie streckte huldvoll und herzlich dem Hofmarschall die Hand entgegen und war mitten in einem Redesatze, der ihre Freude über sein Wiedererstandensein von dem bösen Gichtanfall aussprach, als Mainau mit seiner jungen Frau droben auf der Treppe erschien. Ein Feuerblick aus den schwarzen Augen flog hinauf — einen Moment stockten die Worte auf den Lippen der fürstlichen Frau; sie wandte hastig, wie überrascht und fragend den Kopf nach der Hofdame, die bereits ausgestiegen und an den Wagenschlag der herzoglichen Equipage getreten war und nun auch tiefbetroffen die näher kommende junge Dame fixirte — dann aber wurde der unterbrochene Satz rasch mit einer graziösen Handbewegung zu Ende gesprochen, und die Herzogin verließ, vom Hofprediger unterstützt, den Wagen.

Ja freilich, wer hätte auch denken können, daß die graue, ängstlich in die Wagenecke gedrückte „Nonne" in so majestätischer Weise die Herrin von Schönwerth repräsentiren werde, wie sie jetzt in rauschender Schleppe, die Hand auf den Arm ihres Mannes gelegt, herniederstieg? Wer hätte gedacht, daß diese Frau den Fluch einer verpönten Haarfarbe so unbefangen

trage, um das flimmernde Roth in seiner ganzen Flechtenwucht über den Rücken hinabfallen zu lassen, und daß das Sonnenlicht in Schönwerth so schmeichlerisch und lügenhaft diese wogenden, rothlockigen Massen zu einem wie aus Goldspitzen gewobenen Glorienschein über der Stirn wandeln werde?

Die zwei Frauen standen sich gegenüber. Man sagte der Herzogin nach, sie bemühe sich, nach Ablegen der Trauer, in außerordentlich frischen und hellen Toiletten noch einmal die Mädchenjugend heraufzubeschwören, und das bestätigte sich heute in auffallender Weise. Sie war in rosenfarbene Seide gehüllt, bis auf die sehr tief entblößten Schultern und Arme, die ein weißer, klarer Spitzenfichu bedeckte — auf dem runden Brüsseler Strohhütchen steckte ein Strauß von Apfelblüthen.

Einen Augenblick senkte es sich wie ein Schatten über die Züge der fürstlichen Frau — die klugen, stahlfarbenen Augen begegneten den ihren in so stolzer Unbefangenheit, und die Thaufrische dieses jungen Gesichts ließ sich auch in allernächster Nähe absolut nicht wegleugnen — aber ein Seitenblick auf Baron Mainau machte sofort das sonnige Lächeln um ihre Lippen wieder aufstrahlen. Die Leute hatten Recht,

wenn sie behaupteten, er habe ohne jegliche Spur von Neigung gewählt. Er stand kalt, wie eine Marmorstatue neben seiner jungen Frau, die sich bei seinen sie kurz und frostig vorstellenden Worten ehrerbietig, jedoch nicht allzutief, verneigte und der Herzogin das Bouquet übergab.

Es wurde sehr huldvoll entgegengenommen, und die Herzogin hätte sich vielleicht noch mehr in jenen liebenswürdigen Phrasen erschöpft, welche die Meisten als Reliquien eines solchen Vorstellungsmomentes zeitlebens im innersten Herzensschrein aufbewahren, wäre nicht ihr Blick auf den Hofmarschall gefallen — er stand hülflos zusammenknickend, mit fest aufeinandergebissenen Zähnen da, fahl wie ein Gespenst. „Ich habe meine Kräfte überschätzt," stammelte er, „und bin untröstlich, um die Gnade bitten zu müssen, daß ich mich eines Fahrstuhles bedienen darf."

Auf einen Wink der Herzogin wurde das Möbel gebracht, und der Kranke sank hinein — ein bitterer Augenblick für den Mann, der einst vielbegehrt und gefeiert auf leichten Höflingssohlen die Gestirne des Hofes umschwebt hatte. Kreischend rollte der schwere Stuhl über den Kies nach dem Park, dem ja heute der Besuch der fürstlichen Gäste galt. . . . Die schöne,

roſenfarbenſtrahlende Herzogin rauſchte plaudernd an Mainau's Arm vorüber — noch nie hatte ſie ſich ſo zwanglos heiter und angeregt gezeigt, und doch ſaß der Mann, der einſt gemeint, einzig durch ſeine glänzende Unterhaltungsgabe dieſem ſtolzen, zurückhaltenden Frauengeiſt Funken zu entlocken, ſchweigend auf ſeinem Stuhl — er war vergeſſen. Die Prinzen ſtürmten mit Leo jubelnd vorbei — ſonſt hatten ſie ſich an die Frackſchöße des Hofmarſchalls gehangen, ohne ihn war kein Spiel zu Stande gekommen — jetzt war es ſo ſelbſtverſtändlich, daß er alt und ſiech dahinrollte und plötzlich zum Statiſten wurde auf ſeinem eigenen Grund und Boden — eine niederſchmetternde Erfahrung für ein gefeiertes Höflingstalent, noch lebend zu den Todten geworfen zu werden! . . . Und zu alledem ſchritt auch noch der „Rothkopf" dort ſo anmaßend und ſelbſtbewußt als Herrin von Schönwerth dahin, ja, der alte Höfling ſagte ſich erbittert, daß ſich dieſe Gräfin von Habenichts wahrhaftig vermeſſe, größer, edler und vornehmer in der Haltung zu ſein, als die Frau Herzogin ſelbſt — er hätte erſticken mögen vor Aerger und Ingrimm!

„Mit Verlaub, meine Gnädigſte!" rief er in ſchneidenden Tönen der jungen Frau zu, als ſie ſich

im Vorübergehen bückte, um eine kleine, in den Sammetrasen verirrte Karthäusernelke zu pflücken. „Heute werden keine Orchideen oder sonstiges Unkraut für Rußland gesammelt!“

Mainau fuhr mit dunkelrothem Gesichte herum — er hatte vielleicht eine scharfe Replik für den Hofmarschall auf den Lippen; aber nach einem Blicke auf die junge Frau, die so „hochmüthig schweigend“ und gelassen die kleine, rothe Blume in den Gürtel steckte, zuckte er wie in grollender Ungeduld die Achseln und nahm, rasch weitergehend, das unterbrochene Gespräch mit der Herzogin wieder auf.

Der Parktheil, in welchem das köstliche Schönwerther Obst gezogen wurde, lag neben dem indischen Garten, im Schutze der Berge, deren glückliche Gruppirung es möglich machte, in kühler, spröder Zone ein Stück indischer Wunderwelt am Leben zu erhalten. Die concentrirten Sonnenstrahlen, die hier, unbehelligt von Nord- und Weststürmen, den Schaft der Bananen hoch in die Lüfte trieben, reiften auch Prachtexemplare von Pfirsichen, die empfindlichsten Trauben- und Obstsorten an Spalieren und Cordons und auf den Pyramidenstämmchen, die gruppenweise in weiten Rasenflächen standen. Diese Anlagen, die allerdings mehr

den Gaumen, als das Auge reizten, liefen schließlich in den Wald aus — selbstverständlich nicht sofort in die uralte, prächtige Wildniß, wie sie tiefer hinein und höher hinauf mit ihrem wirren Gestrüppe und Unterholze nur einer Fahrstraße widerwillig Raum gab — eine bedeutende Strecke noch schlängelten sich die hellen saubergehaltenen Linien der Fußwege um die Stämme, und unter der ersten Ahorngruppe breitete sich eine weiße, kühlbeschattete Kiesfläche hin.

Auf dieses Kiesrund sah auch die Giebelseite des sogenannten Jägerhäuschens. Es war ein hübscher, kleiner Bau aus Ziegelsteinen mit blanken Fenstern und den obligaten Hirschgeweihen auf dem Dache und konnte gewissermaßen als eine Station zwischen dem Schlosse und dem eigentlichen, zur Schönwerther Herrschaft gehörigen Forsthause gelten, das, über eine halbe Wegstunde entfernt, tief und einsam im Walde lag. In diesem Häuschen war ein Jägerbursche mit den Jagdhunden einquartirt; Mainau's reicher Gewehrschrank stand unter seiner Controle, und bei Festivitäten figurirte er in Galauniform als Jäger des Herrn Barons.

Sollte ein wenig Idylle gespielt werden, dann verlegte man sie unter die Ahorngruppe vor dem Jäger-

hauſe — es war einer der lieblichſten Punkte von Schönwerth; man athmete unverfälſchte Waldluft und ſah doch den farbenſprühenden Hindutempel inmitten einer fremdartigen Vegetation herüberſchimmern, während ſich fern die Zinnen und Moſaikdächer des Schloſſes in mittelalterlicher Romantik über den köſtlichen Baumſchlag der vorderen Parkpartien maleriſch erhoben.

Bei ſolchen Feſten mit ländlichem Anſtriche functionirte auch niemals der Schloßkoch in Perſon — da ſtand Frau Löhn am ſchneeweißen Kachelheerde des Jägerhäuschens und kochte den Kaffee. Das war ſeit Jahren hergebracht, und die breitſchulterige Geſtalt im unſterblichen ſchwarzſeidenen Staatskleide durfte unter der Thür des Hauſes ſo wenig fehlen, wie die kläffenden oder faul in den Sand hingeſtreckten prächtigen Rüden. . . . Das ernſthafte Geſicht unter der Haube mit den ſtereotypen ſchottiſchen Bändern lachte zwar niemals, und der „Hofknix“ fiel ſtets zum Erbarmen aus; aber der Kaffee war delicat und Alles, was aus den Händen der Frau kam, ſo ſauber und appetitlich auf köſtlichem Weißzeuge geordnet, daß man ihr herbes, mürriſch trockenes Weſen ſtillſchweigend mit in den Kauf nahm.

War es heute ſchwüler als ſonſt in der kleinen Küche, oder hatte ihr das Arrangement viel zu ſchaffen gemacht — die Frau ſah echauffirt aus, und wäre es bei dieſem ausgeſprochenen harten Charakter nicht faſt undenkbar geweſen, man hätte meinen mögen, ſie habe geweint, ſo fieberhaft glimmend lagen die Augen unter der ſtark gewölbten Stirn.

„Sind Sie krank, liebe Löhn?“ fragte die Herzogin leutſelig.

„Ei, beileibe nicht, Hoheit! Danke unterthänigſt für gnädige Nachfrage — friſch und geſund, wie ein Fiſch im Waſſer!“ verſetzte ſie faſt erſchrocken mit einem raſchen Seitenblicke nach dem Hofmarſchall. . . . Sie brachte eine Anzahl weißer, feingeflochtener Weidenkörbchen, die von den kleinen Prinzen ſofort mit Beſchlag belegt wurden. Der Kaffeetiſch blieb für den erſten Moment verödet; die Kinder ſtürmten in die Obſtplantage, und in ehrerbietiger Entfernung ſtand der Schloßgärtner und ſah in ſtiller Verzweiflung zu, wie die kleinen Vandalen ohne Auswahl und Schonung die aufopfernd gehegten und gepflegten Spaliere plünderten und das feine Obſt polternd in die Körbe warfen.

Der Hofmarſchall hatte ſich auch hinüberrollen

laſſen — es mußte gehen, der klägliche Eindruck ſeiner Hülfloſigkeit mußte verwiſcht werden, und ſollte es unter tauſend Martern geſchehen. Er erhob ſich und ſtelzte ein großes, üppig belaubtes Weinſpalier entlang, das bis an das Drahtgitter des indiſchen Gartens lief. Wirklich glückte es ihm, zu Fuße und in ziemlich ſtrammer Haltung den Kaffeetiſch wieder zu erreichen, an welchem ſich die Herzogin eben niedergelaſſen hatte. Mit eitlem Lächeln überreichte er ihr in einem der Körbchen mehrere von ihm ſelbſt abgeſchnittene Frühtrauben — aber das Lächeln erloſch plötzlich; er wurde roth vor Schrecken.

„Mein Ring!“ rief er aufgeregt; er warf haſtig das Körbchen auf den Tiſch und beſah den dünnen Zeigefinger ſeiner Rechten, an welchem vor wenigen Minuten noch ein koſtbarer Smaragd gefunkelt hatte.

Alle, mit Ausnahme der Herzogin, ſprangen auf und ſuchten. Der Ring, „der immer ſo feſt geſeſſen hatte,“ wie der Hofmarſchall klagend verſicherte, war von dem mager gewordenen Finger jedenfalls beim Traubenpflücken niedergeglitten und zwiſchen dem Weinlaube verſunken — aber wie aufmerkſam man auch ſuchte, er fand ſich nicht.

„Das Schloßgeſinde wird ſpäter unter meiner

ſpeciellen Aufſicht das Suchen fortſetzen," ſagte Mainau, an den Tiſch zurückkehrend — aus Etiquetterückſichten mußte dieſes fatale Intermezzo endlich abgekürzt werden.

„Ja ſpäter — wenn er in irgend einer Rocktaſche rettungslos verſunken ſein wird," erwiderte der Hofmarſchall mit einem finſtern Lächeln. „Traue Einer den Domeſtiken! Sie verkehren hauptſächlich an dieſem Weinſpalier — der Hauptweg läuft ja vorüber. . . . Hoheit mögen verzeihen, wenn mich die Sache ein wenig alterirt!" wandte er ſich bittend an die Herzogin. „Aber der Ring iſt mir ſehr werthvoll als ein ſeltſames Vermächtniß Gisbert's. Wenige Tage vor ſeinem Tode übergab er mir denſelben in Gegenwart von Zeugen, wobei er die Worte niederſchrieb: ‚Vergiß nie, daß Du den Siegelring am zehnten September erhalten haſt!' — Er hat ihn mir ſpeciell vererben wollen, und Das rührt mich bis auf den heutigen Tag. . . . Hoheit wiſſen, daß ich mit dieſem Bruder nicht harmonirt, daß ich im Gegentheil ſeinen ſtürmiſchen, gegen die Moral verſtoßenden Lebensgang ſtets entſchieden verurtheilt habe — aber mein Gott, das Herz behauptet doch ſeine Rechte. Ich habe ihn trotz alledem lieb gehabt, und deshalb würde mich der Verluſt tief ſchmerzen —"

„Abgesehen von dem wirklich fabelhaft hohen Werthe des Steines selbst," warf Mainau trocken hin. Er saß bereits wieder neben der Herzogin, während die Anderen eben zurückkamen.

„Nun ja doch, in zweiter Linie allerdings — wer wollte Das leugnen?" sagte der Hofmarschall mit affectirtem Gleichmuth — fast zugleich aber schob er mit einem Rucke — die Bewegung sah ziemlich desparat aus — seinen Stuhl mehr seitwärts; von da aus konnte er die ganze Wegstrecke an dem verhängnißvollen Spalier überwachen. — „Der Smaragd ist kostbar und die Gravirung eine seltene Arbeit, eine Art Wunder. . . . Es ist auch ein kleines Geheimniß dabei. In der Nähe des Wappens macht sich ein feiner Punkt bemerklich — man meint, ein winziger Splitter sei von dem Steine abgesprungen; unter der Lupe aber tritt Einem scharf ausgeprägt ein schöner Männerkopf entgegen. Tief in Wachs oder feinen Lack eingedrückt, gilt dieses Siegel in meinen Augen mehr als eine Namensunterschrift."

„Wir werden jetzt Kaffee trinken, und dann gehe ich auch mit suchen," sagte die Herzogin liebenswürdig. „Der interessante Ring muß sich wiederfinden."

Frau Löhn ging inzwischen mit dem großen

ſilbernen Kaffeebrette herum. Sie verzog keine Miene; in die eingetretene ſecundenlange Stille hinein kniſterte ihr Seidenkleid und der Sand unter ihren kräftig ausſchreitenden Füßen. Plötzlich klirrte aber auch das Geſchirr auf der Platte aneinander, als mache ein Zuſammenſchrecken die Hände der Frau unſicher. Der Hofmarſchall, dem ſie in dieſem Augenblicke präſentirte, ſah überraſcht empor und folgte der Richtung ihres Blickes — Gabriel kam den Weingang herauf.

„Was will der Burſche?“ fragte er ſie ſcharf fixirend.

„Hab' keine Ahnung, gnädiger Herr,“ verſicherte ſie bereits wieder ſehr ruhig.

Gabriel ſchritt direct auf den Hofmarſchall zu und überreichte ihm mit tief geſenkten Lidern den verlorenen Ring. — Es waren ſchön gebogene, ſchlanke Finger, die das Kleinod zierlich gefaßt hielten — eine fleckenlos ſaubere Kinderhand, zaghaft und ſcheu dargeboten — und doch ſtieß ſie der Hofmarſchall mit ſichtlichem Widerwillen zurück, als ſie die ſeinige leicht berührte.

„Stehen da nicht Teller genug?“ ſchalt er, auf den Tiſch zeigend. „Und haſt Du Dir bei Deinem Verkehr im Schloſſe ſo wenig Manier angeeignet, daß

Du nicht einmal weißt, wie man anſtändiger Weiſe einen Gegenſtand überreicht. . . . Wo haſt Du den Ring gefunden?“

„Er lag am Drahtgitter — ich erkannte ihn gleich — ich habe ihn immer ſo gern an Ihrer Hand geſehen,“ ſagte der Knabe ſchüchtern und gleichſam um Vergebung bittend, daß er den Ring ſofort an die rechte Adreſſe zurückgegeben.

„So — in der That? Sehr ſchmeichelhaft!“ — Der Hofmarſchall wiegte ſpöttiſch den Kopf und ſteckte den Smaragd an den Finger. „Löhn, geben Sie ihm ein Stück Kuchen und fragen Sie, was er will!“

Die Beſchließerin griff in die Taſche und brachte einen Schlüſſel zum Vorſchein. „Den haſt Du holen wollen — gelt? ſagte ſie zu Gabriel — er bejahte. „Die Frau will trinken, und ich habe den Himbeerſaft eingeſchloſſen —“

„Larifari — es läuft Dienerſchaft genug herum. Er konnte herüberſchicken; aber der Mosje iſt verwöhnt und meint, er müſſe ſchlechterdings bei Allem ſein, was im Schloſſe vorgeht — und das heute, wo ihm der Herr Hofprediger in Ihrem Beiſein die Betheiligung an jedem Vergnügen ſtreng unterſagt hat! Haben Sie das vergeſſen, Löhn? . . . Er ſoll ſich vorbereiten,“

wandte er sich an die Herzogin, „wir haben heute Morgen festgestellt, daß er in drei Wochen endlich nach dem Seminar abgeht — es ist die höchste Zeit.“

Liane sah überrascht zu der Beschließerin auf. Also darum hatte diese Frau heute Morgen vor ihren Augen so eigenthümlich zweck- und ziellos in der Wäschkammer hantirt und den feinsten Damast vom groben Gespinnst nicht zu unterscheiden gewußt, sie, diese Autorität in Leinenangelegenheiten! Darum hatte sie den Schlüsselbund verlegt, ein unerhörtes Begebniß! . . . So steinern und stumpf auch diese Frau erschien, so rauh und gefühllos sie auch im Beisein Anderer dem Knaben begegnete — Liane hatte längst im Stillen vermuthet, daß sie ihn abgöttisch liebe. . . . Jetzt stand sie da, wortlos und dunkelroth im Gesicht — für alle Anderen eine geärgerte Frau, die ein unverdienter Vorwurf tief erbittert, in Lianens Augen aber ein angstvolles Mutterherz, das schon die Erwähnung einer gefürchteten Thatsache heftiger schlagen macht.

Die Herzogin fixirte den Knaben durch die Lorgnette. „Sie haben den Beruf des Missionars für ihn im Auge?“ fragte sie kopfschüttelnd den Hofprediger. „Meines Erachtens paßt er ganz und gar nicht für den Knaben.“

Dieſer Ausſpruch wirkte wie elektriſirend auf Liane: zum erſten Male hörte ſie eine auflehnende Anſicht gegen den Machtſpruch des Geiſtlichen und des Hofmarſchalls ausſprechen, noch dazu von Lippen, die mit einigen beſchützenden Worten das Geſchick eines Menſchen ſofort in andere Bahnen lenken konnten.... Dort ſaß freilich der alte Herr, geſpannt aufhorchend — ein Nervenſchauer überlief ſie bei dem Gedanken, ihn gefliſſentlich gegen ſich aufzureizen; Alle, die ſich hier um den Tiſch reihten, waren mehr oder minder dem Knaben ungünſtig geſinnt oder gleichgültig gegen ſein Geſchick — wie kalt muſterte Mainau eben „den feinen Jungen," der wie ein Angeklagter ſich nicht von der Stelle traute, die ihm doch unter den Füßen brennen mußte! — Die junge Frau nahm all ihren Muth zuſammen — war es denn nicht ein Frauenherz, an das ſie apellirte?

„Gabriel trägt bereits eine Miſſion in ſich, Hoheit — es iſt die des Künſtlers," ſagte ſie, die ſchöne Fürſtin nicht ohne Befangenheit, aber doch beharrlich anſehend. Aller Augen richteten ſich erſtaunt auf die Lippen, die bis dahin noch nicht geſprochen hatten. — „Ohne alle und jede Anleitung hat er den Stift bereits mit einer Sicherheit führen gelernt, die mich in

Erſtaunen ſetzt. Ich habe auf Leo's Spieltiſch Zeichnungen von ihm gefunden, mit denen er jede akademiſche Prüfung ſo beſtehen kann, daß er unentgeltlich aufgenommen wird. . . . In dem Knabenkopf ſteckt ein ſeltſames Compoſitionstalent, eine glühende Hingabe an die Kunſt, die ſich durchringt und durchkämpft, wie es eben nur der Genius vermag. . . . Hoheit haben Recht, er paßt nicht zum Miſſionar — dazu gehört der innere Trieb, die Concentration aller Geiſteskräfte auf dieſen einen Punkt, die ganze Energie der Seele, in der kein anderes Ideal leben darf — es wäre grauſam gegen den Knaben ſelbſt und ein Unrecht gegenüber der Kunſt, wollte man ihn zwingen."

Die Herzogin ſah ſie groß, mit unverhülltem Befremden an. „Sie haben mich total mißverſtanden, Frau von Mainau," ſagte ſie ſehr gemeſſen. „Meine Bemerkung galt der ſchlaffen Körperhaltung, der ſichtlich kränklichen Conſtitution des Knaben, nicht aber ſeiner geiſtigen Befähigung, oder gar ſeiner Luſt und Liebe zur Sache — da ſage ich ganz entſchieden: ‚Er muß paſſen!' . . . Es thut mir wahrlich leid, daß es Frauenſeelen giebt, die nicht der Anſicht ſind, daß vor dieſem heiligſten Lebenszweck jeder andere verſchwinden muß. . . . Mögen aufrühreriſche Männerköpfe ihr

bischen Wissen, das sich doch zumeist auf falsche Schlüsse stützt, an die Stelle des Heiligsten setzen — es ist traurig genug, daß es geschehen darf — wir Frauen aber sollen deshalb doppelt beflissen sein, in Phalanx gegen dieses Vorstürmen zu stehen, indem wir festhalten am einzigen Heil, indem wir glauben und abermals glauben, und uns niemals verführen lassen, zu grübeln."

„Hoheit, das heißt der Frauenwelt ihre Aufgabe allzu leicht machen; das heißt auch zugleich dem Aberglauben, dem Glauben an eine spukhafte Geisterwelt an die Gewalt des Satans — wozu leider der Frauenkopf so leicht geneigt ist — Thür und Thor öffnen."

Ein Geräusch von Stuhlrücken und verlegenem Räuspern wurde plötzlich laut, während die junge Frau, die eben gesprochen, sich ruhig und unbeweglich verhielt. Ihr gegenüber saß ihr Mann — seine Hand lag auf dem Tische und wiegte einen Kaffeelöffel auf dem Finger. Er hielt den Kopf vorgeneigt, wobei sein Blick unter den tief gesenkten Brauen hervor nicht einen Moment von dem zarterrötheten Gesicht wich, das sich ausschließlich der Herzogin zuwendete. Jetzt beim letzten Wort sah sie wie zufällig seitwärts — ihr Blick traf ihn so tödtlich kalt, als kenne sie ihn nicht.

Eine jähe Gluth ſchoß über ſeine Wangen — er warf klirrend den Löffel hin, worüber die Herzogin lächelte.

„Nun, Baron Mainau, das regt Sie auf? . . . Wie denken Sie darüber?“ fragte ſie mit ſchmeichelnd verlockender Stimme.

Seine Lippen verzogen ſich in bitterem Spott. „Hoheit wiſſen ſehr gut, daß die Frauen, die an Hexen und Geſpenſter glauben, etwas Verführeriſches für uns haben,“ verſetzte er in ſeinem frivolſten Ton. „Die Frau iſt reizend in ihrer Hülfloſigkeit und Furcht; wir ziehen ſie, wie ein Kind, beſchwichtigend in unſere Arme, und damit kommt — die Liebe.“ — Seine Augen verfinſterten ſich und ſtreiften durchbohrend ſeine Frau. — „Eine Pallas Athene dagegen haucht uns eiſig an, wie die Gletſcherjungfrau — wir wenden ihr den Rücken.“

War das dieſelbe Frau, die am Hochzeitstage bleich und geſpenſterhaft wie der Todesengel an der einziehenden Braut vorübergebrauſt war? . . . Strahlender Triumph verklärte das ſchöne Geſicht und machte es wahrhaft hinreißend in ſeinem Ausdruck.

„Und Sie?“ neigte ſie ſich zu dem Hofprediger, der mit übereinandergeſchlagenen Armen ihr gegenüber ſaß; er fuhr wie aus tiefem Nachſinnen empor — die

Frau Herzogin berief alle ihre Heerſchaaren, wie es ſchien, gegen dieſe junge Frau, die ſich unterfing, ſelbſtſtändig zu denken. „Haben Sie keine Waffen gegen den Antichriſt in ſanfter, weiblicher Geſtalt?“ fragte ſie faſt ſcherzhaft.

„Hoheit werden die Gnade haben, ſich zu erinnern, daß ich dergleichen Erörterungen am Kaffeetiſche nicht billige,“ verſetzte der Hofprediger ſtreng und hart — er war plötzlich der allmächtige Beichtvater, der dieſe hochgeborene Seele unter der Fauſt hielt. — „Laſſen wir das Alles einſtweilen dahingeſtellt ſein und begnügen wir uns mit der Ueberzeugung, daß Frau von Mainau mit ihrem Ausſpruch das Hereinragen einer überſinnlichen Welt in die Wirklichkeit ſicher nicht leugnen will.“

Er wollte ihr abermals zu Hülfe kommen — ſie brauchte einfach billigend das Haupt zu neigen, und der Kampf war beendet; aber damit mußte ſie lügen und reichte dem Prieſter in der That die Fingerſpitzen — zum zweiten Mal wies ſie heute ſeine rettende Hand zurück.

„Dieſes Hineinragen einer überſinnlichen Welt in die Wirklichkeit leugne ich allerdings,“ ſagte ſie mit etwas bebender Stimme — die neben ihr ſitzende Hof-

dame rückte geräuschvoll von ihr weg. „Ich glaube nicht an die Wunder und himmlischen Visionen, wie sie die Kirche lehrt. Wollte der Allmächtige uns Boten aus dieser übersinnlichen Welt schicken, dann müßten sie auch ihre Spuren tragen — so aber haben die guten Engel ein schönes und das böse Princip ein verzerrtes, abstoßendes, aber immer menschliches Antlitz — die Flügel, die den Seraph herabtragen, und das häßliche Kennzeichen ‚des Bösen' sind der Thierwelt entlehnt, Himmel und Hölle erscheinen ausgeschmückt mit den Elementen, die unseren Erdball beleben und halten — wir können eben mit unseren Vorstellungen nicht über ihn hinaus, und nur in der originellen Auffassung alles Dessen, was uns umgiebt, sei es in Tönen, Bildern oder Worten, waltet unsere Phantasie.'

Ein secundenlanges tiefes, unheimliches Schweigen folgte auf die letzten Worte — die schöne Herzogin saß wie versteinert da, nur ihre Augen glitten in verzehrender Unruhe, fast angstvoll, zwischen Mainau und seiner jungen Frau hin und her. Er hatte vorhin klar genug ausgesprochen, daß ihn solch ein selbstständiges, mit kaltem Verstand forschendes weibliches Wesen anwidere — aber das dort war ja keine geharnischte Pallas Athene, sondern die lieblichste Mädchen-

erſcheinung, die mit Herzklopfen und unter abwechſelndem Erröthen und Blaßwerden der Macht der Ueberzeugung nachgab und ſie in melodiſch ſanften Tönen ausſprach. Seinen Geſichtsausdruck konnte die Fürſtin nicht ſehen; er hatte ſich halb abgewendet — ſeine Haltung aber zeigte ſo vollſtändig die geringſchätzende Ruhe und Blaſirtheit, in die er ſich meiſt hüllte, daß man hätte meinen mögen, er werde unter gleichgültigem Achſelzucken auf jede Anrede ſpöttiſch ſagen: „Laſſet ſie doch reden — was geht's mich an?“

„Sie ſtehen dem Standpunkte des ſtrenggläubigen Chriſten ſo fern, gnädige Frau, daß ich auf eine Polemik hier an Ort und Stelle nicht eingehe, ſo gewiß ich auch des ſiegreichen Ausgangs auf meiner Seite bin,“ unterbrach der Hofprediger mit ſeiner tiefen, ſchönen, etwas verſchleierten Stimme die momentane Stille — er mußte ihr antworten, ſie hatte ihn dazu gezwungen. „Ich will Ihnen aber gewiſſermaßen Conceſſionen machen, indem ich den bibliſchen Standpunkt verlaſſe und Sie an einen der größten Dichter erinnere, der ſeinen grübelnden Helden ſagen läßt: ‚Es giebt mehr Dinge zwiſchen Erd' und Himmel, als Eure Schulweisheit ſich träumen läßt.‘“

„Wohl wahr — doch ich verſtehe darunter das

geheimnißvolle Walten der Naturkräfte. Die meisten unserer Mitlebenden betrachten noch immer die Natur als etwas Selbstverständliches, über das sie nicht nachzudenken brauchen, weil sie es ja sehen, hören und begreifen können — daß aber eben dieses Sehen, Hören und Begreifen das Wunder ist, fällt ihnen nicht ein. Und nun dichtet man dem weisen Schöpfer willkürliche Eingriffe in seine ewigen Gesetze an, oft nur um winziger menschlicher Interessen willen, ja, die Kirche geht noch weiter — sie läßt untergeordnete Geister dieses vollendete Gewebe zerstörend durchbrechen, lediglich, um irgend ein Hirtenmädchen oder sonst eine einsame Seele von Gottes Dasein zu überzeugen, und nennt das ‚Wunder'. Wie kläglich und theatralisch aufgeputzt erscheinen sie neben Gottes wirklichem Schaffen und Walten — ein ganzer Wolkenhimmel voll Engelsköpfe versinkt neben der treibenden Wunderkraft, die einen kleinen, bunten Blumenkelch aus der Erde steigen läßt. . . . Es ist wohl wahr, ‚Gott läßt sich nicht spotten' — er läßt sich nicht spotten in dem, was Eins ist mit ihm, in der Natur, und wie streng er unser Festhalten an ihr fordert, beweist er, indem er sie als Selbsträcherin auftreten läßt, wenn wir uns an ihr versündigen."

Der Hofprediger ſah ihr mit demſelben Ausdrucke in das Geſicht, mit welchem er heute ſchon einmal angſtvoll und flehend ihr zugerufen hatte: „Sie wüthen gegen ſich ſelbſt, gnädige Frau!“

„Und vergeſſen Sie ganz den Begründer Ihrer Kirche — Luther, der dem böſen, Gott gegenüber wirkenden Principe ſelbſt einen Thron, eine Macht auf Erden eingeräumt hat, wie es zuvor nie beſeſſen?“ ſagte er wie beſchwörend.

„Er würde in unſerem Jahrhunderte nicht allein das Dintenfaß, ſondern auch ſeine gewaltige Feder gegen dieſe Ausgeburt der menſchlichen Phantaſie richten —“

„Genug, genug!“ rief der Hofmarſchall empört und ſtreckte der jungen Frau Schweigen gebietend die Hand entgegen. „Hoheit, verzeihen Sie, daß Sie an meinem Tiſche dergleichen irreligiöſe Auslaſſungen ertragen mußten,“ wandte er ſich mit unheimlicher Ruhe zu der Herzogin. „Frau von Mainau hat die verlaſſene Stille im Rudisdorfer Schloſſe ausgenutzt und Studien gemacht, die durch ihre Nüchternheit auf ihren Urſprung zurückführen — Studien bei Waſſer und Brod.“

Die Herzogin erhob sich rasch — sie mußte; als Fürstin und Frau durfte sie nicht gestatten, daß es in ihrer Gegenwart zu einem ausgesprochenen Familienzerwürfnisse komme. „Gehen wir nun hinüber, Obst zu pflücken!“ sagte sie mit so heiterer Liebenswürdigkeit, als sei nichts vorgefallen. Sie setzte ihr Hütchen vorsichtig auf die Locken und ergriff ihren Sonnenschirm. „Wo mögen die Prinzen stecken? Ich höre und sehe nichts von ihnen, Herr Werther,“ sagte sie zu dem Prinzenerzieher, der sofort davon stob.... Den Hofprediger an ihre linke Seite winkend, legte sie ihre Hand auf den dargebotenen Arm Mainau's — er führte sie, ohne noch einen Blick auf seine Frau zu werfen, nach den Plantagen — die Hofdame folgte schleunigst, und so stand Liane plötzlich, wie eine Geächtete, allein unter den Ahornbäumen.

„Fühlen Sie nichts, meine Gnädigste? — Sie haben heute das Genick gebrochen,“ sagte der Hofmarschall malitiös, während er langsam an ihr vorübergefahren wurde.

13.

Sie wandte sich schweigend ab und betrat einen Weg, der am Jägerhäuschen vorüber nach dem Walde lief. Hinter den Scheiben des Küchenfensters sah sie Frau Löhn am Heerde stehen, und nicht weit von ihr tauchte Gabriel's blasses Gesicht wie ein Schemen aus einer dunklen Ecke auf; dahin war er vorhin geflüchtet, als ihn der Hofmarschall während der Debatte mit einer heftig fortscheuchenden Bewegung aus dem Kreise der Hochgeborenen verwiesen hatte. . . . Es war ein arger Mißgriff ihrerseits gewesen, zu Gunsten des Knaben zu sprechen — sie hatte damit seine Lage unzweifelhaft verschlimmert und dabei „ihr Genick gebrochen", wie ihr eben der Hofmarschall triumphirend und unfein versichert — die widerwillig geduldete „zweite Frau" hatte mit diesem Schritt ihre Stellung dermaßen erschüttert, daß es nur eine Frage der Zeit war, wann sie in die Heimath zurückkehre. . . . Bei diesem Schluß athmete sie wie befreit auf, ein blendendes, hochbeglückendes Licht fiel in ihre Seele — jetzt ging der Anstoß zur Trennung von der anderen Seite aus, jetzt brauchte sie selbst nicht Hand anzulegen, um die Kette abzustreifen, in die sie, von einem grenzenlosen Irrthume befangen, selbst den Kopfe gesteckt hatte.

Jetzt freute sie sich des Muthes, mit welchem sie diesen orthodoxen Teufelsgläubigen ihre Ueberzeugung in's Angesicht geschleudert hatte — war nicht jedes Wort ein zerschmetternder Schlag auf Mainau's Verdummungsprogramm gewesen? . . . In ihren Händen konnte er unmöglich die Sorge für den Hausfrieden, die Erziehung des Erben von Mainau belassen, wenn er verreiste; das litt schon der Hofmarschall nun und nimmer, und ihm selbst war sicher auch das Verlangen danach vergangen. Er brauchte auch das widerwärtige Aufsehen nicht mehr zu berücksichtigen — zum Eclat war es ja eben am Kaffeetische gekommen. . . . Frei werden! . . . Dort das verhaßte Schloß, in welchem sie schon so viel gelitten, erschien ihr von einem versöhnlichen Schimmer umgeben; sie wollte die hier verlebte Prüfungszeit, wenn sie einmal hinter ihr versunken war, für einen schweren, glücklich abgestreiften Traum halten und seiner nicht mehr gedenken. . . . Zurück zu Magnus und Ulrike! Mit ihnen wieder zusammenleben und weiter forschen in Rudisdorf, im trauten Gartensalon! . . . Wie gern wollte sie jetzt die schlimmen Launen der Mama, ihre heftigen Zornausbrüche ertragen! Die Hölle dort — wie die Geschwister sich ausgedrückt, war nichts gegen die Qualen des Verlassen-

ſeins in der Fremde. Sie ging ja auch nicht zur Mutter, ſondern zu Magnus — er hatte es ja feſt und entſchieden erklärt, daß Rudisdorf Heimath und Zufluchtsort für die Schweſtern zu allen Zeiten ſein werde. . . . O Magnus! Thränen füllten ihre Augen bei der Vorſtellung, ihn wiederzuſehen.

Hinter ihr ſtürmten in dieſem Augenblicke die Jagdhunde freudig bellend aus dem Jägerhäuschen; ſie wandte den Kopf — dort kam eben Mainau und beſchwichtigte mit einer gebieteriſchen Handbewegung die an ihm aufſpringende Meute. . . . Wollte er in das Jägerhaus gehen, vielleicht den Shawl der Herzogin holen, der dort niedergelegt war? . . . Wie ſtolz und hoch er ſeinen Kopf trug, als ſei er die perſonificirte Mannesthat und Manneskraft! Und er war doch der Erbärmlichſte von Allen — er ſprach wider Wiſſen und Gewiſſen und ſchwieg wiederum bei den roheſten Angriffen, lediglich um einer Frau nicht beizuſtehen, die nicht in ſeine Pläne paßte. . . . Sie ging raſch weiter, als habe ſie ihn nicht geſehen; aber da ſtand er ſchon neben ihr.

„Wie, Thränen, Juliane? . . . Du kannſt weinen?“ ſagte er mit der ganzen Wolluſt geſättigter Grauſamkeit und ſah ihr mit funkelnden Augen unter das Ge-

ſicht. Zornig fuhr ſie mit dem Taſchentuch über die Augen. „Nun, ereifere Dich nicht — Niemand weiß beſſer als ich, daß ſie nicht aus weichem Herzen kommen. Es giebt Thränen der Erbitterung, des gekränkten Stolzes“ —

„Und der tiefſten Reue,“ unterbrach ſie ihn.

„Ah, Du bereuſt Deinen Heldenmuth von vorhin? . . . Wie ſchade — ich habe Alles, was Du ſagteſt, für die innigſte Ueberzeugung gehalten, habe gemeint, Du würdeſt nöthigenfalls für jedes Wort märtyrhaft zu ſterben wiſſen. . . . Du bereuſt alſo? . . . Soll ich Dir den Hofprediger ſchicken? Er ſuchte Dir vorhin mit ganz unerklärlicher Bereitwilligkeit zu Hülfe zu kommen — die Herzogin iſt außer ſich darüber. . . . Soll ich ihn ſchicken, Juliane? — Einen liebenswürdigeren Beichtvater hat die Welt nicht — ich weiß es von Valerie.“

„Ich ſollte es geſtatten,“ ſagte ſie, erbittert auf ſeinen lächelnden Hohn eingehend, „um mich im Hexen- und Geſpenſterglauben unterrichten zu laſſen, damit ich“ — ſie verſtummte unter glühendem Erröthen mit einer ausdrucksvoll zurückweiſenden Geberde gegen ihn.

„Damit Du geliebt würdeſt, wie ich vorhin ausgeſprochen,“ ergänzte er.

„Hier nicht! Hier nicht!“ rief sie in Leidenschaft ausbrechend und streckte die Arme verneinend über die Schönwerther Gegend nach dem Schlosse hin. „Ich bereue,“ setzte sie ruhiger hinzu, „daß ich mit meiner unbesonnenen Fürsprache Gabriel's Geschick beschleunigt habe — alles Andere, was ich ausgesprochen, bin ich bereit Wort für Wort zu wiederholen, ja, wenn ich dazu herausgefordert werden sollte, noch ganz anders zu begründen, jener hochgestellten Lügenhaftigkeit und Deinem ätzenden Spott gegenüber . . . Ich bereue ferner“ —

„Lasse mich das aussprechen, Juliane — ich möchte mir das nicht gern aus Frauenmunde sagen lassen,“ unterbrach er sie plötzlich sehr ernst unter jenem raschen Farbenwechsel seiner Wangen, der sie heute schon einmal innerlich erschüttert hatte. „Du bereust ferner, daß Du so blindlings, unwissend, so taubenhaft harmlos in die Ehe gegangen bist, und richtest nun gegen mich, ‚den erfahrenen Mann, der genau wissen mußte, was er that, was er verlangte‘, Deine leidenschaftlichen Anklagen“ —

„Ja, ja!“

„Und wenn nun auch er bereute?“

„Du wolltest, Mainau? Du würdest mir gestatten

zu gehen? Heute noch?" fragte ſie mit zurückgehaltenem Athem und aufſtrahlenden Augen — ſie preßte beide Hände wie inbrünſtig bittend auf ihre Bruſt.

„So war es nicht gemeint, Juliane," antwortete er, ſichtlich beſtürzt über dieſen mühſam verhaltenen Jubel. „Du haſt mich falſch verſtanden," betonte er mit einem eigenthümlich nervöſen Aufzucken der Lippen. „Laſſen wir das jetzt — es iſt hier weder Zeit noch Ort für eine Verſtändigung."

„Verſtändigung?" wiederholte ſie tonlos und ließ die Arme ſinken. „Sie iſt ja ganz unmöglich! Wozu denn dieſes Hinſchleppen? . . . Mein Gott, ich habe ja jetzt nicht einmal mehr den guten Willen, die ehrlich gemeinten Vorſätze, mit denen ich die neue Lebensſtellung angetreten — ich bin verbittert und behaupte nur mühſam meine äußere Ruhe — mit Kopf und Herzen bin ich in Rudisdorf — nicht hier! das läßt ſich wohl eine kurze Zeit durchſetzen, aber lebenslang — unmöglich! . . . Eine Verſtändigung!" — Sie lachte bitter auf — „Vor vier Wochen noch hätte ich ſie aus eigenem Antriebe geſucht, im aufrichtigen Wunſche, die ſo unverzeihlich leichtſinnig übernommenen Pflichten zu erfüllen; heute, nach Allem, was vorgefallen, nicht mehr! Ich weiſe ſie zurück."

„Aber ich nicht, Juliane!“ rief er heftig, mit ſchwellenden Stirnadern. . . . Einen Moment ſtand ſie ſtumm und eingeſchüchtert vor ihm, den ſie in ſolchen Augenblicken fürchtete; aber war es nicht am beſten für beide Theile, wenn es noch in dieſer Stunde zum Bruch kam?

„Ich glaube zu verſtehen, weshalb Du vorderhand mein Verbleiben in Deinem Hauſe wünſcheſt, und das iſt mir in dieſem ſchweren Moment eine große Genugthuung,“ ſagte ſie ſanft. „Du haſt erkannt, daß ich Dein Kind mit aufrichtiger Liebe an mein Herz genommen habe — gieb mir Leo mit nach Rudisdorf, Mainau! Ich ſchwöre Dir, daß ich nur für ihn leben, ihn wie meinen Augapfel behüten will. Ich weiß, Magnus und Ulrike werden ihn freudig aufnehmen; was Alles kann er lernen von dieſen zwei Menſchen, die geiſtig ſo hochbegabt ſind! . . . Dann kannſt Du unbeſorgt draußen in der Welt ſein und auf Jahre verreiſen — gieb mir Leo mit, Mainau!“ Sie hielt ihm bittend die Hand hin — er ſtieß ſie heftig zurück.

„Wahrhaftig, es giebt eine Nemeſis! . . . Ich möchte ſie lachen hören, Alle, Alle!“ Er warf, ſelbſt hohnlachend, den Kopf zurück und ſtarrte in die blaue Luft hinein, als ſähe er Alle, die er meinte, vorüber-

fliegen. „Weißt Du, wie die furchtbar gezüchtigte Eitelkeit aussieht, Juliane? . . . Ich werde es Dir später einmal sagen; jetzt nicht, noch lange nicht, bis —“ Die junge Frau schritt plötzlich, ihm, der mit dem Rücken nach dem Jägerhäuschen stand, schweigend ausbiegend, nach den Ahornbäumen — dort kam die Herzogin in Begleitung der Hofdame. . . . Wie peinlich für Ligne! Die brennenden, neugierig vorwärtsstrebenden Augen der fürstlichen Frau hatten die heftige Bewegung beobachtet, mit welcher Mainau ihre Hand zurückgestoßen. Tieferröthend, wie mit Rosengluth überschüttet, ging sie den Damen entgegen — das boshafte Lächeln, das den Mund der Hofdame verzog, entging ihr nicht und machte sie noch befangener.

Ah, die Frau Herzogin hatte eben einen unerquicklichen ehelichen Auftritt durch ihr Erscheinen unterbrochen! Der Eheherr hatte die junge Frau wegen ihrer Tactlosigkeit von vorhin gescholten und ihre Bitte um Verzeihung in so rauher Weise zurückgewiesen, wie es eben nur — die entschiedenste Abneigung vermochte. Jetzt gestand sie sich mit vollkommenster Ruhe, daß dem befangen daherkommenden „Rothkopf“ dort zum vollendeten Bild des echt deutschen Gretchens nur die weissagende Sternblume in der Hand fehle — warum

ſollte ſie nicht zugeben, daß dieſe von allen Seiten geſchmähte und angefeindete zweite Frau von beſtechendem Liebreiz ſei? — Fauſt liebte ſie ja nicht; er behandelte ſie grauſam, weil — nun, weil ſein Tollkopf dieſes Mädchen mit den rothgoldenen Flechten nicht ſo raſch wieder abzuſchütteln vermochte, wie er es in glühender Rachſucht an ſich geriſſen hatte.

„Meine beſte Frau von Mainau, warum iſoliren Sie ſich?“ rief ſie der jungen Frau gütig und herzlich entgegen. Sie trug ein Körbchen voll Obſt in den Händen und hätte ſie es ein wenig höher gehalten, ſo wäre man verſucht geweſen, zu glauben, ſie wolle „Tizian's Tochter“ als lebendes Bild verkörpern, in einer ſo anmuthigen Stellung blieb ſie ſtehen und erwartete die Herankommenden. „Hier mein Dank für Ihre ſchönen Blumen — ich habe ſie mit eigener Hand gebrochen“, ſagte ſie und reichte Liane eine Frucht hin. Die Hofdame warf einen erſtaunten Blick auf die Gabe; ſie war nicht gewohnt, ihre ſtolze Herzogin auf dieſe freundſchaftliche Art und Weiſe danken zu ſehen — vielleicht wußte ſie noch nicht, daß eine leidenſchaftlich empfindende Frau, im Bewußtſein des vollendeten Sieges, über die Grenzen hinaus glück- und gnadenſpendend zu ſein vermag gegen — die Unterlegene. . . . Die

Frau Herzogin ging noch weiter — war dieſe wunderſchöne Hand, die nach der Frucht griff, nicht eben in unüberwindlicher Antipathie fortgeſtoßen worden? „Und nun einen Vorwurf, liebe, junge Frau! Warum haben Sie uns bis heute gemieden?“ fragte ſie mit ſanfter Freundlichkeit. „Ich hoffe Sie in der allernächſten Zeit bei mir zu ſehen.“

Liane ſtreifte mit einem raſchen Seitenblick den neben ihr ſtehenden Mann — ſeine Naſenflügel bebten leiſe, als unterdrücke er ein ironiſches Lächeln; im Uebrigen hatte er wieder jene vornehm läſſige Haltung angenommen, die jedes Intereſſe an dem, was um ihn her vorging, leugnete. „Hoheit mögen mich entſchuldigen, wenn ich dem Befehl nicht nachkomme,“ ſagte die junge Frau entſchloſſen. „Mainau wird in wenigen Tagen ſeine Reiſe antreten und mir erlauben, mich nach Rudisdorf zurückzuziehen.“ — Da war es ausgeſprochen, und zwar ſo unbefangen wie möglich; die Löſung geſchah unter vollkommen friedlichem Anſtrich.

„Wie, Baron Mainau — ſoll ich das glauben?“ fragte die Herzogin allzu raſch, wie athemlos — ſie vergaß ſich ſo ſehr, daß die Hofdame in ein verlegenes Hüſteln verfiel.

„Warum denn nicht, Hoheit?“ antwortete er

gleichmüthig die Schultern emporziehend; „Rudisdorf hat eine außerordentlich gesunde Lage und bietet die ungestörteste Stille für Geister, die sich am liebsten in sich selbst vertiefen. . . . Wenn auch selbst ein unstäter Wandervogel, denke ich doch billig genug, einem anderen es nicht zu verwehren, wenn er in sein Nest zurückkehren will. . . . Nimm Dich in Acht, Juliane, er wird Dein hübsches Kleid zerreißen!" — er meinte Leo's riesenhaften Leonberger Hund, der wahrscheinlich, bis dahin im Jägerhaus eingesperrt, sich eigenmächtig befreit hatte, und nun wie rasend vor Freude an der jungen Frau in die Höhe sprang. „Der tolle Bursche hat sich wahrhaftig in eine förmliche Passion für Dich verrannt, — was soll aus dem armen Narren werden, Juliane? — Leo wird sich von ihm nicht trennen wollen!"

Liane biß sich auf die Lippen — das war die Antwort auf ihre Bitte von vorhin, und in welcher frivolen, kaltlächelnden Weise wurde sie ihr gegeben! . . . Den Blick, der sie begleitete, sah nur die Hofdame; sie beschrieb ihn später der Herzogin als den Inbegriff von Widerwillen — wie ein Funken sei er über „die rothhaarige Frau" hingefahren.

14.

Mittlerweile durchſtreiften die fürſtlichen Kinder mit Leo den Park. Sie hatten es ſehr bald langweilig gefunden, reifes und unreifes Obſt abzureißen und den Weg mit angebiſſenen Früchten zu beſtreuen. Der Kaffeetiſch hatte auch keine Anziehungskraft für ſie — Frau Löhn wurde mit ihren Taſſen, Milchgläſern und Kuchentellern entſchieden zurückgewieſen; deſto verlockender klangen die einzelnen kreiſchenden Laute aus den Affenkehlen vom indiſchen Garten herüber. Zwar war es den Prinzen ſtreng verboten, das Thal von Kaſchmir allein, ohne die Begleitung Erwachſener, zu betreten, hauptſächlich des Teiches wegen, der eine bedeutende, ja, verrufene Tiefe hatte. Aber jenes Verbot beirrte ſie wenig; drüben unter den Ahornbäumen ging es ja ſo laut und lebhaft zu; die Mama und Herr Werther kamen jetzt gewiß nicht, und die Hofdame „hatte ihnen ganz und gar nichts zu ſagen", wie der Erbprinz ſeinem Geſpielen Leo im tiefſten Vertrauen verſicherte.

Zuerſt wurde der Stier aufgeſcheucht, der ſich vergnügt auf dem Uferraſen ſonnte; er war aber bejahrt und ſehr friedfertiger Natur und zog ſich ſchleunigſt

hinter die Boscage zurück. Die Schwäne auf dem Teiche flohen vor den gutgezielten Steinwürfen flügelschlagend in ihr Haus, und das flimmernde Volk der Gold- und Glanzfasane zerstob lautlos in alle Schlupfwinkel beim Geräusche der trabenden und verfolgenden Kinderfüße.

„Du, Leo, steckt denn die Hexe noch immer d'rin?" fragte der Erbprinz, nach dem indischen Hause zeigend.

Leo nickte. „Wenn ich nur dürfte" — sagte er und hieb mit seiner Gerte durch die Luft.

„Jagt sie doch fort — oder werft sie in's Wasser!"

„Dummheit — der weiß nicht einmal, daß die Hexen nicht untergehen! Sie schwimmen doch immer obendrauf, und wenn es hundert Jahre dauern sollte — die Berger hat's gesagt, die wußte es ganz genau."

Der Erbprinz blieb mit offenem Munde stehen; das Wunder war ihm neu; aber er wurde dadurch erst recht in seinen Vernichtungsplänen bestärkt. „Wenn wir Schießpulver hätten", meinte er, „da könnten wir sie ganz bequem in die Luft sprengen. Hauptmann von Horst hat mir gestern in der Stunde erklärt, wie man das macht — man legt einen Schwefelfaden hin —"

„Pulver giebt's im Jägerhäuschen," ſchrie Leo auf — er war Feuer und Flamme. Die Hexe in die Luft ſprengen! Heiſa, das gäbe einen Hauptſpaß!

Die Kinder liefen durch die Plantagen; ſie begegneten dem Erzieher, der ſie ſuchte, und kamen auch an dem Spaliere vorüber, wo die Mama Obſt pflückte; aber ſie waren ſchlau genug, von ihrem Geheimniſſe kein Wort verlauten zu laſſen — es ſollte ja eine große Ueberraſchung geben. Geräuſchlos huſchten ſie in das Jägerhaus.

Der Schlüſſel ſteckte wirklich im Gewehrſchranke; hinter den Glasſcheiben hing verlockend ein zwar in den Ruheſtand verſetztes, aber reich verziertes Pulverhorn, und der Jägerburſche war nicht in ſeiner Stube. Der Erbprinz ſtieg auf einen Stuhl, nahm das Horn vom Nagel und prüfte den Inhalt — es war bis herauf gefüllt. Nach Schwefelfaden aber ſah er ſich vergeblich um; indeß der kleine durchlauchtigſte Kopf wußte ſich zu helfen. Dort auf dem Nachttiſche lag das fadendünne Endchen eines Wachsſtockes, und aus einem Becher guckten Schwefelhölzchen. „Es geht auch ſo", ſagte er und ſteckte das geſammte Material in die Taſche.

In dieſem Augenblicke trat der Jägerburſche

herein und überflog mit einem Blicke die ganze Situation. Es war ein junger Mann mit finſteren Zügen, von dem ſich Mosje Leo nichts Gutes verſprechen mochte. „Mache, daß Du hinauskommſt!“ befahl der Kleine in grobem, herriſchem Tone, dem man aber doch die Angſt um das eroberte Pulverhorn anhörte.

„Oho — aus meiner eigenen Stube?“ verſetzte der Jäger — das Blut ſtieg ihm in das braune Geſicht. Er ging auf den Erbprinzen zu, der, das Pulverhorn mit beiden Händen auf den Rücken haltend, in eine Ecke retirirte, und griff ohne Umſtände über die Schulter des fürſtlichen Knaben; aber er kam ſchlimm an — Seine Durchlaucht trat mit den Füßen nach ihm; der andere kleine Prinz zerrte ihn am Rockſchoß zurück, und Leo ſprang mit hochgehobener Gerte auf ihn los.

„Warte, ich werde es machen, wie der Großpapa!“ ſchrie er. „Weißt Du noch, wie er Dich mit der Hetzpeitſche über das Geſicht geſchlagen hat?“

Der Burſche wurde bleich bis in die Lippen — er hob die Fauſt, um den ungeberdigen Knaben zu Boden zu ſchlagen. „Brut!“ knirſchte er, ſich mühſam bezwingend. „Meinetwegen! Thut doch, was Ihr

wollt! Immerhin! Für Euch Alle wär's am beſten, man ſteckte einen Schwefelfaden unter Euch an!"

Er ging hinaus und warf die Thür ſchmetternd in das Schloß. Die Kinder warteten in athemloſer Spannung, bis ſeine Schritte auch hinter der Küchenthür verklungen waren, dann ſchlüpften ſie hinaus.

Wenige Minuten darauf kam die Beſchließerin aus dem Hauſe gelaufen und ſah, die Hand gegen den Sonnenſchein über die Augen haltend, angeſtrengt über die Anlagen hin. Das geſchah in dem Augenblick, wo Baron Mainau in Begleitung der Damen nach den Ahornbäumen zurückkehrte.

„Was giebt's, Löhn?" fragte er die ſichtlich erregte Frau.

„Im indiſchen Garten ſind ſie — die Kinder nämlich, gnädiger Herr — ich hab' den kleinen Baron noch laufen ſehen," verſetzte ſie haſtig. „Daß Gott erbarm — ſie haben ja Schießpulver und Schwefelhölzchen mitgenommen! Eben ſagt's mir der Jäger."

Die Herzogin ſtieß einen Schreckenslaut aus und hing ſich an Mainau's Arm, der ſofort den Weg nach dem Thal von Kaſchmir einſchlug. Liane und die Hofdame folgten, und der Erzieher, der ſorglos drüben durch die Spaliere ſchlenderte, ſetzte auf einen ſehr

ungnädigen Zuruf der Herzogin hin auch schleunigst seine langen Beine in Bewegung.

Sie kamen eben recht, um jenes Entsetzen zu empfinden, das uns angesichts einer furchtbaren, an einem Haar schwebenden Gefahr schüttelt. Inmitten der Veranda des indischen Hauses, unmittelbar auf der schimmernden Palmriedmatte, hatten die Kinder das Schießpulver zu einem kleinen Haufen zusammengeschüttet, ihn in der Mitte vertieft und das Lichtstümpfchen hineingesteckt — da brannte das dünne Stengelchen lichterloh — die leiseste Erschütterung, ein starkes Ausathmen konnte es umwerfen, oder einen Funken vom Docht lösen. Die Pulvermenge hätte allerdings nicht genügt, um, wie es gewünscht wurde, „das Hexenhaus" in die Luft zu sprengen; die Gefahr lag in der grenzenlosen Harmlosigkeit der Kinder, die sich selbst ganz und gar nicht in die Mitleidenschaft bei der Sache zu denken vermochten — sie hockten aneinander gedrängt um die sogenannte „Mine", und die Gesichter darüber neigend, warteten sie athemlos auf den interessanten Moment, wo die Flamme soweit niedergekrochen sei, um an dem Pulver zu lecken.

Leo kauerte zwischen den beiden Prinzen und konnte zuerst die Herbeieilenden sehen. „Still, Papa —

wir ſprengen die Hexe in die Luft!“ rief er halb flüſternd und die Augen kaum bewegend hinüber.

Mit einem Sprunge ſtand Mainau vor der Veranda, und ohne die leicht zu erſchütternden Stufen zu betreten, reckte er ſich weit hinüber und zerdrückte die kleine Flamme in ſeiner Hand. Als er das Geſicht zurückwandte, war es fahl wie das eines Geſpenſtes: die Herzogin aber ſank unter einem hyſteriſchen Aufſchluchzen in die Arme der Hofdame. Sie erholte ſich jedoch augenblicklich wieder.

„Die Prinzen gehen heute ohne Abendbrod zu Bette, und dürfen morgen zur Strafe nicht ausreiten, Herr Werther!“ befahl ſie hart und ſtreng, während Mainau ſeinen Knaben an den Schultern hielt und ihn unter heftigem Schelten derb ſchüttelte.

Liane trat hinzu und legte beide Arme um das aufweinende Kind. „Willſt Du ihn wirklich für die Sünden ſeiner vorigen Erzieherin züchtigen, Mainau?“ fragte ſie mit ſanftem Ernſt. „Ich meine, Du darfſt das ſo wenig, wie man das Volk für derartige Grauſamkeiten verantwortlich machen kann, ſobald es in ſeinen finſteren Wahnvorſtellungen ſyſtematiſch erhalten und beſtärkt wird.“ — Sie ſtrich mit bebender Hand zärtlich über die wunderſchönen Kinderaugen, die nur

der entſchloſſene Griff der väterlichen Hand vor dem furchtbaren Geſchick der Erblindung behütet hatte.

Das Geſicht der Herzogin nahm plötzlich jene todtenhafte Wachsweiße an, die Liane ſchon bei ihrer erſten Begegnung im Walde erſchreckt hatte — die fürſtliche Frau vergaß, daß der Erzieher ihrer Kinder, die Hofdame, er ſelbſt, dem ſo leicht das gefürchtete, triumphirende Spottlächeln auf die Lippen trat, um ſie her ſtanden; ſie ſah nur, wie das junge liebliche Weib den Knaben an das Herz drückte, und das war ſein Kind, ſein Ebenbild, an welches dieſe gelaſſene junge Frau ſo ruhig und ſelbſtverſtändlich ihre Mutterrechte geltend machte — das war nicht zu ertragen! — Die mühſam niedergehaltene Eiferſucht fiel ſie an wie ein plötzlich eintretender Wahnſinn. Soweit vermochte ſie ſich aber doch zu beherrſchen, daß ſie der Verhaßten nicht ſofort mit höchſteigenen Händen den Knaben wegriß, wenn ſie auch völlig aus der Rolle der gnädig und huldvoll geſinnten Herrſcherin fiel.

„Verzeihen Sie, meine Liebe! Ihre Anſchauungen ſind ſo ſeltſamer Art, daß ſie mir zu meinem alten, lieben Schönwerth zu paſſen ſcheinen, als wolle man die Tricolore auf die ehrwürdigen Thürme dort pflanzen," ſagte ſie ſchneidend und zeigte nach dem Schloſſe.

„Ich kann mir nicht helfen, und Sie mögen mir deshalb auch nicht gram ſein, aber mir iſt immer, als hörte ich irgend eine Gouvernante, irgend eine ſimple Schulze oder Müller, ihre wunderlichen Anſichten entwickeln — gilt Ihnen das Vorrecht, den glänzenden Namen Mainau zu tragen, ſo wenig? —“

„Hoheit, bis vor wenigen Wochen war ich die Gräfin Trachenberg“, unterbrach ſie die junge Frau, mit ſtolzer Ruhe ihren alten, hocharistokratiſchen Familiennamen betonend. „Wir ſind verarmt, und auf den letzten Trägern des Namens liegt der Makel der Selbſtverſchuldung — aber der Stolz auf die Heldenthaten und das fleckenloſe Verhalten einer langen Ahnenreihe iſt trotzalledem mein Erbtheil; ich weiß gewiß, daß ich es nicht ſchädige, wenn ich menſchlich fühle und denke, und deshalb können auch die Mainau's unbeſorgt ſein.“

Die Herzogin klemmte zornig die Unterlippe zwiſchen ihre feinen, ſpitzen Perlenzähnchen, und an der wogenden Bewegung der Rockfalbeln ſah man, daß ihre kleinen Füße den Kies ungeduldig bearbeiteten — die Hofdame und der Prinzenerzieher bemerkten erbebend dieſes Zeichen ausgeſprochenſter allerhöchſter Ungnade.

Mainau hatte ſich, ſo lange Liane ſprach, abge-

wendet, als wolle er gehen; jetzt sah er über die Schulter zurück. „Hoheit, ich bin unschuldig", versicherte er, beide Hände spöttisch betheuernd auf das Herz legend. „Ich kann wirklich nicht dafür, daß Sie im ‚lieben, alten Schönwerth' eine solche Antwort hören müssen — ich glaubte selbst an schlichten Taubensinn. Diese Dame mit dem sanften Lavallière-Gesichtchen hat nicht allein den berühmten Namen, sondern auch das Schwert ihrer heldenhaften Vorfahren geerbt — es sitzt ihr in der Zungenspitze — ich weiß ein Lied davon zu singen." Er zuckte unter höhnischem Auflachen die Achseln.

Diese kleine, scharf zugespitzte Scene, bei der jedes Wort der eben zerdrückten Lichtflamme inmitten des Schießpulvers glich, wurde unausgesetzt von dem leisen Weinen der kleinen Prinzen begleitet — der heldenmüthige Erbprinz wollte sein geliebtes Carottengericht auf dem Abendtisch nicht einbüßen, und sein Bruder weinte um den Pony, den er morgen nicht sehen dürfte. Herrn Werther's eifrig geflüstertes Zureden verfing nicht, und als er sie ohnehin geängstigt durch das sichtbare Zürnen der Herzogin, rasch hinwegführen wollte, da brach das moderirte Klageduett in ein lautes Aufschreien aus.

Fast zugleich hörte man den Fahrstuhl des Hofmarschalls eiligst heranrollen. Mit angstbleichem Gesicht kam der alte Herr näher; als er aber die gesammte Gesellschaft heil und unversehrt erblickte, befahl er dem Jägerburschen, der ihn fuhr, zu halten — er wollte offenbar den nächsten Umkreis des indischen Hauses meiden. Mit ihm kamen auch der Hofprediger und Frau Löhn, Beide in sichtlicher Aufregung, die wohl das Weinen der Kinder erhöht hatte.

„Um Gotteswillen, Raoul, was gehen hier für unerhörte Dinge vor?“ rief der alte Herr. „Ist es wahr, wie die Löhn sagt, daß die Kinder mit Schießpulver gespielt haben?“

„Ein Spiel mit tieferem Sinn, Onkel — die Lotosblume sollte schließlich doch noch in die Gefahr kommen, als Hexe zu sterben: die Kinder haben sie in die Luft sprengen wollen“, antwortete Mainau mit halbem Lächeln.

„Wär's nur vor sechszehn Jahren geschehen!“ stieß der Hofmarschall mehr murmelnd heraus, wobei sein Blick scheu das Bambusdach streifte. „Aber nun frage ich, wie kommt das Pulver in die Hände der Kinder? . . . Wer hat es Ihnen gegeben, mein

Prinz?“ wandte er ſich an den conſequent heulenden Erbprinzen.

„Der Mann da!“ ſagte er und zeigte nach dem Jägerburſchen, der unbeweglich, in dienſtlicher Haltung, hinter dem Fahrſtuhl ſtand. Der kleine Feigling hatte nicht den Muth, für ſeine That verantwortlich zu ſein; er wälzte ſie auf die Schultern eines Anderen.

„Aber das iſt ja gar nicht wahr!“ rief Leo aufgebracht — ſeine unbeſtechliche Wahrheitsliebe und Geradheit empörten ſich gegen dieſe Lüge. „Dammer hat uns das Pulver nicht gegeben; er wollte es ja gar nicht leiden — er war nur ſchrecklich grob und wollte mich zu Boden ſchlagen, und dabei hat er uns ‚Brut‘ geſchimpft und hat geſagt, für uns Alle wäre es beſſer, wenn ein Schwefelfaden unter uns angeſteckt würde.“

„Hund!“ fuhr der Hofmarſchall wüthend nach dem Jägerburſchen herum — er ſchnellte empor, ſank aber ächzend vor Schmerz wieder zurück. „Da ſiehſt Du nun, Raoul, wohin Deine Humanitätsanwandlungen führen! Man ernährt dieſe Tagediebe und ſchützt ſie mit unerſchöpflicher Güte vor dem Hungertode; wenn man aber nicht ſtündlich mit der Hetzpeitſche hinter ihnen ſteht, da werden ſie frech, ſtehlen, wo ſie können, und

ſchließlich iſt man nicht einmal ſeines Lebens vor ihnen ſicher.“

„Beweiſen Sie mir einen einzigen Diebſtahl, gnädiger Herr!“ rief der Jäger mit auflodernder Heftigkeit — der Mann war ſchrecklich anzuſehen mit ſeinen rollenden Augen und der dunklen Zorngluth, die ſeine Wangen bedeckte. „Ein Tagedieb wär' ich? Ich arbeite redlich —“

„Ruhig, Dammer — entfernen Sie ſich!“ gebot Mainau und zeigte nach dem Jägerhauſe.

„Nein, gnädiger Herr, ich habe meine Ehre ſo gut wie Sie, und ich halte vielleicht mehr darauf als die großen Herren, denn ich hab' nichts weiter; . . . Geſchlagen haben Sie mich ſchon einmal mit der Hetzpeitſche“, ſagte er mit fliegendem Athem zu dem Hofmarſchall — die Worte ſtürzten ihm förmlich von den Lippen — „ich bin ſtill geweſen, denn ich muß meinen alten Vater ernähren — aber vergeſſen hab' ich's nicht. Von Ihrer unerſchöpflichen Güte ſprechen Sie? — Wo Sie können, beſchneiden Sie uns den Lohn — Sie ſchämen ſich nicht, uns groſchenweiſe das Geld abzupreſſen — die ganze Welt weiß, wie geizig und hart Sie ſind! . . . So, nun iſt's geſagt, nun gehe ich fort aus Schönwerth; aber hüten Sie ſich, hüten

Sie ſich vor mir!“ Er ergriff mit ſeinen kräftigen Fäuſten den Fahrſtuhl, ſchüttelte ihn heftig und ſtieß ihn dann von ſich, daß er tief in das Gebüſch hineinfuhr.

Die Hofdame und die Kinder ſchrieen auf, und die Herzogin flüchtete nach dem indiſchen Hauſe zurück; Mainau aber riß in ſprachloſer Empörung einen Pfahl aus der Erde und holte weit aus — ein weicher Schmerzensſchrei zitterte durch die Luft.

„Nicht ſchlagen, Mainau!“ rief Liane unmittelbar darauf mit zuckenden Lippen und ließ die rechte Hand an der Seite niederſinken — ſie war lautlos herbeigeflogen, um den Schlag abzuwehren, und während der Jägerburſche gewandt auswich und hohnlachend fortſtürmte, war ſie getroffen worden.

Einen Augenblick ſtand Mainau wie verſteinert vor dem Geſchehenen — dann ſchleuderte er unter einer Verwünſchung den Pfahl weit von ſich und wollte mit beiden Händen die verletzte Rechte erfaſſen; aber er fuhr unwillkührlich zurück vor dem Hofprediger. Dieſer Prieſter hätte ſich nicht fanatiſcher vor das Tabernakel ſtürzen können, um es gegen Barbarenhorden zu ſchützen, als er plötzlich zwiſchen Mainau und der jungen Frau ſtand — er handelte ſichtlich unter der

zwingenden Gewalt einer jäh auflodernden Leidenschaft, wie hätte er sonst Miene machen können, den schlanken Leib der geschlagenen Frau an sich zu ziehen, während er mit einer heftigen Geberde die Rechte gegen den Thäter erhob!

„Nun, Herr Hofprediger, wollen Sie mich ermorden?“ fragte Mainau, unbeweglich stehen bleibend, mit langsamem Nachdrucke — er maß den Mann im langen Rocke mit tödtlicher Kälte von Kopf bis zu Füßen; das schmerzliche Entsetzen, das eben noch sein Gesicht geisterhaft gefärbt hatte, war einem verletzenden Ausdrucke von lächelndem Hohne gewichen — diese Ruhe brachte den Geistlichen sofort zur Besinnung. Er trat zurück und ließ beide Arme sinken.

„Der Schlag war zu entsetzlich“, murmelte er, wie entschuldigend.

Mainau wandte ihm den Rücken. Dicht vor Liane stehend, versuchte er, in ihre Augen zu sehen — sie blieben tief gesenkt. Mit einer sanften Bewegung griff er nach der geschlagenen Hand; sie wurde tiefer in die Falten des Kleides gedrückt.

„Es hat nichts zu bedeuten — ich kann die einzelnen Finger leicht bewegen“, versicherte die junge Frau sanft unter einem schattenhaften Lächeln. Jetzt sah

ſie auf — ihre Augen glitten theilnahmlos, faſt müde an dem ſprechenden Blicke hin, der auf ihr ruhte, und ſahen mit einem ſchwer zu beſchreibenden Ausdrucke von Sehnſucht in die blaue Luft hinaus.

„Sie hören, es hat nichts zu ſagen, Sie können ſich beruhigen, Herr Hofprediger", ſagte Mainau, ſich umwendend. „Mir wird es ſchon ſchwerer — die ſchöne Hand dort wird morgen ſchon wieder mit gewohnter Meiſterſchaft den Stift führen; ich dagegen muß zeitlebens den Makel, eine Dame körperlich verletzt zu haben, auf meinem Rufe als Cavalier herumſchleppen." — Welche ſchneidende Schärfe ſtand dieſer Stimme zu Gebote! „Nur an Eines möchte ich auch Sie erinnern, Herr Hofprediger — wie mag der unverſöhnliche Orden, dem Sie angehören, über Ihre ungewöhnliche Theilnahme denken? . . . Es iſt die Hand einer Ketzerin — verzeihe, Juliane! —, die Sie bemitleiden." . . .

Der Hofprediger hatte ſich bereits vollkommen gefaßt. „Sie ſprechen gegen Ihr beſſeres Wiſſen Herr Baron, indem Sie uns einer ſolchen Härte zeihen", verſetzte er kalt. „Wir werden im Gegentheile nie vergeſſen, daß auch jene Verirrten uns angehören durch die Taufe —"

„Dieſe Auffaſſung dürfte wohl auf einigen Widerſpruch bei Luther's Bekennern ſtoßen," unterbrach ihn Mainau kurz auflachend — er ſchien Lianens energiſch proteſtirende Geberde nicht zu bemerken und ging der Herzogin entgegen, die ſich eben wieder näherte.

„Was für haarſträubende Dinge müſſen Hoheit in Schönwerth erleben!" ſagte er, unbefangen und leicht in den oberflächlichen Hofjargon übergehend.

Die fürſtliche Frau ſah ihn ungläubig prüfend an — er hatte wirklich ein eiskaltes Geſicht. . . . Bei aller Todtfeindſchaft, die ſie im tiefſten Herzen der jungen Frau entgegentrug, erweckte ihr doch der Schmerz, der dort auf dem erblaßten Antlitze nachzuckte, eine mitleidige Regung — und er blieb ungerührt, er hatte nicht ein bittendes Wort um Verzeihung über die Lippen gebracht — dieſe zwei Menſchen kamen ſich nicht näher bis in alle Ewigkeit.

„Ach, Mama, wie ſieht Deine Hand aus!" ſchrie Leo auf; er hatte, ſich an die Mutter anſchmiegend, die verhüllenden Rockfalten weggeſchoben, und da war die wie mit Scharlach bedeckte niederhängende Hand ſichtbar geworden. „Papa, ſo ſchlimm hab' ich's mit Gabriel doch nie gemacht."

So unverdient der Vorwurf auch war, aus dem

Munde des Knaben klang er erschütternd. Liane selbst beeilte sich, den Eindruck zu verwischen. Sie wehrte Mainau ab, der, wenn auch mit finsterer Stirn, abermals auf sie zutrat, und versicherte auf den Vorschlag der Herzogin, heimfahren und den Arzt herausschicken zu wollen, daß sich mit frischem Wasser das Brennen in der Haut am schnellsten werde beseitigen lassen; man möge ihr gestatten, sich auf eine Viertelstunde an den Brunnen neben dem indischen Hause zurückzuziehen.

„Das haben Sie von Ihrer Komödie, meine Gnädigste!“ sagte der Hofmarschall impertinent, während der Prinzenerzieher langsam den Rollstuhl wendete, um ihn fortzufahren. „Sie haben vielleicht auf der Bühne gesehen, wie sich eine Dame zwischen zwei Duellanten wirft — da macht sich's ganz nett — aber die wohlverdiente Züchtigung eines frechen Burschen mit aristokratischen Händen abzuwehren, fi donc — ich halte Das für sehr unanständig! Die geborene Prinzessin von Thurgau, Ihre erlauchte Großmama, auf die Sie sich mit so großem Nachdrucke berufen, müßte sich in der Erde umdrehen“ er verstummte und fuhr erstaunt herum. Mainau hatte schweigend die Lippen fest aufeinandergepreßt, den Erzieher ohne Weiteres bei Seite geschoben und rollte nun den Stuhl

in förmlichem Sturmschritte vorwärts. Die Anderen folgten, während der Hofprediger den indischen Garten bereits verlassen hatte.

15.

Eben noch der Schauplatz der aufregendsten Scenen, lag das „Thal von Kaschmir" jetzt wieder unter jener traumhaften, leise durchsummten Stille, wie sie dem heißen Sommernachmittage auf dem Lande eigen ist. Von dort, wo der steinerne Schwan einen Wasserstrahl in das Brunnenbecken goß, scholl schwaches Plätschern, und aus dem Gebüsche steckte ein metallisch schimmernder Glanzfasan seinen grünen Federbusch, um über die Kiesfläche vor dem Hause unter leisem, geisterhaftem Geräusche hinzuhuschen. Nach dem letzten Verrollen des Fahrstuhles weit drüben hätte man meinen mögen, häßliche, aufregende Schattenbilder einer Laterna magica seien für einen Augenblick an dem Hause mit dem Bambusdache vorbeigeflogen, ein solch unberührter Frieden breitete sich wieder darüber hin — aber dort quer über dem Wege lag noch der weithin geschleuderte Pfahl, und auf der Veranda dräute der verhängniß-

volle Pulverhaufen, den der in lautloſer Majeſtät hinter dem Hauſe hervorkommende Pfau erſtaunt beguckte. Auf der kühlen Brunnenfluth des Beckens ſchwammen weiße Roſenblätter, flockig und ſo maſſenhaft, als habe der von Roſengeſträuch halb verſtrickte, waſſerſpeiende Schwan ſein Gefieder abgeſchüttelt. Die junge Frau tauchte ihre ſchmerzende Hand hinein, und jetzt erſchrak ſie ſelber, ſo unförmlich und rothflammend erſchien das verletzte Glied zwiſchen den ſchwimmenden Blättern.

„Gnädige Frau, da müſſen wir Compreſſen auflegen," ſagte Frau Löhn — ſie kam aus dem indiſchen Hauſe, und über dem Arme hingen ihr weiße Leinwandſtreifen. . . . Sie bekreuzte ſich nicht und ſchlug auch nicht die Hände zuſammen bei dem Anblicke; das war nicht ihre Art — dennoch hatte dieſe barſche Frau, die ihren unzerſtörbaren Gleichmuth, ihre innere Kälte und Herzloſigkeit ſtets ſelbſt mit einer förmlichen Genugthuung hervorhob, etwas an ſich, was Liane auffiel — ihre kräftigen Hände ſchlugen vor innerer Aufregung, als ſie ein Stück Leinen in das Waſſer tauchte. „Ja ja — das iſt ſchon ſo die Mode in Schönwerth" ſagte ſie mit einem Seitenblicke auf das feurige Mal, „ein Schlag auf die Hand, daß man meint, es bleibt

kein Knochen heil, oder ein wüthiger Griff an ſo eine arme kleine Kehle —"

Die junge Frau ſah ihr erſtaunt in das Geſicht; aber Frau Löhn rang eben den Leinwandfleck aus und ſchleuderte einen ſprühenden Tropfenregen auf den Kies.

„Die da drin liegt, könnte was erzählen," ſetzte ſie dumpf hinzu und zeigte mit der triefenden Hand hinter die Glasthür des indiſchen Hauſes. „Ich ſage immer, für die Frauenzimmer iſt das Schloß dort ein ſchlimmer Boden" — ſie ſprach daſſelbe aus wie der Hofprediger — „und wie ſie angekommen ſind, gnädige Frau, ſo fein, ſo ‚zärtlich' — da haben Sie mir in der Seele leid gethan."

Ihr geſchärfter Blick fuhr über das Gebüſch hin und den Weg entlang, aber kein unberufener Zeuge war zu entdecken — nur ein kleiner Affe glitt von einem Baumwipfel auf das benachbarte Bambusdach und hockte auf den Firſt nieder. . . . Frau Löhn nahm behutſam die verletzte Hand aus dem Waſſer und legte die Compreſſe darauf — tief darüber hingebückt, ſagte ſie mehr vor ſich hin: „Ja, da liefen ſie dazumal Alle im Schloſſe zuſammen — ich meine vor dreizehn Jahren — und in der Küche hieß es, vor der rothen Stube — da lag der gnädige Herr ſchon halb und

halb im Sterben — hätten ſie ‚Die aus dem indiſchen Hauſe‘ todt gefunden, der Schlag hätte ſie gerührt; hm ja, ſo jung und ſo ſchmächtig und ſo ſchneeweiß — ſolche Leute rührt der Schlag nicht, gnädige Frau. . . . Und nachher wurde ſie auch gebracht, und dem Manne, der ſie trug, hing ſie über dem Arme wie ein armes weißes Lämmchen, das ſie erſchlagen haben — er hat ſie für todt da hineingetragen und auf die Stelle gelegt, wo ſie noch liegt — nach dreizehn Jahren. . . . Ich bin neben ihm hergegangen; ich bin zwar hart — nein, gnädige Frau, in der Stunde will ich einmal die Wahrheit ſagen — ich bin nicht hart; ich hab' gar ein dummes, weichmüthiges Herz in der Bruſt, und dazumal gar, da hab' ich gemeint, es würde mir in Stücken zerriſſen, als die arme Frau unter meinen Händen die Augen wieder aufſchlug und ſich ſogar vor der alten Löhn fürchtete und meinte, ſie ſollte wieder — gewürgt werden —“

Liane ſtieß einen Laut des Entſetzens aus — Frau Löhn aber rannte ein Stück Weges entlang und ſah über den Garten hinweg; dann umkreiſte ſie das Haus und kehrte beruhigt zurück.

„Wer ‚A‘ ſagt, muß auch ‚B‘ ſagen,“ fuhr ſie mit gedämpfter Stimme fort, „und hab' ich mir ein-

mal das Herz über die Lippen laufen laſſen, da kann ich nicht mitten drin aufhören. Der Doctor — auf gut Deutſch geſagt, ein Halunke — meinte, die blauen Flecken an dem ſchneeweißen Hälschen kämen von Blutſtockungen — ja, Blutſtockungen! Zehn Finger ſind's geweſen, die ſich da feſtgekrallt hatten, zehn Finger, ſage ich, gnädige Frau."

„Wer hat es gethan?" fragte Liane mit ſtockendem Athem. Jedem andern Menſchen hätte ſie vielleicht klug durch ein entſchiedenes Verbot das ſchlimme Geheimniß in die Bruſt zurückgedrängt, um nicht Mitwiſſerin zu werden — aber dieſe ernſthafte Frau, die dreizehn Jahre lang mit Aufbietung aller Willenskraft und geiſtigen Stärke eine eiſerne Maske vorgehalten, imponirte ihr und riß ſie hin durch die Art und Weiſe, wie ſie halb widerwillig, halb überwältigt von innerer Bewegung, für einen Moment die Riegel von ihrer Seele wegſchob.

„Wer es gethan hat?" wiederholte Frau Löhn mit einem funkelndem Blicke. „Die Hände, die immer gleich nach der Hetzpeitſche greifen wollen, die Finger mit den Nägeln, die ſich ſo einwärts biegen, als wollten ſie nur immer zuſammenſcharren und als könnten ſie nie genug kriegen. . . . Gnädige Frau, er iſt ein Teufel! —"

„Er muß sie bitter gehaßt haben —“

„Gehaßt?“ lachte die Beschließerin fast gellend auf. „Ist das Haß bei einem Manne, wenn er sich auf den Boden wirft und um Erbarmen heult und winselt? . . . Ja, ja — wer möchte es dem gelben, vertrockneten Gerippe noch ansehen, daß er wie von der Furie besessen hinter so einem armen Weibe hergewesen ist! . . . Da auf der Veranda habe ich gestanden und habe durch's Fenster mit angesehen, wie er vor ihr auf den Knieen gelegen hat. Mit den Händen hat sie nach ihm gestoßen und geschlagen und ist nachher an mir vorbeigeflogen in die Nacht hinaus. Dazumal war er noch flink auf den Beinen — er hat sie durch den ganzen Garten gehetzt; aber sie war ja nur so eine Feder — wie ein Schneeflöckchen war sie. Sie war längst wieder drin und hatte den Schlüssel umgedreht und lag vor der Wiege, wo der kleine Gabriel schlief — da kam er erst wieder an. Ich habe in meiner dunklen Ecke erst geflucht und nachher gelacht — keine drei Schritte weit von mir hat er gestanden und wüthend mit der Faust auf das Holzgitter geschlagen: aber es half Alles nichts — er mußte abziehen.“

Lianen erschien plötzlich die ganze Scenerie um sie her anders beseelt — die Frau erzählte so lebendig.

Sie ſah das junge Weib auf flüchtigen Füßen den Teich umkreiſen, Angſt und Abſcheu in dem ſchönen, zurückgewendeten Geſichte — und hinter ihr ihn, den Mann der Formen, den kalten Höfling mit der impertinenten Zunge, als halb wahnwitzigen Verfolger — wie war das möglich? . . . Unwillkürlich trat ſie einen Schritt vom Brunnen weg, um einen Einblick in das indiſche Haus zu gewinnen; aber hinter den Fenſtern und der Glasthür hingen unbeweglich die ſteifen, bunten Matten.

„Ja, nicht wahr, Sie haben Mitleid mit ihr, gnädige Frau?“ fragte die Beſchließerin den Blick auffangend. „Es iſt jetzt ſeit zwei Tagen immer gar ſtill drin; ſie ſchläft viel — um's kurz zu ſagen — ſie ſchläft dem Tode entgegen; keine vier Wochen mehr, da iſt Alles vorbei.“

„War denn Niemand da, der ſie beſchützte?“ fragte die junge Frau mit feuchtem Auge.

„Wer denn? . . . Der ſie über's Meer gebracht hatte, der ſelige gnädige Herr, der ſteckte viele Monate in der rothen Stube: da hingen die Rouleaux herunter und kein Fenſter durfte aufgemacht werden, und wenn ihm die Angſt kam, da ließ er auch noch die Läden vorſchlagen und ſteckte Papierſchnitzel in die Schlüſſellöcher, daß — der Teufel ja nicht hereinkommen

könnte. . . . Er iſt ein grundgeſcheidter Herr geweſen; aber mit der Krankheit hat er auf einmal Alles ſchwarz geſehen, und daß das nicht beſſer wurde, dafür haben zwei geſorgt — der mit dem geſchorenen Kopfe und der Andere, den ſie vorhin fortgefahren haben. Da hat's geheißen, er ſei krank, weil er den Heidentempel im indiſchen Garten gebaut habe, und weil ſein Herz an ‚der Straßentänzerin' hing — und Er hat's geglaubt. . . . Du lieber Gott, was Alles kann man aus einem Menſchen machen, wenn er krank iſt und es ihm dunkel im Kopfe wird! Hat er aber einmal nach der Frau gefragt, die ihm doch das Liebſte auf der Welt geweſen iſt, da haben ſie geſagt ſie ſei untreu geworden und fände Gefallen an einem Anderen — pfui, wie iſt dazumal gelogen und betrogen worden! . . . Und ſie haben Alle mitgeſpielt, wie ſie waren im Schloſſe — Gott verzeih's ihm — mein verſtorbener Mann auch. Er war Kammerdiener beim ſeligen gnädigen Herrn, und wäre um Amt und Brod gekommen, wenn er nur gemuckſt hätte."

Das auszuſprechen, mochte ihr ſehr ſchwer werden und einen inneren Kampf koſten, denn zum erſten Male fuhr ſie mit der Hand über die Augen, um eine Thräne wegzuwiſchen. „Und da habe ich mir auch ein

bitterböſes Geſicht einſtudirt und alle Welt grob angeſchnurrt, und die Frau im indiſchen Hauſe war mir ein Dorn im Auge, und ihr Kind erſt recht. . . . So iſt's gekommen, daß ich den Gabriel aus der Taufe heben mußte, und daß ſie mich gewählt haben, die kranke Frau zu pflegen. . . . Nicht wahr, gnädige Frau, ich kann gut Komödie ſpielen? Es ſieht ganz natürlich aus, wenn ich den Gabriel drüben im Schloſſe anfahre und in den Ecken 'rumſtoße. . . . Ach, und er iſt mein Herzblatt, mein Augentroſt — ich könnte mein Herzblut tropfenweiſe für ihn hingeben. Habe ich ihn doch auferzogen vom erſten Athemzuge an, und Thränen genug geweint über das arme Köpfchen, aus dem mich die Augen doch immer ſo geduldig und liebevoll anſahen, wenn ich auch noch ſo hart that!" ihre Stimme brach; jetzt weinte ſie in der That bitterlich in ihre Schürze.

„Und er iſt doch einer von ihrer Familie," ſetzte ſie nach einer kurzen Pauſe ſich bezwingend hinzu und ließ mit einer trotzigen Geberde die Schürze fallen. „Es iſt doch ein Mainau, ſo wahr die Sonne da oben ſteht — und wenn der ſelige gnädige Herr ihn auch nie mit einem Auge hat ſehen dürfen — ſein Kind iſt und bleibt der Gabriel."

„Das Alles hätten Sie dem jungen Herrn ſagen ſollen, als er die Erbſchaft antrat," ſagte Liane ernſt.

Die Beſchließerin prallte förmlich zurück und hob die Hände heftig proteſtirend. „Gnädige Frau — dem?" fragte ſie, als höre ſie nicht recht. „Ach, das iſt nicht Ihr Ernſt! Wenn der junge gnädige Herr den Gabriel nur von der Seite anſieht, da zittere ich ſchon — hu, der Blick geht mir durch Mark und Bein! . . . Es iſt ja wahr, der Herr Baron iſt ſonſt ſehr gut. Er thut viel für die Armen und leidet kein Unrecht, das auf der Hand liegt; aber — er will Vieles nicht ſehen; er läßt ſich nicht gern ſtören in ſeiner Lebensfreude, und da geht's — huſch — über Manches weg, was ganz anders unterſucht werden müßte. . . . Er weiß ja doch auch, weshalb die Kranke immer ſo aufſchreit, wenn die Frau Herzogin vorbeikommt —" ſie verſtummte.

„Nun, weshalb?" fragte Liane geſpannt.

Die Beſchließerin ſah ſie verlegen von der Seite an. „Je nun — der junge Herr Baron ſieht ſeinem Onkel ſo ähnlich, das Unſereins manchmal darauf ſchwören möchte, der verſtorbene gnädige Herr ſei leibhaftig wieder da. . . . Und da iſt er einmal am indiſchen Hauſe vorbeigegangen und hat die Frau Her-

zogin am Arme gehabt" — sie sah sich scheu um — „und die sieht ihn ja immer mit Augen an, als wollte sie ihn verbrennen — ich bin ja nicht dabei gewesen, ich weiß es ja nicht — aber die kranke Frau hat in ihrem Kopfe gemeint, der da draußen sei ihr Liebster, und hat in heller Eifersucht aufgeschrieen — seitdem ist sie immer so unruhig, wenn die Hoheit vorbeireitet. . . . Das beweist doch, wie lieb sie den verstorbenen Herrn gehabt hat — aber der Herr Baron sagt immer nur: ‚die Frau ist wirr im Kopfe', und damit ist die Sache abgemacht. . . . Nein, er rührt keinen Finger, und wenn der liebe Gott nicht ein Einsehen hat, da muß mein armer Junge ohne Gnade in drei Wochen fort in die geistliche Dressur — und nachher wird er unter die Heiden geschickt; da ist er ihnen freilich nicht mehr im Wege."

„Das geschieht aber doch nur, weil es der Verstorbene gewünscht hat."

Die Beschließerin sah der jungen Frau mit einem langen, sprechenden Blicke in die Augen. „Ja, so sagen sie drüben im Schlosse, aber — wer's glaubt! Haben Sie den bewußten Zettel gelesen?"

Liane verneinte.

„Ich glaub's — wer weiß, wie er aussieht! . . .

Sehen Sie, gnädige Frau, an dem Abende, wo Sie unversehens in das indische Haus kamen und so liebevoll mit dem Gabriel waren, da habe ich innerlich aufgejubelt und habe gedacht: endlich schickt unser Herrgott seinen guten Engel. Der Engel sind Sie auch geblieben — ich habe es vorhin erst wieder gesehen, wo Sie so muthig vor der ganzen schrecklichen Gesellschaft dem armen Jungen beistehen wollten; aber durchdringen werden Sie in dem Hause nie. Dahinein paßt nur Eine, wie die selige gnädige Frau, die gleich mit beiden Füßen stampfte und den Schloßleuten Alles an den Kopf warf, was ihr eben in die Hände kam, und wenn es Stahl und Eisen und spitzige Messer und Scheeren waren. . . . Und da will ich lieber still sein und von dem, was ich weiß, nichts weiter auf Ihr gutes, sanftes Herz legen, denn — Sie haben für sich selber zu kämpfen, schwer zu kämpfen, wenn Sie nur ein ganz kleines Stückchen Heft in der Hand behalten wollen. . . . Er, der alte böse Mann, wühlt unter Ihren Füßen wie ein Maulwurf — er will Sie um jeden Preis wieder hinausbeißen — und der Andere, der Sie nach Schönwerth gebracht hat — seien Sie mir nicht böse, gnädige Frau, aber es muß heraus — der wird Sie nicht schützen, nicht halten.

Das wiſſen und ſehen wir Alle. Wenn ihm das Treiben des alten Herrn zu bunt wird, da kehrt er Schönwerth den Rücken, macht drei Kreuze und fährt in die weite Welt hinein — was hinter ihm bleibt, das iſt ihm ſehr einerlei und — die arme junge Frau dazu.“

Eine flammende Röthe ergoß ſich über Lianens Geſicht — welche Rolle ſpielte ſie in dieſem Hauſe! Die gerade, ungeſchminkte Ausdrucksweiſe der Frau zeichnete ihre zweifelhafte, unwürdige Stellung in ſchreckhaft klaren Umriſſen. „Das wiſſen und ſehen wir Alle,“ hatte ſie eben geſagt — ſie war ein Gegenſtand der mitleidigen Beobachtung. Der ganze Stolz der „Trachenbergerin,“ aber auch die gekränkte Frauenwürde wurde in ihr lebendig. Aeußerlich wenigſtens durfte ſie die Demüthigungen, die ſie erleiden mußte, nicht zugeſtehen. „Das Alles geſchieht in Folge eines Uebereinkommens zwiſchen dem Baron und mir, liebe Frau Löhn; darüber haben Andere kein Urtheil,“ ſagte ſie freundlich gelaſſen und hielt der Frau, die betroffen ſchwieg, die Hand hin, um über die Compreſſe einen trockenen Leinwandſtreifen binden zu laſſen. ... Am äußerſten Ende des Weges erſchien eben auch die abgeſandte Hofdame mit Leo, „um ſich im allerhöchſten Auftrag der Frau Herzogin nach der armen Patientin

umzuſehen" — wie ſie ſich beim Näherkommen ausdrückte.

Die Beſchließerin verſchwand für einen Augenblick im indiſchen Hauſe, während Liane in Begleitung der Hofdame und Leo an der linken Hand führend nach den Ahornbäumen zurückkehrte. Sie ſchauerte in ſich zuſammen, als ſie dort „dem gelben vertrockneten Gerippe" im Fracke mit jedem Schritte näher kam, als ſie die bleichen Hände mit den nervös auf dem Tiſche ſpielenden Fingern ſah, die mit einem wüthenden Griff ein Menſchenleben nahezu erdrückt hatten. . . . Ob dieſe Finger nicht auch mörderiſch die Kehle der Frau gepackt hätten, die jetzt, raſch hinter ihr herkommend, in das Jägerhaus ging, wenn ihm die Ahnung gekommen wäre, daß ſie um ſein ſchwarzes Geheimniß wiſſe, ja daß ſie es eben verrathen? Der Mann hatte einen dunklen Schatten, zwei unabläſſig nach dem Tag der Enthüllung, der Sühne ausſpähende Augen neben ſich, ohne es zu wiſſen. Wer hätte das hinter dem mürriſchen Steingeſicht, in der ſo ruhig und derb daherkommenden Geſtalt geſucht, die jetzt, als ſei kein einziges jener fürchterlichen Worte über ihre Lippen geſchlüpft, den Anweſenden, und auch Lianen, unbefangen eine Platte voll Erfriſchungen präſentirte!

Druck von Graichen & Riehl in Leipzig.

Die zweite Frau.

Die zweite Frau.

Roman in zwei Bänden

von

E. Marlitt.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil.
1874.

16.

Das Geräuſch der wegfahrenden herzoglichen Equipagen war längſt verrollt. Auf einen „bittenden Befehl" der Herzogin hatte Mainau ſein Pferd vorführen laſſen, um ſie ein Stück Weges zu begleiten; zugleich war dem Hofprediger die Auszeichnung zu Theil geworden, im Fond neben die fürſtliche Frau befohlen zu werden — die Prinzen mußten ſich mit dem Rückſitz begnügen. Die Hoheit war offenbar in ſehr glücklicher Stimmung — ſie wußte ja nicht, daß ſich bei dieſem Anblick manche Fauſt in der Reſidenz insgeheim ballen würde — wer hätte ihr das ſagen ſollen? Und wenn auch — bah, was lag ihr an der Meinung im Volke, wenn es galt, ihre Kirche zu verherrlichen? Die regierende Linie des herzoglichen Hauſes war nicht katholiſch — der Erbprinz und ſein Bruder wurden im proteſtaniſchen Glauben erzogen; dagegen war die Seitenlinie, welcher die Herzogin ent-

ſproſſen, im Schooß der alleinſeligmachenden Kirche verblieben. Die zumeiſt proteſtantiſche Bevölkerung des Landes war deshalb nie ſehr erbaut geweſen von der Wahl des Regierenden, welche die bigotteſte der Durchlauchtigſten Couſinen auf den Thron gehoben hatte. Es währte auch damals nicht lange, da war der Caplan des wenig begüterten Seitenzweiges Hofprediger geworden, und wenn nicht die Hand des Todes jäh dazwiſchen gegriffen hätte, dann wäre — ſo raunte man ſich zu — ein Glaubenswechſel auf dem Throne unausbleiblich geweſen; denn der Herzog hatte ſeine Gemahlin abgöttiſch geliebt und ſich ihrem Einfluß in allen Stücken blindlings unterworfen. . . . Wie das perſonificirte Glück und Unheil ſaßen ſie bei der Abfahrt von Schönwerth nebeneinander, die roſenfarbene, heiterlächelnde Fürſtin und der ſchwarze Prieſter mit dem eigenthümlich erblaßten Geſicht, der heute für alle verſchwenderiſch geſpendete Huld und Gnade nur ein finſteres Lächeln hatte.

Mit der Verbeugung gegen die Herzogin hatte ſich Liane zugleich von Mainau verabſchiedet und ihn gebeten, ſich für heute ganz in ihre Appartements zurückziehen zu dürfen, was er ihr vom Pferd herab mit ſpöttiſch zuckenden Mundwinkeln ohne Weiteres zuge-

ſtanden. . . . Nun war ſie allein — der Hofmarſchall hatte Leo reclamirt, um nicht ſo einſam am Abendtiſch zu ſein, falls Mainau in der Stadt bleiben werde — allein, ſich ſelbſt überlaſſen, in ihrem blauem Boudoir. Sie hatte einen weißen Schlafrock übergeworfen und ſich, weil ein ſtechender Kopfſchmerz ſie folterte, von der Kammerjungfer das ſchwere Haar vollſtändig löſen laſſen — das brachte ihr ſtets Erleichterung.

Trotz dem Kopfweh und mit der verbundenen, heftig ſchmerzenden Hand hatte ſie ſich doch einen kleinen Tiſch vor die Chaiſe longue getragen, um an Ulrike zu ſchreiben; aber mitten in dem Erguß war ſie gezwungen geweſen, die Feder hinzuwerfen und mit vor Schmerz zuſammengebiſſenen Zähnen ſich auf das Ruhebett hinzuſtrecken.

Da lag ſie, den Kopf auf der untergelegten linken Hand, in das blaue Polſter geſchmiegt, ſtundenlang unbeweglich und ſah die glänzenden Atlasfalten der gegenüberliegenden Wand alle Tinten der Abendbeleuchtung, vom glühenden Purpur bis zum flimmernden Goldgelb wiederſpiegeln. Ueber den Buſen herab fiel ihr ein breiter Strom des wogenden Haares und lag drunten auf den blauen Cyanen des Teppichs;

dieſe vollen, ſchweren Ringel konnte der letzte Abendſtrahl noch erreichen — ſie funkelten faſt dämoniſch, wie jenes rothe Metall, das die Gnomen eiferſüchtig hüten. . . . So ſtill und gelaſſen ſie ſich auch äußerlich verhielt, ſo fieberhaft jagte ein Reigen von Gedanken durch ihr aufgeregtes Gehirn. Sie mußte an „die luſtige, aus Spitzen zuſammengewobene Seele" denken, die mit Meſſern und Scheeren um ſich geworfen hatte — dieſe jasmindufteude Valerie war das Schooßkind bei Hofe geweſen, der böſe alte Mann ſprach nur in vergötternder Ekſtaſe von ihr, und Mainau — nun, er hatte dieſe Frau nie geliebt; er gedachte ihrer nur unter dem beißendſten Hohn — es war wohl auch nur eine Convenienzheirath, und zwar eine total verunglückte geweſen. Aber er, der ſonſt jede irgendwie drückende Feſſel rückſichtslos abwarf, er hatte auch hier ſtillgehalten. Er war, wenn ihm „das Treiben zu bunt" geworden, in die weite Welt gegangen, und nur der Tod, nicht das ſcheidende Wort war zwiſchen dieſe Ehe getreten — und das Alles, um den Eclat zu vermeiden! . . . Welcher Widerſpruch in dem Manne, der in Bezug auf Verirrungen, wie Liebesabenteuer, Duellgeſchichten, tolle Wetten, nicht die geringſte Rückſicht auf das Urtheil der Welt

nahm — er fürchtete ſich wie ein Kind vor jedem Schritte, der einen begangenen Irrthum, einen Mißgriff ſeines Verſtandes gleichſam documentiren und vielleicht ein wenig Spott und Schadenfreude bei ſeinen Standesgenoſſen hervorrufen konnte. . . . Dieſe Schwäche berückſichtigend, hatte ſie auch heute der Herzogin gegenüber eigenmächtig, aber in der ſchonendſten Form die bevorſtehende Trennung angedeutet, und ſo war es ihm ſicher erwünſcht geweſen, denn er war mit der größten Ruhe auf ihr Beſtreben eingegangen. . . . Nicht lange mehr dauerte die Qual, dann war ſie wieder daheim — freilich ohne Leo. Bei dieſem Gedanken preßte ſie die Augen tiefer in das Kiſſen; ſie hatte das Kind unbeſchreiblich lieb, und jetzt ſchon nagte der Trennungsſchmerz an ihr; aber ſelbſt ihm konnte ſie das Opfer nicht mehr bringen, zu bleiben, jetzt wo ſie einen Blick in die Vergangenheit des Hofmarſchalls gethan und täglich, ſtündlich die Fortwirkung ſeiner Sünden mit anſehen mußte, ohne einſchreiten oder auch nur ſprechen zu dürfen. . . . Ein Schauder, wie Fieberſchütteln, rieſelte durch die weich, in plaſtiſcher Schönheit ſich hinſchmiegenden Glieder der jungen Frau — ihr graute ſelbſt vor der Luft, die ſie in Gegenwart des

Mannes mit den mörderiſchen Händen noch einathmen mußte.

Inmitten dieſer Vorſtellungen berührte ein leiſes Geräuſch ihr Ohr — war es doch, als müſſe dort an der Thür „das gelbe vertrocknete Gerippe“ im Fracke impertinent lächelnd ſtehen und mit den dünnen, verkrümmten Fingern die Falten der Portiere zurückraffen — ſie fuhr mit einem ſchwachen Schreckenslaute empor.

„Ich bin's, Juliane,“ ſagte Mainau unter dem blauen Behange hervortretend. . . . Ich bin's — als ob das nicht noch erſchreckender für ſie geweſen wäre! — Seit dem Momente, wo er ſie zur Trauung abgeholt, hatte er ihre Zimmer nicht wieder betreten. — Sie ſprang auf und griff nach der Klingelſchnure.

„Weshalb?“ fragte er, ihre Hand erfangend.

Unter glühendem Erröthen ſchüttelte ſie das Haar nach dem Nacken zurück und ſuchte es zu verbergen, indem ſie mit dem Rücken hart an die Wand trat. „Ich brauche Hanna für einen Augenblick,“ ſagte ſie kurz und grollend.

Er lächelte. „Du vergiſſeſt, daß unſere heutige Damenwelt in dieſer Haartracht ſelbſt auf der Promenade erſcheint — und dann, wozu dieſe Etikette?

Habe ich nicht das unbestrittene Recht, ohne Anmeldung hier eintreten und nach meiner kranken Frau sehen zu dürfen, wann ich will?" — Er strich langsam über das seidenglänzende Haargewoge, das sich trotz aller Bemühungen der jungen Frau doch wieder über Schulter und Arm ergoß, und wie eine Tunika aus Goldgewebe das weiße Kleid bedeckte. — „Welche Pracht!" sagte er.

„Eine etwas verblaßte Schattirung der Trachenberg'schen Familienfarbe," versetzte sie bitter lächelnd, während ihre Linke mit einer kalten Geberde hinabglitt, um seine Hand abzuwehren.

Er stand einen Augenblick betroffen, wobei seine Wangen sich leise färbten — an Ton und Ausdruck mußte er erkennen, daß sie nur einen seiner rücksichtslosen Aussprüche wiederhole; er sann offenbar darüber, wo sie ihn gehört haben könne. „Ich habe den Arzt mitgebracht, Juliane," sagte er nach momentanem Schweigen rasch über eine sichtlich unangenehme Empfindung hinweggehend. „Darf er hereinkommen?"

„Ich möchte ihn nicht bemühen. In Rudisdorf waren wir nicht gewohnt, den Arzt um jeder Kleinigkeit willen zu consultiren — er wohnte viel zu entfernt und —" sie brach ab, wozu denn abermals be-

kennen, daß sie zu arm gewesen und aus Ersparniß zum Selbstarzt geworden seien! „Das frische Brunnenwasser hat seine Schuldigkeit vollkommen gethan," setzte sie rasch hinzu.

Er soll Dich auch nicht durch eine Untersuchung der Hand belästigen — zu meiner großen Beruhigung sehe ich ja, daß sie Dir zu schreiben gestattet," antwortete er mit einem Blicke auf die Schreibutensilien und den daneben liegenden angefangenen Brief an Ulrike. „Ich will nur den Folgen der Gemüthsbewegung vorgebeugt wissen — ich habe eben gesehen, daß Dich eine Art Nervenschauer schüttelte."

Er hatte also schon länger hinter der Portière gestanden und sie beobachtet. . . . Warum mit einem Male die Besorgniß, nachdem er bei dem Vorfalle selbst und auch später die verletzendste Kälte und Theilnahmlosigkeit an den Tag gelegt? — „Deshalb?" betonte sie mit halbem Lächeln, den Kopf über die Schulter nach ihm wendend. „Du scheinst zu vergessen, daß ich eine ganz andere Lebensschule durchmachen mußte, als die meisten meiner Standesgenossinnen — ich müßte nicht Ulrikens Schwester, nicht meines Bruders ‚Famulus' gewesen sein! Wir haben wirklich nie Zeit ge-

habt, in ariſtokratiſcher Weiſe unſere Nerven zu berückſichtigen und zu verhätſcheln; wir haben uns derb abgehärtet, wie es Diejenigen müſſen, die innerlich unabhängig bleiben und ihre geiſtige Bewegung ungehemmt ſehen wollen. . . . Ich bitte Dich, den Doctor ſchleunigſt zu entlaſſen — er wartet doch wohl draußen?" Sie ſprach die letzten Worte haſtig, aber mit Nachdruck — er konnte nicht mißverſtehen, daß ſie auf dieſe Weiſe ſeinen „Krankenbeſuch" abzukürzen wünſche.

„Er wartet nicht draußen, und wenn auch, er könnte ſich das ruhig gefallen laſſen — der gute Mann ſitzt drüben im Gartenſalon und läßt ſich ſeine Flaſche Burgunder ſchmecken," verſetzte er ſpöttiſch und trat tiefer in das Zimmer — ſeine Augen glitten über die Wände hin. „Ach ſieh da! Das blaue Boudoir — aufrichtig geſtanden, meine ganze Antipathie — iſt merkwürdig wohnlich und traulich geworden. Die mattweißen Elfenbeingruppen vor den blauen Atlasbehängen machen einen maleriſchen Eindruck; ſie beleben das Zimmer, wie die weißen Azaleenbäume dort im Fenſter. . . . Und daß hier auch einmal ein Tiſch ſteht! — Ja, ſiehſt Du, das iſt's geweſen, was mich immer ſo angewidert hat — dieſes ſtundenlange, ſy-

baritiſche, faule Verſinken Valerie's in dieſem gleißenden Polſterwerke."

Er warf einen Blick durch die weit zurückgeſchlagene Thür des anſtoßenden Salons. „Und wo malſt Du denn, Juliane? Ich ſehe keinerlei Arrangement — doch nicht in der Kinderſtube?"

„Nein, ich habe mir das Cabinet neben meinem Ankleidezimmer dazu eingerichtet."

„Den engen, kleinen Winkel, der, wie ich mich erinnere, nicht einmnl eine vortheilhafte Beleuchtung hat? Wie kommſt Du auf dieſe merkwürdige Idee?"

Sie ſah ihm feſt und voll in das Geſicht. „Ich glaube, Die, welche die Kunſt in ihrer Heiligkeit erfaſſen, haben einige Fühlfäden mehr in der Seele — ſie ſind ſehr empfindlich in unſympathiſcher, feindlicher Atmosphäre —"

„Und ziehen ſich beleidigt zurück — das geht gegen meine Anſichten vom Damendilettantismus. Ich habe doch Recht, wenn ich auch heute dahin bekehrt worden bin, daß es Ausnahmen giebt. . . . Was ſoll denn aber nun im Winter werden? Das Cabinet iſt nicht heizbar."

„Im Winter?" wiederholte die junge Frau in ſtaunendem Schrecken — ſie faßte ſich jedoch raſch.

„Ach ſo — Du haſt wahrſcheinlich nicht bemerkt, daß im Rudisdorfer Gartenſalon ein prächtiger Kamin ſteht — trotz der Glasfronte läßt ſich der große Raum doch ſehr gut heizen, und wird es ja zu kalt, dann bewohne ich mit Ulrike in der Bel-Etage ein hübſches, warmes Eckzimmer, das Du nicht kennſt.“

Eine tiefe Gereiztheit glomm in dem Blicke, welchen er an der vollkommen ruhig daſtehenden Geſtalt ſeiner jungen Frau niedergleiten ließ — nur an dem Heben und Senken des Buſens konnte er bemerken, daß ſie in faſt athemloſer Spannung ſprach.

„Sitzt die Schrulle wirklich ſo feſt da drin?“ fragte er langſam, und berührte mit dem Zeigefinger leicht ihre weiße Stirn.

„Ich weiß nicht, was Du mit dieſem Worte bezeichnen willſt,“ verſetzte ſie, mit kühlem Ernſte zurückweichend — ſie ſtrich unwillkürlich über die Stelle, die er berührt hatte, als gelte es, einen Makel wegzuwiſchen. „Für Schrullen iſt mein Kopf wohl noch zu jung — ich nehme mich auch ſehr in Acht vor dem innerlichen Cajoliren irgend einer kleinlichen, einſeitigen Liebhaberei. . . . Du brachteſt aber dieſe ‚Schrulle‘ in Verbindung mit meiner Rückkehr nach Rudisdorf — iſt ſie nicht unſer Beider Wunſch und Wille?“

„Ich meine, Dir heute bereits das Gegentheil verſichert zu haben," ſagte er — es war ein angenommener Gleichmuth, mit dem er die Achſeln zuckte — ſie wußte, daß er bei dem nächſten widerſpruchsvollen Wort ihrerſeits auffahren würde, aber ſie ließ ſich nicht einſchüchtern.

„Zuerſt allerdings," gab ſie zu; „aber ſpäter, im Beiſein der Herzogin, haſt Du Dich vollkommen einverſtanden erklärt" —

Er lachte auf, ſo bitter und ſchallend, daß ſie erſchrocken verſtummte. „Ich glaube wohl, daß es Deinem verletzten Stolz und Hochmuth eine köſtliche Genugthuung geweſen wäre, wenn ich in jenem Deinerſeits wirklich an den Haaren herbeigezogenen Moment erklärt hätte: ‚Dieſe Frau will ſich um jeden Preis von mir losmachen — ich bitte ſie aber fußfällig, mich nicht zu verlaſſen; ſie wirft mir Alles, was ich ihr biete vor die Füße und kehrt lachenden Muthes in ihre alte Armuth und Entbehrung zurück, lediglich um ſich — zu rächen!' . . . Schöne, junge Frau, eine ſolche eclatante Revanche vor ſolchen Ohren, wie ſie heute begierig auf jedes Deiner Worte lauſchten geſtattet kein Mann ſeiner Frau, ſelbſt wenn er — ſie lieben ſollte."

Lianes heiße Wangen erblaßten vor innerer Aufregung — sie war tief beleidigt — auf seine letzten Worte hörte sie gar nicht mehr; sie wolle sich rächen, hatte er gesagt.

„Mainau, ich bitte Dich ernstlich, nicht in so ungerechter und verletzender Weise vorzugehen," unterbrach sie ihn mit fliegendem Athem. „Rache! Ich habe dieses Gefühl nie kennen gelernt und weiß bis zu diesem Augenblicke nicht, in welcher Weise es wohl die Menschenseele erschüttern mag; aber ich denke mir, jeder Racheanwandlung muß wohl eine Leidenschaft vorangehen, und ich wüßte nicht, daß mein Aufenthalt in Schönwerth eine solche, sei es nach welcher Richtung hin, in mir erweckt hätte. . . . Der Hofmarschall hat mich oft tief gekränkt — ich habe Dir aber selbst erklärt, daß ich den Kranken in ihm berücksichtige und so viel wie möglich seine Angriffe mit ruhigem Blute zurückweise. . . . Und Dir gegenüber? Wie könnte ich Kränkungen rächen wollen, die keine sein sollen, und deshalb für mich auch keine sind? — Wir können uns beiderseits kein tiefes Weh zufügen."

„Juliane, hüte Dich! In diesem Augenblicke ist jedes Deiner Worte ein wohlüberlegter Messerstich — Du weißt es sehr genau, daß Du verbittert bist."

„Das verneine ich entſchieden,“ ſagte ſie ruhig und unbeirrt; „verletzt und entmuthigt bin ich, aber nicht verbittert. Entmuthigt deshalb, weil mir mein Wirken in Deinem Hauſe vorkommt, als ob ich Waſſer mit Sieben ſchöpfe — auch bei Leo's Erziehung drängt ſich mir dieſe Ueberzeugung auf — es wird mir von anderer Seite zu viel entgegengearbeitet. . . . Ich habe eben angefangen, über die Angelegenheit an Ulrike zu ſchreiben.“

„Ah, das iſt ja die beſte Gelegenheit, mich zu informiren,“ rief er, raſch an den Tiſch tretend.

„Das wirſt Du nicht thun, Mainau,“ ſagte ſie ernſt, aber mit bebenden Lippen und legte die Hand proteſtirend auf ſeinen Arm, der nach dem Briefe griff.

„Das werde ich ſicher thun,“ verſetzte er, heftig ihre Hand abſchüttelnd. „Ich habe das unbeſtrittene Recht, Briefe meiner Frau zu leſen, die mir verfänglich erſcheinen. . . . Sieh in den Spiegel dort, Juliane! Solche erblaßte Lippen hat das böſe Gewiſſen. . . . Ich werde Dir den Brief vorleſen.“

Er trat in das Fenſter und las laut, mit ſarkaſtiſcher Betonung: „„In vierzehn Tagen ſpäteſtens komme ich nach Rudisdorf — für immer, Ulrike! . . . Da ſteht dieſer Erlöſungsſchrei ſo kalt und nüchtern auf

dem Papier — er wird Dir keine Vorſtellung davon geben können, wie ſonnig es in mir geworden iſt, ſeit ich weiß, daß ich wieder mit Dir und Magnus zuſammenleben werde.' — Armes Schönwerth!" ſchaltete er mit bitterem Spott ein. — „‚Glaube ja nicht, daß die Löſung eine gewaltſame iſt; ſie vollzieht ſich in richtiger Conſequenz zwiſchen zwei Seelen, die bis in alle Ewigkeit nicht zuſammen gehören, von denen die eine aber das Aufſehen bei den Menſchen fürchtet, während die andere zurückbebt vor jedem in die Stille der Häuslichkeit fallenden zornigen Wort — der Bruch geſchieht mithin leiſe, unhörbar — die ſcandalſüchtige Welt bleibt ſicher unbefriedigt. . . . Eines Tages wird die Baronin Mainau aus Schloß Schönwerth verſchwunden ſein, lautlos verſchwunden aus den Räumen, in denen ſie kurze Zeit als ‚Schattenherrin' gewaltet, aus dem Gedächtniß der Leute, die ihre unhaltbare Stellung vom erſten Augenblicke an begriffen und in der kaum Eingetretenen zugleich die Scheidende geſehen und bemitleidet haben. . . . Und Deine Liane? Man hatte ſie nicht mit der Wurzel dem heimiſchen Boden entnommen, ſie wird nach kurzer Unterbrechung weiter wachſen unter dem Sonnenſchein Eurer Augen — meinſt Du nicht, Ulrike? . . . Du weißt, ich habe es

immer grauſam gefunden, eine Pflanze abzuſchneiden und mit der Wunde in eiskaltes Waſſer zu ſtellen — und jetzt iſt dieſes Mitgefühl erſt recht lebendig in mir geworden; ich weiß, wie das wehe thut. Einige kecke Triebe und Schößlinge meiner Seele laſſe ich verwelkt in Schönwerth zurück — das allzu kühne Vertrauen auf die eigene moraliſche Kraft und das unkluge Herausfordern der Geſellſchaft, die auch nicht einen Hauch von Lebensodem für mich und meine Anſchauungen hat — dieſe Lehre kann mir nicht ſchaden. . . . Sieh, ich mußte damals, als er auf der Terraſſe zu Mama ſagte: ‚Liebe kann ich ihr nicht geben, ich bin aber auch gewiſſenhaft genug, in ihrem Herzen keine wecken zu wollen,‘ hinabgehen und ruhig den Ring in ſeine Hand zurücklegen; nicht um der verſagten Liebe willen — dazu hatte ich ja kein Recht; ich brachte ihm ja auch noch kein ſolches Gefühl entgegen — ſondern weil die letzten Worte eine grenzenloſe Eitelkeit bekunden‘“ — das Blut ſchoß dunkel in Mainau's Geſicht; heftig die Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmend, hielt er im Leſen inne und warf über das Papier hinweg einen tiefgereizten und doch unſicheren Blick auf ſeine Frau.

In dem Augenblicke, wo er vom böſen Gewiſſen

geſprochen, hatte ſie ihre Arme ruhig unter dem Buſen verſchränkt; und ſo ſtand ſie noch; nur war es, als recke ſich die ſchlanke Geſtalt unter ſeinem Blicke noch ſtolzer auf; ein feiner, ſchöngewölbter Fuß erſchien unter dem Kleidſaume und ſtemmte ſich feſt auf den elaſtiſchen Cyanenteppich — eine Stellung, welche die ſonſt ſo graciös geſchmeidige Erſcheinung neu und fremd machte — aber die dunkelblonden Wimpern lagen tief auf ihren Wangen; ohne es gewollt zu haben, ſagte ſie dem Manne dort eine häßliche Wahrheit in das Geſicht; er mußte ſich ſchämen, und ſie erröthete mit ihm.

Er trat dicht an ſie heran. „Du haſt vollkommen Recht mit Deinem Urtheil," ſagte er ſcheinbar beherrſcht; „ich bin ja nicht blind gegen dieſe meine große Schwäche — und wenn ich mir jetzt denke, daß Du mit Deinem fein unterſcheidenden Ohr, mit Deiner ſcharfen Kritik eine ſo plumpe Aeußerung von mir gehört haſt, ſo — ſteigt mir das Blut in's Geſicht. . . . Aber nun, Du geſtrenge Richterin, mache ich Dir auch einen Vorwurf — ich war eitel; Du aber warſt falſch als Du — Verachtung im Herzen — die Lippen ſchloſſeſt und mit mir gingſt —"

„Lies noch einige Zeilen," unterbrach ſie ihn bittend, ohne aufzuſehen.

Er ging nach dem Fenster zurück — es dämmerte stark. — „‚Ich wußte, daß ich nach einem solchen Ausspruche aus seinem Munde nie und nimmer in Versuchung kommen würde, auch nur einen Funken von Sympathie für ihn zu empfinden'" las er mehr für sich — „‚und daß ich dennoch mit ihm ging und zum zweiten Male das heilige Ja am Altare entwürdigte, das machte mich zur Mitschuldigen bei einem ungeheuren Frevel — und dafür giebt es keine Beschönigung, denn ich hatte die urtheilslosen Backfischjahre längst hinter mir.'"

Jetzt flog sie auf ihn zu und griff nach dem Briefblatte; aber er streckte den linken Arm kräftig abwehrend nach ihr aus, und den Kopf fast gegen die Scheiben gedrückt, las er weiter: „Ulrike, Mainau ist ein schöner Mann; er ist verschwenderisch ausgestattet mit jenem Esprit, der in der Conversation funkelt und blendet, der, mit seiner unnachahmlichen Nonchalance, gleichsam hingeworfen, wohl ein Frauenherz zu umstricken vermag — aber wie sinkt diese prächtige Salonerscheinung kläglich zusammen neben unserm stillen Denker in der Rudisdorfer Studirstube, neben Magnus, der in seinem schwachen, ungeschmückten Körper einen rastlos arbeitenden Geist birgt, hinter dessen ernster

Stirn das komödienhafte ‚was wirst du wohl für Effect machen?‘ niemals Raum gefunden hat! . . . Siehst Du, in dieser einen Frage wurzeln alle Tollheiten, die man Mainau nachsagt, seine Duellgeschichten, Liebesabenteuer, selbst seine belehrenden Reisen, auf denen er da und dort wie ein Märchenprinz phanthastisch emportaucht und von Allem nur das Auffallende, Blendende wegnascht. Niemand betont seine vielen Fehler mehr als er, gleichwohl möchte er um Alles nicht einen einzigen einbüßen, weil sie cavaliermäßige Unarten sind und von der oberflächlichen vornehmen Welt als originell cajolirt werden. . . . Mit mehr Ernst und Strenge gegen sich selbst und weniger umschmeichelt von verlorenen Frauenseelen, hätte er ein ganzer Mann werden können, aber“ — hier hatte sie vorhin die Feder weggeworfen.

„Es ist wahr, verbittert bist Du nicht, Juliane“, sagte er, unter einem ironischen, aber eigenthümlich heisern Auflachen den Brief auf den Tisch legend. „Verbitterung läßt keine solche objective, leidenschaftslose Beurtheilung zu, mit der Du mein ganzes Sein und Wesen wie einen angespießten unglücklichen Schmetterling unter die Lupe genommen hast. . . . Du hast ferner vollkommen Recht, wenn Du Dich bei

dieſer Auffaſſung meines Charakters um jeden Preis von mir loszumachen ſuchſt. — Das wird Dir nach Dem, was heute vorgefallen, nicht mehr ſchwer werden — ſelbſt im unerbittlichen Rom wird man nicht umhin können, den einen Scheidungsgrund zu berückſichtigen — ich habe Dich ja geſchlagen.“

„Mainau!“ ſchrie ſie auf — der Ton, in welchem er ſprach, ging ihr durch und durch.

Er ſchritt, ohne ſie anzuſehen, an ihr vorüber, in den Salon — dort ging er einige Male auf und ab, dann trat er an die Glasthür und ſtarrte finſter ſchweigend hinaus in die Abenddämmerung. . . . Wie würde Freund Rüdiger in ſich hineingelacht haben bei einem Einblicke in die Appartements der jungen Frau! . . . Sie ſtand zwiſchen den weißen Azaleenbäumen im blauen Boudoir. Mit dem ganzen Schimmer des gefeierten deutſchen Loreleihaares rieſelten die gelöſten, vielgeſchmähten rothen Flechten, „die ‚er‘ wohl bei ſeiner Frau, niemals aber an einer Geliebten ſehen wollte“, zwiſchen dem blüthenbeſchneiten zarten Geäſte der Azaleen hinab, und die mitleidig belächelten „blaſſen Veilchenaugen à la Lavallière“ ſahen mit dem Ausdrucke eiſerner Entſchloſſenheit vor ſich hin. Und Mainau? Noch vor Kurzem hatte er die Briefe, die

er von ihr erhalten werde, „als steife Stilübungen einer ernsthaften Pensionärin mit Wirthschaftsberichten als Vorwurf" prophetisch bezeichnet — jetzt hatte er einen Brief von ihr gelesen — der Aufruhr, der sichtlich hinter dieser düster gefurchten Stirn wogte, das unbewußte nervöse Spiel der Finger auf den leise klingenden Scheiben ließen nicht auf jene „keine schlaflose Nacht" bringende Gemüthsruhe schließen, die er vorausgesetzt.

17.

Es war so still geworden nach dem Schreckensrufe der jungen Frau. In der Volière des anstoßenden großen Empfangssalons regten sich noch einige Male aufflatternd die kleinen Vögel, ehe sie zur Nachtruhe die Köpfchen unter die Flügel steckten, und draußen auf der hallenden Steinmosaik des langen Säulenganges klang manchmal der flüchtige Fuß eines vorübereilenden Lakaien; aus dem blauen Boudoir aber, das mit seinen hellglänzenden Wänden unter der Portière hervor einen bleichen Schein in den dunkelnden Salon warf, kam auch nicht das leiseste Geräusch — sollte

die junge Frau das Zimmer verlaſſen haben? — Bei dieſem Gedanken fuhr Mainau mit dem Schrecken einer plötzlich erlittenen Beleidigung empor — hatte er erwartet, ſie werde ihm nachkommen, weil ſeine Stimme, was ihn in jenem Augenblicke ſelbſt überraſcht, ſie erſchüttert und bewegt hatte, wie alle, ja alle anderen Frauen auch? Hatte er gemeint, dieſer unbeſtechliche, ſtarke Geiſt habe doch unbewußt jene Saite des ſchwachen Weibes in ſich, die unter den verführeriſchen Lauten von Männerlippen wiederhallt und ihn ſchließlich doch zu den Füßen des Siegers zwingt? . . . Raſch, aber unhörbar über den teppichbelegten Boden ſchreitend, trat er unter die Portière.

Die junge Frau war nicht hinausgegangen — die linke Hand auf den Sims geſtützt, das liebliche Profil ihm zugewendet, ſtand ſie in ſich gekehrt noch im Fenſter; die zartgeſchwellten Lippen lagen leicht aufeinander, und bei dem Geräuſch, das Mainau's Eintreten verurſachte, wandte ſie langſam den Kopf, und die großen, tiefen Augen ſahen ihn ruhig ernſt an. Hier war kein Kampf gekämpft worden — ſie war ja längſt mit ſich fertig.

„Leo wird mir das Leben ſchwer machen, wenn er wieder in ſein altes Quartier umſiedeln muß", warf

er hin, ihren Blick mit einer Art von ſtarrer Kälte erwidernd.

Ein tiefer Seufzer glitt über die Lippen der jungen Frau; ihre Augen füllten ſich mit Thränen. „Du wirſt Das nicht lange mit anſehen müſſen — Du gehſt ja fort", ſagte ſie leiſe, auf den Boden ſehend.

„Ja wohl, ich gehe, und diesmal werde ich mich dem Leben ſtürmiſcher als je in die Arme werfen — wer will mir Das verargen? Hinter mir die Eisregion des Tugendſtolzes, des kalt zerſetzenden Verſtandes, und vor mir der bunte Reigen des Genuſſes — draußen ein umjubelter ‚Märchenprinz', und hier ein gemaßregelter, mit geringſchätzendem Seitenblicke kalt gemuſterter Mann."

Er ſchritt nach der Ausgangsthür. „Haſt Du noch etwas zu ſagen, Juliane?" fragte er, ſich halb umwendend, über die Schulter zurück.

Sie ſchüttelte verneinend den Kopf, und doch preßte ſie die Hand auf das Herz, als unterdrückte ſie gewaltſam ein auffallendes Verlangen.

„Wir ſind heute zum letzten Male allein zuſammen", betonte er, ihre Bewegung mit ſcharfem Blicke verfolgend.

Raſch entſchloſſen, näherte ſie ſich ihm. „Ich habe

Dir vorhin viel Bitteres gesagt — ohne es zu wollen; es thut mir leid, und doch — bin ich noch nicht zu Ende. . . . Du hast mich selbst aufgefordert — willst Du mich anhören?"

Er bejahte, blieb aber, die Hand auf das Thürschloß gelegt, unbeweglich stehen.

„Ich habe Dich wiederholt sagen hören, daß Dir für das nächste halbe Jahr nicht eine einzige Aufgabe in der Heimath zu erfüllen bliebe. . . . Mainau — sollte wirklich ein Vater — sei seine Lebensstellung, welche sie wolle — berechtigt sein, sich von seinen Pflichten dergestalt loszusagen, daß ihm die Erziehung seines Kindes keine Aufgabe ist? . . . Weiter: In welchen Händen lässest Du Dein einziges Kind zurück? . . . Du sprichst selbst mit Nichtachtung von dem starren, unhaltbaren Dogmenwerke, das Deine Kirche neuerdings predigt, und das, bis in das Reich des finstersten Aberglaubens hinein, vom Hofprediger und Deinem Onkel streng aufrecht erhalten wird, und doch überlässest Du ihrer Führung sorglos den jungen Kopf Deines Kindes, noch mehr, Du schweigst gegen Deine Ueberzeugung —"

„Ach, Das ist die Strafe dafür, daß ich Dir heute bei dem unerquicklichen Streite um des Teufels Existenz

nicht ſecundirt habe! Bah — wer wird ſich herablaſſen, gegen ſolchen Wiederſinn auch nur ein Wort zu verlieren — er geht an ſich ſelbſt zu Grunde. . . . Leo iſt auch geiſtig mein Sohn — er wird den Ballaſt abſchütteln, ſobald er ſelbſtſtändig zu denken anfängt."

„So bequem denken Viele, die handeln müßten, und nur ſo iſt es zu erklären, daß die wahnſinnigſte Vermeſſenheit des Menſchengehirns, die der alte Mann in Rom proclamirt, in unſerm Jahrhundert auch nur aufzutauchen vermochte. . . . Biſt Du wirklich ſicher, daß Leo die innere Wandlung ſo leicht überſtehen wird wie Du? Ich weiß, daß die erſten religiöſen Zweifel und Kämpfe Wunden in der Seele zurücklaſſen — weshalb ſie muthwillig und unvermeidlich heraufbeſchwören und mit ihnen vielleicht das geſammte religiöſe Bewußtſein für immer erſchüttern? . . . Wie wir auch eine Kindesſeele bewachen und ſtudieren mögen, ſie bleibt dennoch ein Geheimniß in ſich und für uns, die wir auch bei einem geſchloſſenen Blumenkelche nicht ſagen können, ob er nicht doch plötzlich verkrüppelte Blätter entfalten wird — ſo viel weiß ich nun ſchon, ſeit ich mit Leo zuſammenlebe und ihn unausgeſetzt beobachte. Ich bitte Dich dringend, laſſe ihn nicht in den Händen des Hofpredigers!"

Er ſchwieg, aber ſeine Finger glitten vom Thürſchloſſe.

„Gut", ſagte er, wie nach einem augenblicklichen Ueberlegen, „ich will dieſe Bitte als eine Art letzten Willens vor Deinem Scheiden reſpectiren — iſt Dir's recht ſo?"

„Ich danke Dir!" rief ſie herzlich und bot ihm die Linke.

„Nein, mir liegt Nichts an ſolch einem Händedrucke; wir haben ja aufgehört — gute Cameraden zu ſein", ſagte er ſich abwendend. „Uebrigens" — ein unbeſchreibliches Gemiſch von Satire und frivolem Spotte flog um ſeinen Mund — „biſt Du nicht ſehr dankbar. Dein ſehr guter Freund, der Herr Hofprediger, bricht, wo er kann, in ſchrankenloſer Selbſtverleugnung eine Lanze für Dich — und Du intriguirſt gegen ihn?"

Er weiß am beſten, daß ich dieſe Ritterdienſte nicht wünſche", erwiderte ſie gelaſſen. „Am erſten Abende meines Hierſeins hat er ſich mir bereits genähert — ich bin aber nicht geſonnen, mich auf dieſem ſchlauen, indirekten Wege bekehren zu laſſen."

„Bekehren?" lachte Mainau ſchallend auf. „Sieh mich an, Juliane!" — er ergriff ihre Linke und preßte

ſie heftig — „meinſt Du das wirklich? Bekehren — zum Katholicismus bekehren? — ich will die Wahrheit wiſſen! — Hat er ſeine berühmte Predigerſtimme ſchmeichelnd gemißbraucht, der wunderſame Gottesmann? Juliane, ſei ehrlich — wenn er je gewagt hat, Dich auch nur mit ſeinem Athem zu berühren —“

„Was ficht Dich an?“ zürnte ſie mit ſtolzer Geberde ihre Hand aus der ſeinen ringend. „Ich verſtehe Dich nicht. Es fällt mir nicht ein, irgend etwas vor Dir zu verheimlichen, das auf Deinem Grund und Boden ausgeſprochen worden iſt, ſobald Du mich danach befragſt — und ſo antworte ich Dir: Er hat mir geſagt, Schönwerth ſei ein heißer Boden für Frauenfüße, gleichviel ob ſie aus Indien, oder aus einem deutſchen Grafenhauſe kämen — zugleich verſuchte er, mich auf unausbleibliche ſchlimme Augenblicke vorzubereiten.“

„Prächtig eingefädelt! . . . Das muß man ihm laſſen, er hat Geiſt, der Mann. Er ſieht auf den erſten Blick das, was blöde Augen erſt dann erkennen, wenn es für ſie verloren iſt. . . . Ja, ſiehſt Du, Juliane — Valerie war ein vortreffliches Beichtkind, und er hat Recht, wenn er wünſcht, daß auch die neue Herrin von Schönwerth in das alte Geleiſe einlenke,

um — des religiöſen Friedens im Hauſe willen — ſo iſt's gemeint, nicht wahr?"

„Ich denke — oder vielmehr, daran zweifle ich keinen Augenblick", erwiderte ſie und ſah ihn mit den großaufgeſchlagenen Augen ehrlich und feſt an. „Deshalb verwahre ich mich ja eben, wie ich Dir bereits erklärt, ſtets entſchieden gegen ſeine Einmiſchung."

„Stählern genug mag Dein Wille ſein; er wird es ja wohl auch bleiben. . . . Juliane, ich wollte, ich hätte nicht ſo tief in den Abgrund der Geſellſchaft geblickt, dann würde ich auf dieſe Schrift hier" — er neigte den Kopf gegen ihr Geſicht — „wie auf das Evangelium ſchwören; aber" — er lachte bitter auf. „Ja, ja — dieſer Kopf da mit der prachtvollen Goldfluth, er würde nicht übel in die Engelschöre der katholiſchen Kirche paſſen — ich glaub's dem frommen Bekehrer gern, und es iſt auch ſüß, als Engel verherrlicht zu werden — Du weißt's nur noch nicht, Juliane! — Nun, ich werde ſelbſt energiſch Mittel und Wege gegen dieſe Bekehrung ergreifen —"

„Wozu dies Alles?" fiel die junge Frau ein. „Du gehſt ja fort, und ich —"

„Ich ſollte meinen, das hätteſt Du nun oft genug ausgeſprochen!" rief er zornig und ſtampfte mit dem

Fuße auf. „Du wirst wohl die Gnade haben müssen, mir zuzugeben, daß ich einzig und allein zu bestimmen habe, ob und wann ich reisen will.“

Sie schwieg — zu welcher Verkehrtheit ließ sich dieser Mann durch sein unberechenbares Temperament hinreißen! — Als ob nicht er selbst bis zu dem heutigen Tage mit dem Vorgefühl des höchsten Genusses von dieser Reise unablässig gesprochen hätte!

„Gestehe es nur, Juliane, bei jener Vorbereitung auf die schlimmen Augenblicke hat der liebenswürdige, indiscrete, fromme Mann auch mein Privatleben nicht geschont“, sagte er leichthin, während er eine der Elfenbeingestalten vom Sockel herablangte, um sie aufmerksam zu betrachten.

„Das setzt ein ruhiges Anhören meinerseits voraus“, antwortete sie verletzt. „So viel Pflichtgefühl wirst Du mir zutrauen, daß ich eine Verunglimpfung Deiner Person nie geduldet haben würde, selbst wenn das fremde Urtheil meiner eigenen Ueberzeugung entsprochen hätte. Der muß eine Frau schon tief verachten, der ihr Nachtheiliges über ihren Mann mitzutheilen wagt.“

„Wenn abgeschiedenen Seelen das Gefühl der Scham verbleibt, wie muß dann Valerie in diesem

Augenblick ausſehen!“ rief er, die elfenbeinerne Ariadne, auf das Poſtament zurückſtoßend. „So beruht Deine ungünſtige Meinung von mir einzig auf Deiner eigenen Beobachtung?“

Sie wandte ſich ſchweigend ab.

„Wie? — Dann haben Andere in Deiner Gegenwart über mich geſprochen — der Onkel? — wie ſtümperhaft ſpielte er in dem Moment den Gleichgültigen!

„Ja, Mainau. Er klagte neulich dem Hofprediger — Dein ewiges Reiſen erfüllte ihn mit Beſorgniß — Leo's wegen. Du ſtreifteſt durch die Welt, um der Langeweile zu entgehen, und doch gäbe es daheim für Dich, auf Jahre hinaus mehr als genug zu thun. Allerdings ſeien Deine Beſitzungen wahre Goldgruben — ſie würden aber von treuloſen Händen ebenſo rückſichtslos ausgebeutet, wie von Dir ſelbſt. Das Wirrſal in der Verwaltung ſpotte aller Beſchreibung — er ſchaudere ſtets, wenn ihm auch nur ein flüchtiger Blick hinein vergönnt werde.“

Mainau hatte ihr erbleichend den Rücken gewendet und ſah angelegentlich zum Fenſter hinaus. Sie ſprach mit hörbarer Befangenheit — das war allerdings eine Angelegenheit, in die ſie ſich nicht miſchen

durfte, am allerwenigſten jetzt noch, wo ſie ſchon halb und halb die geſchiedene Frau war; aber ſie ſprach für Leo's Zukunft — was ſie in dieſen kurzen zugemeſſenen Minuten des letzten Alleinſeins noch für ihn erreichen konnte, das mußte ſofort geſchehen.

„Bah — Du kennſt ja den Onkel mit ſeiner fieberhaften Angſt vor einer möglichen Verringerung des Mainau'ſchen Beſitzthums — ſein gieriges Zuſammenraffen wird nachgerade unerträglich; er übertreibt haarſträubend, der alte Mann", ſprach er, ohne ihr das Geſicht zuzuwenden. „Ich ſage Dir, in wenigen Wochen iſt der ganze Plunder geordnet, und die Sache läuft von ſelbſt wieder am Schnürchen — was dann? ... Soll ich zur Abwechſelung ſelbſt hinter dem Pfluge hergehen, oder vielleicht, weil ich keinen Funken Muſik in mir habe, Hoftheaterintendant werden? Oder ſoll ich mich zu irgend einem vacanten Miniſterpoſten melden? Ich habe hier und da, in Berlin und Bonn an der Jurisprudenz genaſcht, vor Allem aber zwei Feldzüge mitgemacht, dazu mein guter Adel — was braucht es mehr?" — Er ſchüttelte ſich. — „Nie und nimmer! ... Nun rathe mir, weiße Sphinx, wie ſoll ich mir die Zeit in Schönwerth vertreiben, wenn auch meine zweite Frau mich verlaſſen haben wird?"

„Iſt Dir nie die Luſt gekommen, zu ſchreiben?“

Er fuhr herum und ſah ſie ſprachlos an. „Willſt Du mich unter die Schriftſteller ſtecken?“ fragte er endlich mit einem ungläubigen Lächeln.

„Wenn Du denkſt wie Mama und der Hofmarſchall, dann freilich darfſt Du meine Andeutung nicht dahin auffaſſen, als gelte es — das ‚Gedrucktwerden‘“, antwortete ſie mit einem heiteren Anflug in der Stimme. „Du erzählſt intereſſant und fließend — ich bin überzeugt, Du haſt einen vortrefflichen Stil; Du wirſt noch effectvoller ſchreiben, als Du ſprichſt“ — ſeltſam, der eitle, durch die lockeren Sitten und üppigen Schmeicheleien der Halbwelt verdorbene Mann, er ſchlug die Augen nieder und erröthete ſcheu wie ein zartes Mädchen bei dem kargen Lob der ernſten jungen Frau. „Ich hätte Dir manchmal Abends beim Thee nachſchreiben mögen“, ſetzte ſie hinzu.

„Ah — da hat alſo die ſcharfe Kritik verkappt und geräuſchlos neben mir geſeſſen, während ich mich manchmal verſucht fühlte, zu fragen, wie viel Nadelſtiche wohl zu einem Blumenblatt in den unvermeidlichen Teppich gehören möchten. . . . Juliane, es war nicht edel, mich dieſe tölpelhafte Rolle ſpielen zu laſſen — nein, ſchweige!“ rief er, als ſie unter einem ſtolzen

Heben des Kopfes die Lippen zu einer herben Erwiderung öffnete — „die Strafe war nur allzu gerecht! . . . Ich muß Dir gestehen", sagte er zögernd, daß es mir in der That oft in den Fingern gezuckt hat, zum Beispiel meine Reiseeindrücke niederzuschreiben; aber der erste schüchterne Versuch in Briefform, den ich von London aus in die Heimath schickte, hat ein so eclatantes Fiasco gemacht, daß ich die Feder für immer entmuthigt hingeworfen habe. Der Onkel schrieb mir ganz empört über ‚diese langathmigen Saalbadereien, diese tactlosen indiscreten Mittheilungen' hinsichtlich verschiedener Höfe, bei denen ich doch ‚so unverdient gnädig' aufgenommen worden sei, und verbat sich ernstlich die Fortsetzung, da ein solcher Brief leicht in falsche Hände kommen und ihn wie mich selber compromittiren könne, und bei Valerie fand ich, heimgekehrt, das Fragment einer solchen ‚langweiligen Epistel' — wie sie lachend versicherte — um einen Flaconstöpsel gewickelt."

Leo kam in diesem Augenblicke hereingestürmt — der Doctor sei beim Großpapa, und da habe man ihm erlaubt, nach der Mama zu sehen. Er starrte seinen Papa mit großen Augen erstaunt an — wie kam er denn auf einmal hierher, wo ihn der Kleine noch nie gesehen?

„Je, Papa, was thuſt Du denn da im blauen Zimmer?“ fragte er mit dem ganzen Befremden, aber auch mit der Eiferſucht des bisherigen Alleinherrſchers in den Wohnräumen der Mama.

Mainau erröthete flüchtig und ſchob den Knaben ſanft an den Schultern zur jungen Frau hin. „Geh', mein Junge, lege einmal Deine Arme um den Hals der Mama — ſieh', ich darf nicht um eine Linie weiter vorgehen, als ſie erlaubt — und bitte, ſie möge noch ein klein wenig Geduld mit Dir und auch — mit mir haben, bis wir von einander gehen!“

„Ach, ich gehe ja mit', Papa!“ rief der Kleine und ſchlang ſeine Arme um die Hüften der jungen Frau. „Die Mama hat mir Abends beim Schlafengehen immer verſprochen, daß ſie mich mitnimmt zu Onkel Magnus und Tante Ulrike, wenn ſie einmal nach Rudisdorf reiſt.“

„Wie! Woher weißt Du denn ſchon, daß die Mama nach Rudisdorf geht?“ fragte Mainau überraſcht.

„Der Herr Hofprediger und dem Erbprinzen ſeine Mama haben am Jägerhäuschen davon geſprochen — ganz heimlich — wir haben's aber doch gehört, der

Erbprinz und ich. . . . Gelt, Mama, Du nimmst mich mit?"

„Du mußt den Papa herzlich bitten, daß er Dir manchmal einen Besuch gestattet", entgegnete sie mit tiefgesenkten Lidern, aber fester Stimme und ließ ihre schönen, schlanken Finger durch die Locken des Kindes gleiten.

„Wir wollen sehen", sagte Mainau kurz und rauh. „Sieh da, Juliane, Deine allerliebste Erklärung von heute Nachmittag scheint die Wirkung des elektrischen Funkens zu haben — morgen werden sich die Spatzen auf den Dächern unserer guten Residenz erzählen, daß Seine Heiligkeit in Rom alle Hände voll zu thun habe, um mit Umgehung des eisernen Gesetzes zwei Menschen von einander zu trennen, die sich schlechterdings nicht in einander finden können. . . . Hm — selbstverständlich wirst Du nicht vor meiner Abreise gehen?"

„Ich füge mich darin ganz und gar Deinen Anordnungen — ist es Dir recht, dann verlasse ich Schönwerth erst, wenn eine Tagereise hinter Dir liegt."

Er nickte leicht mit dem Kopfe, dabei trat er rasch an den Tisch, bog den Brief an Ulrike zusammen und steckte ihn in seine Brusttasche. „Noch habe ich das Recht, zu confisciren — der Brief gehört mir!" Er

verbeugte ſich ironiſch tief und feierlich, als habe er Audienz bei einer Fürſtin gehabt, vor der überraſchten jungen Frau und verließ das Zimmer. . . . Leo aber brach plötzlich in ein leidenſchaftliches Weinen aus — das Kind fühlte, daß es ſeinen Schutzengel verlieren ſollte.

18.

In der Schönwerther Schloßküche, dem Stelldichein der Domeſtiken, machte das Gerücht, daß die Frau Baronin während der Abweſenheit des jungen Herrn „auf Beſuch“ nach Rudisdorf gehen werde, durchaus keinen ſenſationellen Eindruck. Die Lakaien verſicherten, ſie hätten dieſen „Beſuch“ ſchon im erſten Augenblick prophezeit, wo der gnädige Herr beim Ausſteigen wirklich nicht gewußt habe, ob er die Braut anrühren ſolle oder nicht — zuletzt habe ſie doch allein aus dem Wagen ſteigen müſſen — die Kammerjungfer, die gerade einen Bügelſtahl aus dem Küchenfeuer nahm, ſagte gelaſſen, ſie ſei froh darüber, es gehe ihr wider die Natur, eine Dame zu bedienen, die ihr Mann nicht eſtimire, und die immer nur „Muslinfähnchen“ trage

und das Küchenmädchen mit den brandrothen Flechten seufzte schwermüthig beim Tellerabtrocknen und meinte, der gnädige Herr sei nun einmal ein geschworener Feind der „Blondinen", alle Damen, die droben in seinem Zimmer hingen — hätten braune oder schwarze Locken — die erste Frau auch — er müsse die zweite geradezu „unbesehen" genommen haben. . . , In der höheren Region des Schlosses aber herrschte förmlicher Sonnenschein — das Parquet hatte Ruhe vor dem Krückstock des alten Herrn; Leo bekam einen Marstall voll prächtig aufgezäumter Pferde, der Kammerdiener einen Frack, der noch gar nicht sehr abgenutzt war — dabei kamen auch die sehr geläufigen Titel „Dummkopf" und „Tölpel" in Wegfall; er avancirte, für einige Tage wenigstens, zum „lieben Freund" und „guten, alten Kerl" — und das Alles, weil „die Gnädigste in der That das Genick gebrochen hatte."

Mit seinem Neffen hatte der Hofmarschall noch nicht darüber gesprochen — es war auch gar nicht nöthig. Mainau hatte die protestantische, vermögenslose Frau in das Haus gebracht, ohne die Einwürfe, die inständigen Bitten und Vorstellungen des Onkels auch nur im Mindesten zu berücksichtigen; nun kamen die prophezeiten Folgen des unüberlegten, abenteuer-

lichen Schrittes, und das war Buße und Demüthigung genug, wenn er auch in Folge seines sprüchwörtlichen Glückes kaum mit einem blauen Auge aus der Affaire hervorging. . . . Es verlief Alles so hübsch glatt und anständig. Die junge Frau präsidirte nach wie vor als Hausfrau; sie bereitete Abends den Thee und unterrichtete Leo, ganz als sei nichts vorgefallen — nur vermied sie fast angstvoll, mit dem Hofmarschall allein zu sein; er bemerkte das und lachte ihr diabolisch in's Gesicht, als sie einmal, bei Ueberreichen der Theetasse seine Hand berührend, wie von einer Viper gestochen, zurückfuhr — ja freilich, er war aber auch ein schlimmer Prophet gewesen, er hatte ihr ja mit wenigen schneidenden Worten den Moment markirt, wo sie „unmöglich geworden."

Die Abreise des jungen Herrn war allerdings vorläufig verschoben worden und zwar, weil er drüben auf seinem Gute Wolkershausen gewesen und bei einem zufälligen Einblicke in die Verwaltungsbücher eine beispiellose Unordnung vorgefunden hatte. Solche Dinge dürfe man doch nicht im Rücken lassen, wenn man eine so weite Reise antrete, wie er beabsichtige, hatte er zum Hofmarschall gesagt, der vor Erstaunen über diesen plötzlichen energischen Eingriff in das abwärts rollende

Rad der Liederlichkeit und Verwahrlosung fast vom Stuhle gefallen wäre. . . . Die neuen Koffer von Juchtenleder hatten einstweilen in eine luftige Bodenkammer gestellt werden müssen, weil sie noch gar so betäubend stark rochen, und das glänzende Abschiedsdiner, das Mainau den Mitgliedern des Clubs im ersten Hotel der Residenz geben wollte, war vorläufig vertagt worden. . . . Im Uebrigen geschah Alles, um dem Gerede in der Residenz die Spitze abzubrechen — die Herzogin bot selbst in ihrer unerschöpflichen Huld die Hand dazu; sie wußte ja am besten, wie die Sachen standen, und konnte deshalb ungefährdet den Wunsch aussprechen, die junge Frau noch vor ihrer „Besuchsreise in die alte Heimath" bei Hofe vorgestellt zu sehen. Liane hatte sich nicht geweigert — es sollte ja das erste und letzte Mal sein —, und so war „die hochblonde Trachenbergerin im unvermeidlichen blauseidenen Kleide", wie die Hofdame sarkastisch bemerkte, auf eine halbe Stunde bei Hofe erschienen, um wenigstens „eine glänzende Erinnerung in die Rudisdorfer Einsamkeit mitzunehmen."

Das Kistchen mit dem Schmucketui und den getrockneten Pflanzen war nun nicht abgeschickt worden —

Liane kam ja selbst; auch war sie nicht mehr im Besitze des Bildes, dessen Erlös das Badegeld für die Gräfin Trachenberg vervollständigen sollte. Mainau hatte es ebenfalls confiscirt, „weil man allerdings nicht wünschen könne, daß unliebsame Momente des Hauses Mainau auf diese Weise abermals in die Oeffentlichkeit drängen". . . . Sehr viel abwesend und mit den Reformen auf seinen Gütern dringend beschäftigt, machte er es aber doch fast immer möglich, Abends beim Thee zu erscheinen, und da schlug er genau den Ton von früher an. Er unterhielt sich mit dem Onkel und dem Hofprediger und bemerkte es nicht, daß der Letztere Schönwerth fast gar nicht mehr verließ — die Herzogin hatte ihn für einige Wochen halb und halb beurlaubt, um seine angegriffenen Nerven in der Schönwerther Landluft zu stärken — nur als er eines Abends den Vorschlag machte, die Religionsstunden aus dem Salon des Hofmarschalls lieber hinunter in die Kinderstube zu verlegen, da er bemerke, daß das monotone Hersagen des Kindes den alten Herrn nervös machte, da zuckte es einen Augenblick sehr bedenklich über Mainau's Gesicht, und mit einer Stimme, die so gepreßt klang, als werde ihm die Kehle zugeschnürt, gab er dem besorgten Geistlichen zu bedenken, daß man seiner pro-

teſtantiſchen Gemahlin eine ſolche Zumuthung nicht wohl machen dürfe.

Nun war ſeine mehrtägige unausgeſetzte Anweſenheit in Wolkershauſen dringend nöthig geworden. Er ritt eines Nachmittags fort; oben am Fenſter erſchien der Hofprediger neben dem Onkel; Beide ſahen zu, wie er das Pferd beſtieg, während die junge Frau, die eben mit Leo in den Garten gehen wollte, herantrat, um das Kind vom Papa Abſchied nehmen zu laſſen. Er reichte Leo die Hand vom Pferde herab — ſeiner Frau nicht. Sein Geſicht, auf welchem die vier Augen droben angelegentlich ruhten, blieb vollkommen unbewegt; den Hals des Pferdes klopfend, bog er ſich nieder, und jetzt, ſah Liane in ein Paar finſterdrohende Augen. „Ich hoffe, Dich gut proteſtantiſch wiederzufinden, Juliane", ſagte er mit gedämpfter Stimme. Sie wandte ſich erzürnt ab, und er ſprengte mit einem flüchtigen Gruße nach oben aus dem Schloßhofe.

Jeden Morgen kam ein reitender Bote aus Wolkershauſen mit einem Zettel von Mainau's Hand, der hauptſächlich Nachrichten über Leo's Ergehen verlangte. Der Hofmarſchall lachte hell auf über dieſe neue Marotte des launenhaften Sonderlings, der früher nach Weib und Kind oft monatelang nicht gefragt habe,

und ſich nun mit einem Male auf die Rolle der zärtlich beſorgten Affenmutter capricire. Er ſchrieb die Antwort ſtets eigenhändig unter die Nachfrage, die an Niemand ſpeciell gerichtet war. Eines Morgens aber erſchien der Bote, nach Abgabe des officiellen Zettels in der Bel-Etage, drunten bei der jungen Frau und brachte ihr einen verſiegelten Brief. Beim Oeffnen fielen ihr eine Menge beſchriebener Blätter entgegen — auf einer beiliegenden Viſitenkarte bezeichnete Mainau dieſelben als den Anfang eines Manuſcripts, an welchem er nach den Anfechtungen und Sorgen des Tages in ſpäten Nachtſtunden zu ſeiner Erholung ſchreibe; er unterbreite dieſen Anfang ihrem Urtheile.

Mit einem wunderlichen Gemiſche von froher Ueberraſchung und beklemmender Scheu hielt ſie die Blätter einen Augenblick unentſchloſſen in der Hand — dieſe neue, durch ſie ſelbſt heraufbeſchworene Beziehung zu dem Manne, den ſie binnen Kurzen auf immer verlaſſen wollte, machte ſie ſtutzig, wie man plötzlich den Fuß zurückzieht auf unbewußt betretenem fremdem Gebiete — dann aber antwortete ſie ihm in flüchtigen Zügen, ſie bringe jetzt die Nachmittagsſtunden mit Leo ſtets im Forſthauſe zu — dort, in der Stille des Waldes, wolle ſie das Manuſcript leſen.

Sie hatte ihm ja selbst gesagt, daß sie ein bedeutendes schriftstellerisches Talent in ihm vermuthe — und doch, als sie sich in diese an „Juliane" gerichteten Reisebriefe aus Norwegen vertiefte, da stockte ihr der Athem vor Ueberraschung. Diese kräftigen Schriftzüge waren, wie es schien, nicht einmal in's Stocken gerathen. Unaufhaltsam, wie vom Gewittersturm getragen, flogen und stürzten diese in langer Haft gehaltenen glänzenden Bilder und Schilderungen vor ihr vorüber. Die junge Frau dachte nicht mehr daran, wer sie geschrieben — der capriciöse Salonheld mit dem rücksichtslosen Spottpfeile auf den Lippen und der gemachten Blasirtheit in jeder Bewegung war abgefallen von dem einsamen Manne, der von hoher, sturmgepeitschter Klippe sinnend auf das winzige und doch so hochmüthige Treiben der Menschheit herabsah. Der ganze Plunder der höfischen Umgangsformen war abgestreift von dem Jäger, der mit fieberhaft siedendem Blute den Bären verfolgte und weite Schneewüsten verirrt durchkreuzte, um dann wochenlang in den tief in die Einöde versprengten Gehöften zu rasten, hingerissen durch die seiner innersten Natur verwandte altgermanische Kraft, ja Wildheit der Bewohner, durch ihre reinen Sitten, durch die Züchtigkeit der Frauen. Ganz besonders diesen Charakter-

ſchilderungen gegenüber gedachte Liane ſtillbeſchämt ihres harten Vorwurfs, daß er überall nur das Auffallende und Blendende wegnaſche.

Vor dem Forſthauſe, das Liane erſt jetzt gleichſam entdeckt, hatte ſie geſtern die Blätter geleſen, und heute lagen ſie wieder vor ihr. . . . Das Forſthaus war keines jener modernen, coquett geſchmückten Häuſer im Schweizerſtile, wie man ſie gern an den Waldesſaum verlegt. Es war ein uraltes Gebäude mit ſchiefen Wänden und verſchobenen Fenſtern, hinter welchen die weißen Filetgardinen der Frau Förſterin, wie verlegen über ihr unpaſſendes Placement, nur in ſchmalen Streifen erſchienen. Weder Ziegel noch Schiefer hatten je den alten Veteranen geſchützt — ein feſtes, gutgehaltenes Strohdach ſtieg in jäher Steilheit empor und trug eine ſo gewaltige Eſſe auf ſeinem Firſte, als werde tagtäglich für ein ganzes Regiment Soldaten drunten in der Küche geſchmort und gebacken. Ein von niedrigen Staketen eingefaßter, breiter Mittelweg durchſchnitt den kleinen Vorgarten und führte zu der tiefgelegenen Hausthür, die, meiſt gaſtlich offen, die ſandbeſtreuten Dielen des Flurs ſehen ließ. An einer der Staket-Ecken ſtand eine Holzbank, die ein hochwipfliger Birnbaum vom Gärtchen aus beſchattete — eine ganze

Rankenwucht von wildem Hopfen fiel über das Geländer und ſtrebte am Stamme des Obſtbaumes empor. Hier ſaß die junge Frau vor einem Tiſche, den die Förſterin mit einer bunten Kaffeeſerviette geſchmückt hatte. Freilich, von einem Ausblicke in die Ferne war nicht die Rede. Wie vergraben lag das alte Haus inmitten des Hochwaldes, und wohl nur vom erblindeten Gibelfenſterchen droben, oder aus dem Taubenſchlage dicht unter dem Firſte konnte man ferne Höhenzüge, oder vielleicht auch die bunten Muſaikdächer von Schloß Schönwerth ſehen. Im kleinen Garten blühten allerdings Verbenen und Dahlien, und neben der Hausthür ſtand ſogar ein ſchöner Oleander im Kübel — aber kaum zehn Schritte davon entfernt lugten ſchon wieder unverdrängt die blauen Glockenblumen, das feuchte Grün des Maiblumenſchlages und im tieferen Dunkel die bleichen Köpfe zahllos hingeſtreuter Pilze aus dem Walddickichte. . . . Hier überkam die junge Frau ſtets das Gefühl eines momentanen Verſchollenſeins, und das that ihr wohl. Sie wurde in keiner Weiſe beläſtigt. Die Förſterin hielt ſich in ehrerbietiger Entfernung und ging ihren häuslichen Geſchäften nach; ihr Mann war meiſt fern mit ſeinen Gehülfen und Hunden, und ſo webte um das alte

Haus mit dem Strohdache Schweigen, zauberhaftes Schweigen, das nur durch das Ruckſen der ab- und zufliegenden Tauben und dann und wann durch ein leiſes Gebrumme vom Kuhſtalle her unterbrochen wurde.

Die junge Frau im hellen Sommerkleide konnte recht wohl für des Förſters Töchterlein gelten, ſo hold, anmuthig und jungfräulich ſaß ſie unter dem Baume; den neben ihr liegenden runden Strohhut wenig reſpectirend, hatte ſich des Förſters große, buntgetigerte Hauskatze breit und bequem über die andere Hälfte der Bank hingeſtreckt; auf dem Tiſche blinkte eine Kaffeemaſchine von Meſſing neben einem runden Laibe Schwarzbrod und dem dazu gehörigen Butterteller, und in einem lackirten Blechkörbchen lagen gelbe, eben erſt vom Baume geſchüttelte Birnen.

Dieſes appetitliche Arrangement war augenblicklich ein wenig bei Seite geſchoben — Leo hatte eine ſpäte Erdbeerblüthe gebracht und war emſig dabei, ſie unter Aufſicht und Beihülfe der Mama für ſein Herbarium herzurichten. Sein brauner Lockenkopf ſchmiegte ſich nahe an die hellglänzenden Flechten der Mutter — auf Beider Wangen lag die roſige Gluth der Jugend, des erhöhten freudigen Pulsſchlages im kräftigen Waldodem, im wohligen ungezwungenen Sichgehenlaſſen.

„Der Papa!“ ſchrie Leo plötzlich auf und flog mit ausgebreiteten Armen nach dem Wege, der ſich ſchräg gegenüber ſchmal und dunkel aufthat. Da trat Mainau wirklich im ſchlichten braunen Sommerrocke, den Stock in der Hand, mit raſchen Schritten heraus. Liane erhob ſich und ging ihm entgegen, während er den Knaben hoch in die Lüfte hob und ihn dann mit einem Kuſſe auf den Boden ſtellte.

„Aus dem tiefen Walde, Mainau? . . . Und zu Fuße?“ fragte ſie überraſcht.

„Mein Gott, ich war des Rumpelns auf der Heerſtraße müde — ich bin zu Wagen gekommen und habe ihn beim Chauſſeehauſe verlaſſen —“

„Von dort bis hierher mag eine tüchtige Wegſtunde ſein.“

Er zuckte lächelnd die Achſeln. „Was thut man nicht, wenn man — ſeinen Knaben ſo lange nicht geſehen hat! . . . Aus Deinen Zeilen wußte ich, daß ich um dieſe Zeit Schönwerth doch leer finden würde.“ — Er ſchritt auf den Tiſch zu. „Sieh da, wie lecker und gemüthlich das ausſieht!“ ſagte er und ließ ſich auf der Bank nieder. Die Katze wurde rückſichtsvoll nur ein wenig nach dem Rande zu geſchoben, denn ſie hatte hier Heimathsrechte.

Liane verſchwand für einen Augenblick im Forſthauſe und kehrte mit heißem Waſſer zurück. Im Nu brannte die Flamme unter der kleinen Maſchine, und gleich darauf miſchte ſich das köſtliche Kaffeearoma mit der Waldluft. . . . Den mächtigen Brodlaib an ſich gedrückt, ſchnitt und ſtrich die junge Frau Butterbrode, ſo flink und mit ſolcher Luſt, als gehöre Das, wie in der That bei Förſters Töchterlein, zu ihrem Tagewerke.

„Nein, mein Junge, der Platz gehört der Mama," ſagte Mainau — er ſchob Leo, der auf die Bank klettern wollte, faſt heftig bei Seite, und lud die junge Frau, die eben die Taſſe gefüllt hatte, mit einer Handbewegung ein, ſich neben ihn zu ſetzen.

Sie zögerte — er hätte doch recht gut die Katze fortjagen können, denn der Raum, der auf der anderen Seite blieb, war doch gar zu ſchmal; aber er that es nicht. In demſelben Augenblicke machte die Förſterin, die einen Rohrſtuhl brachte, ihrer Verlegenheit ein Ende — ſie hob Leo auf die Bank und ſetzte ſich unter einem erleichterten Aufathmen auf den Stuhl. . . . Mainau warf ſeinen Hut auf den Raſen und fuhr mit beiden Händen durch ſein ſchönes, braunes Lockenhaar — das finſtere Lächeln, mit welchem er die

dienſteifrige Förſterin begrüßte, ſah nichts weniger als dankbar aus.

„Jetzt hab' ich mit meinen eigenen Augen geſehen, was das für eine unglückliche Ehe iſt," ſagte ſie drin zu ihrer alten Magd. „Guck doch 'nüber! Sie ſitzen ja nicht einmal neben einander — und ein Geſicht macht er, als hätte ihm die liebe, ſanfte Frau mit ihren bildſchönen Händen Eſſig ſtatt Kaffee eingeſchenkt. . . . Für Den iſt ſolch ein Zank- und Sprühteufelchen, wie die erſte Gnädige war, am allerbeſten — ja, werde nur Einer aus den Männern klug!"

Der Schatten auf Mainau's Stirn war ſchon wieder verflogen. Er lehnte ſich zurück an die Banklehne, ſo daß die Hopfenranken kühlend ſeine Stirn ſtreiften — ſeine Augen glitten langſam über die flüſternden Baumwipfel, die ſeitwärts hervorkommende Hausecke und den ländlich beſetzten Kaffeetiſch.

„Wir ſpielen ein wenig Landprediger von Wakefield, wie mir ſcheint," ſagte er lächelnd. „Bis jetzt habe ich wirklich nicht gewußt, daß wir hier ein ſo köſtliches Stückchen Waldpoeſie beſitzen. Der Förſter möchte gern das Strohdach los ſein; er petitionirt eifrig — aber nun bleibt es." — Er führte mit ſichtlichem Behagen die Taſſe an die Lippen. „Solch ein

‚Tischlein deck' dich' mitten im Walde zu finden, wenn man erst auf der staubigen, heißen Chaussee gefahren und dann eine tüchtige Stunde marschirt ist —"

„Ich weiß, wie das thut," unterbrach ihn die junge Frau lebhaft. „Wenn ich mit Magnus vom Pflanzensuchen zurückkam, müde, hungrig, mit brennenden Händen und Füßen, und bei der Fontaine in die lange Allee einbog, die Du kennst, da sah ich schon von Weitem den weißgedeckten Tisch hinter der Glaswand des Gartensalons stehen — die lieben, alten häßlichen Lehnstühle, die Du auch kennst, umkreisten ihn, und in demselben Momente, wo uns Ulrike bemerkte, schlug die kleine, blaue Flamme unter dem Theekessel auf. Solch ein Heimkommen ist wonnig — besonders, wenn man mit einem heranziehenden Gewitter um die Wette gelaufen ist, wenn man schon die ersten fallenden Tropfen im Gesichte gespürt hat, und nun unter dem heimischen Dache, im süßen Ausruhen, draußen den Sturm pfeifen und die Regenschauer niederprasseln hört."

„Und nach solch einem Heimkommen sehnst Du Dich fast krank, seit Du in Schönwerth bist?"

Sie drückte mit aufstrahlenden Augen die festverschlungenen Hände unwillkürlich auf die Brust — man

ſah das zuſtimmende „Ja“ auf ihren Lippen ſchweben, aber ſie ſprach es nicht aus.

„Mama ſagt immer, die letzten Trachenberger ſeien im Ausſterben und im — Ausarten begriffen,“ verſetzte ſie, mit einem reizenden Lächeln der directen Antwort ausweichend. „Der Hang, in ſtiller, friedensvoller Häuslichkeit zu leben, den engen Kreis ſeiner Lieben, ſo viel man vermag, zu beglücken und darin ſelbſt das eigene Glück zu finden — er mag ſchon ‚hausbacken‘ ſein, wie Mama ihm ſchuld giebt — im Rudisdorfer Schloſſe, wie es noch vor zehn Jahren geweſen iſt, hätte er allerdings nicht mit der kleinſten Wurzel haften dürfen — aber er, er allein hat uns drei Geſchwiſter ſtark gemacht in dem furchtbaren Umſchwung der Verhältniſſe, an welchem die Mama faſt geſtorben iſt. . . . Uebrigens ſind wir keine Hausunken, die ſich in den engſten Geſichtskreis einſpinnen und Egoiſten werden, indem ſie aus dem großen Verbande der geſammten Menſchheit ſcheiden. Wir haben im Gegentheile unruhige Köpfe, die gern mitarbeiten und vorwärts wollen. . . . Du wirſt lachen, wenn ich Dir ſage, daß wir uns den Zucker beim Kaffee, die Butter auf dem Brode verſagt haben, um gute Werke und Inſtrumente zu wiſſenſchaftlichen Zwecken kaufen und

verſchiedene Zeitungen halten zu können. . . . Solch ein Zuſammenleben und Wirken iſt unſagbar beglückend, und jetzt, da ich Deine Schilderungen aus Norwegen geleſen habe, begreife ich nicht — ach ſie ſind köſtlich, herzerſchütternd!" unterbrach ſie ſich ſelbſt und legte die Hand auf das kleine Heft, das auf der Tiſchecke lag. — „Wenn Du Dich entſchließen könnteſt, ſie zu veröffentlichen —"

„St! — kein Wort weiter, Juliane!" rief er — eine tiefe Bläſſe folgte der Gluth, die bei den erſten begeiſterten Worten der jungen Frau in ſeine Wangen geſtiegen war. — „Beſchwöre die häßlichen Geiſter nicht wieder herauf, die entſchlafen ſind, die Du ſelbſt mit zweiſchneidiger Waffe angegriffen haſt!" — Er drückte die geballte Hand auf die Bruſttaſche. „Dein Brief war mit mir in Wolkershauſen — er iſt gut geſchrieben, Juliane, ſo wirkſam geſchrieben, daß er als Bannfluch gegen die männliche Eitelkeit eigentlich vervielfältigt werden müßte. . . . Du haſt einen klaren Philoſophenkopf — ich gebe Dir in Vielem Recht, wenn ich auch z. B. nicht glaube, daß man erſt verarmen müſſe, um einzuſehen, daß ein inniges Zuſammenleben allerdings das ſüßeſte Glück in ſich ſchließt."

Er nahm mit zerſtreutem Blicke ſein Manuſcript auf und blätterte darin — einzelne kleine Blätter fielen heraus, nach denen er überraſcht griff.

„Ja, denke nur," lachte die junge Frau leiſe auf, „die lebendigen Schilderungen wirkten dergeſtalt elektriſirend auf mich, daß ich unwillkürlich nach dem Stifte griff und zu illuſtriren anfing."

„Du haſt eine glückliche Hand, Juliane — das iſt köſtlich gemacht! . . . Merkwürdig, Dein Stift ſchmiegt ſich den Schilderungen an, als habeſt Du ſie gedacht, nicht ich — Deine Kritik ſpürt jeder meiner Regungen nach bis auf das kleinſte Wurzelfäſerchen, dem ſie entſproſſen, und doch — mein Gott, was grüble ich! — Das iſt ja eben die tödtlichſte, die leidenſchaftsloſeſte Objectivität, die Dich zu meinem Meiſter macht." — Er ſprach herb, mit einem ſchneidend ſcharfen Klange in der Stimme. — „Wie wär's, Juliane, wenn wir uns aſſociirten? das heißt, ich ſchreibe und Du illuſtrirſt?" ſagte er gleich darauf in leichtem Tone.

„Gern — ſchicke mir Reiſeberichte, ſo viel Du willſt —"

„Der geſchiedenen Frau?"

Sie ſchrak unwillkürlich zurück. Wohl hätte ſie ihm ſagen können: „Unſer Verkehr in Schönwerth iſt

ein abnormer; wir ſollen Freud und Leid miteinander theilen und gehen nebeneinander mit völlig getrenntem Geſchicke — Du ſollteſt mein Beſchützer ſein und läſſeſt mich mißhandeln und ſtündlich mein ganzes Fühlen verwunden, ohne daß es Dir auch nur einfällt, einen Finger drum zu rühren — das Verhältniß iſt unmoraliſch, und ich ſchüttle es ab; dagegen ſtelle ich mich über Manches, das die Welt unpaſſend nennt.“ — Von Allem, was ſie dachte, ſagte ſie ihm nur dies Letztere. „Ich glaube, der Schriftſteller und die Zeichnerin, die ſeine Werke illuſtrirt, können getroſt ſchriftlich miteinander verkehren,“ ſetzte ſie hinzu. „Wer kann etwas darin finden, wenn wir nicht in Todesfeindſchaft auseinandergehen, ſondern eine Art von freundſchaftlicher Beziehung zwiſchen uns feſthalten —“

„Wie kannſt Du wagen, mir Das zu bieten — ich will Deine Freundſchaft nicht,“ fuhr er wild empor und ſprang auf. „Wohl — ich bin von meiner ſelbſtbewußten Höhe tief, tief herabgeſtürzt, aber ich gehöre zu Denen, die lieber hungern als betteln.“

Vielleicht hatte die Förſterin dieſen Ausbruch durch das halboffene Fenſter erlauſcht und wähnte einen heftigen ehelichen Zwiſt im Anzuge. Mit halbunterdrückter Stimme rief und lockte ſie Leo zu ſich, um

ihm ein Füllen im Hofe zu zeigen — das Kind that ihr leid.

Mainau war das Staket entlang geſchritten und ſtarrte einige Secunden lang in die gelben Ringelblumen, die ein Kohlbeet bekränzten — dann kam er langſam an den Tiſch zurück, wo die junge Frau mit bebenden Händen die auf den Raſen hingeſchleuderten Papierblätter ſammelte.

„In Schönwerth iſt während meiner Abweſenheit Alles beim Alten geblieben?“ fragte er gezwungen ruhig und trommelte leiſe mit den Fingern auf der Tiſchplatte.

„Ich habe Dir gar nichts Außergewöhnliches zu berichten — höchſtens, daß Gabriel über ſeine nahe Abreiſe in Thränen ſchwimmt — Frau Löhn ſcheint tief bekümmert und erregt zu ſein.“

„Frau Löhn? Was geht das die Löhn an? Und wie kommſt Du auf den ſonderbaren Gedanken, daß dieſe Frau irgend etwas in der Welt errege? — Mit was für Augen, mit was für einer aufgeregten Phantaſie ſiehſt Du die Dinge in Schönwerth an! . . . Die Löhn, dieſes harte Mannweib, dieſer grobzugehauene Holzklotz ohne Nerven — ſie dankt ſicher Gott, wenn ſie den Jungen endlich los wird —“

„Das glaube ich entſchieden nicht.“

„Ah — Du hältſt ſie alſo für eine empfindſame Seele, wie Du auch in dem ſchlaffen, energieloſen Burſchen das kühne Genie eines Michel Angelo oder dergleichen entdeckt haben willſt?“

Dieſes kalte Verhöhnen, die Abſicht, ſie zu reizen und ihr weh zu thun, erbitterte ſie; aber ſie wollte keinen Streit mehr mit ihm.

„Ich erinnere mich nicht, Gabriel mit einem berühmten Meiſter verglichen zu haben,“ erwiderte ſie, ihn mit einem ernſten Blicke meſſend. „Ich habe nur geſagt, daß ein bedeutendes Malertalent in ihm erſtickt wird — und das wiederhole ich in dieſem Augenblicke ausdrücklich.“

„Bah — wer erſtickt es denn? — Iſt es ſo durchſchlagend, wie Du meinſt, dann hat es gerade im Kloſter den beſten Boden — die Maler haben manchen hochberühmten Mönch in ihren Reihen. . . . Uebrigens, weshalb um des Kaiſers Bart ſtreiten! Weder ich, noch der Onkel haben den Knaben für den geiſtlichen Beruf beſtimmt; wir führen nur den letzten Willen eines Verſtorbenen durch.“

„Haſt Du dieſen letzten Willen wirklich geleſen und gewiſſenhaft — geprüft?“

Er fuhr herum — ſeine aufglühenden Augen bohrten ſich in die ihren. „Juliane, nimm Dich in Acht!“ drohte er mit gedämpfter Stimme und hob den Zeigefinger. „Mir ſcheint, Du möchteſt dem Hauſe, dem Du den Rücken wendeſt, noch einen Makel anhängen — Du möchteſt gerne ſagen können: ‚Ich gebe zu, daß durch die Sequeſtration ein entſtellender Flecken auf das Geſchlecht der Trachenberger gefallen iſt — aber dort im Schönwerther Schloſſe geht auch nicht Alles mit rechten Dingen zu, mit dem großen Reichthum hat es ſeine ganz beſondere Bewandtniß.‘ Auf dieſe Verdächtigung hin antworte ich Dir: ‚Der Onkel iſt geizig; er iſt vom Hochmuthsteufel beſeſſen, wie kaum ein Anderer; er hat ſeine kleinen Bosheiten, gegen die man ſich auflehnen muß — aber mit ſeinem beſonnenen Kopf, ſeiner kühlen Natur, an die nie die Verirrungen ſchlimmer Leidenſchaften herantreten durften, hat er zeitlebens an den Hauptgrundſätzen des echten Edelmannes unerſchütterlich feſtgehalten — darin vertraue ich ihm blind, unbedingt und faſſe es als eine tödtliche Verletzung meiner eigenen Ehre auf, wollte man auch nur *ſpielend leiſe* auf ehrenrührige Dinge, wie z. B. einen *gefälſchten* letzten Willen, oder dergleichen, hindeuten. . . . Ich gebe Dir Das zu bedenken, Juliane.‘

Und nun meine ich, ist es Zeit, heimzugehen — das Rauschen in den Wipfeln wird verdächtig; wenn auch schon in den ersten Septembertagen, sind wir bei der drückenden Schwüle doch nicht sicher vor einem Gewitter. . . . Unser Heimkommen wird freilich kein so wonniges sein, wie Du vorhin geschildert — aber was thut's? — Man muß sich auch darüber hinwegzusetzen wissen."

Sie wandte ihm schweigend den Rücken und ging in das Haus, um Leo zu holen. Jeder Nerv bebte in ihr. „Liane, er ist schrecklich!" hatte Ulrike am Hochzeitstage aufgeschrieen, und da war er doch nur ruhig kalt gewesen — was würde sie sagen solchen Ausbrüchen gegenüber, in denen er Geberden annahm und Töne in seiner Stimme hatte, die geradezu vernichtend wirkten! . . . Und doch — wie wunderlich — Liane verstummte ängstlich und beklommen vor ihnen; sie fühlte sich tief verletzt durch seine ungerechten Beschuldigungen; aber er war ihr verständlicher als in seiner erkünstelten Passivität und Blasirtheit — das war seine Natur, sein Charakter, der ja auch unbewußt aus seinen schriftlichen Darstellungen hervortrat und der sie plötzlich gegen ihren Willen anzog; wie wäre es ihr sonst möglich gewesen, ihm — jetzt, im Hineilen nach

dem Hause, schlug sie beschämt die Hände vor das heißerglühende Gesicht, denn sie war ja zurückgewiesen worden — eine Art von freundschaftlicher Beziehung vorzuschlagen?

19.

Schwere Wetterwolken mit hagelweißen Contouren zogen in der That über die Schönwerther Gegend hin, als die Heimkehrenden beim Jägerhäuschen aus dem Walde traten. Mainau, der vorwärts geeilt war, ohne auch nur noch ein Wort zu sprechen, wollte das hereinbrechende Unwetter im Jägerhäuschen abwarten; aber Liane wies auf den Hofmarschall hin, der sich jedenfalls um Leo sehr ängstigen würde, und so ging es weiter im Geschwindschritte durch den Garten. Der Sturm pfiff hinterdrein; in den Obstplantagen wirbelten abgerissene Blätter in den Lüften, und reife Früchte klatschten schwer nieder und kollerten über den Weg.

Mainau stampfte leicht mit dem Fuße auf, als in der Nähe des Schlosses ein Stallbursche im Vorübereilen meldete, die Reitpferde der Frau Herzogin und ihrer Dame ständen im Stalle — sie sei spazieren-

geritten und im Schlosse während des Wetters „untergetreten.“

„Nun, wird mir nicht auch eine süße Heimkehr in Schönwerth? Kann man liebenswürdiger und besorgnißvoller empfangen werden?“ fragte Mainau in kaltspöttischem Tone und neigte leicht hinüberdeutend den Kopf nach der Freitreppe des Schlosses. Die Herzogin im königsblauen Reitkleide war rasch aus der Glasthür getreten — der Sturm faßte peitschend ihre lang über den Nacken herabhängenden schwarzen Locken und riß und pflückte an der weißen Straußenfeder ihres Hutes; aber sie ergriff mit beiden Händen das Treppengeländer und starrte so ungläubig erstaunt nieder auf das scheinbar einträchtig daherkommende Paar, welches Leo in seiner Mitte führte, daß sie Mainau's Begrüßung ganz übersah. Sie zog sich mit einer stolzen Wendung des Kopfes ebenso rasch wieder zurück und lehnte bequem in einem Fauteuil zwischen dem Hofprediger und dem alten Herrn, als die Heimkehrenden den Salon betraten.

Es war, als zögen die Wetterwolken auch droben an der Decke des Saales hin, ein so häßlich gedrücktes Halbdunkel webte in dem weiten Raume — die weißen Gypsornamente dämmerten gespenstig an den Wänden;

noch fahler aber erſchien das maskenhaft bleiche, in grimmem Spotte verzogene Antlitz der fürſtlichen Frau; das ungewiſſe trübe Tageslicht löſchte ſelbſt den Glanz ihrer ſchönen Augen — wie glimmende Kohlen lagen ſie unter der tief eingebogenen Krempe des hellgrauen Filzhutes. Sie erwiderte Lianens höfliche Verbeugung mit einem hochmüthigen Kopfnicken.

„Was in aller Welt ſind das für Grillen, Roul?“ rief der Hofmarſchall ſeinem Neffen ärgerlich entgegen. „Läſſeſt Wagen und Pferde im Stiche, um eine ſentimentale Promenade durch den Wald zu machen! . . . Weißt Du auch, daß es beinahe ein Unglück gegeben hat? Wie kannſt Du nur einem ſo dummen Burſchen, wie der André iſt, die wilden Wolkershäuſer Pferde allein überlaſſen! Sie ſind ihm durchgegangen — er kam halb todt vor Angſt und Schrecken hier an.“

„Lächerlich — er hat ſie ſeit Jahr und Tag allein unter den Händen — ſie werden wieder einmal vor dem Meilenſteine geſcheut haben. . . . Uebrigens hat meine Heimkehr durch den Wald nicht im Entfernteſten etwas mit der leidigen Sentimentalität zu ſchaffen — ich hatte nur keine Luſt, mich ferner vom Sonnenbrand auf dem Kutſcherſitz ausdörren zu laſſen.“

„Und Sie, meine Gnädigſte, hätten auch am

besten gethan, allein nach ihrem Forsthaus zu gehen, für welches Sie so plötzlich passionirt sind," sagte der alte Herr mit schneidender Stimme zu der jungen Frau, ohne auch nur den Kopf nach ihr zu wenden — er hielt es nicht für nöthig, seine bequeme Stellung um ihretwillen zu verändern. — „Ich muß Sie dringend bitten, meinen Enkel nicht so ausschließlich als Trachenberg'sches Eigenthum zu reclamiren, mit welchem Sie nach Belieben schalten und walten zu dürfen meinen — ich habe eine angstvolle Stunde um das Kind verlebt."

„Das bedaure ich herzlich, Herr Hofmarschall," entgegnete Liane aufrichtig, die dabei fallenden impertinenten Stiche ruhig verschmerzend.

Die Herzogin war sichtlich heiter geworden. Sie zog Leo zu sich heran und herzte ihn. „Er ist ja unversehrt wieder da, mein bester Herr von Mainau," sagte sie begütigend zu dem alten Herrn.

Leo wand sich mit derber Abwehr aus den schönen Armen — „dem Erbprinzen seine Mama" hatte er nun einmal nicht lieb, wie er stets hartnäckig versicherte. Desto besser gefiel ihm die Reitgerte der hohen Frau, die vor ihr auf dem Tische lag — der Griff bestand

aus einem ſchöngearbeiteten Tigerkopf von Gold mit Brillantenaugen. „Die Reitgerte iſt auch mit auf dem Bild, das auf Papa's Schreibtiſch geſtanden hat," ſagte er — er meinte die große Photographie der Herzogin in Reitcoſtüm. „Aber jetzt ſteht ſie nicht mehr dort" — pfeifend ließ er die Gerte durch die Luft ſauſen — „alle anderen Bilder auch nicht, und wo ſie gehangen haben, iſt die Tapete noch ſehr ſchön roth — und der dumme blaue Schuh iſt auch fort —"

„Wie, Baron Mainau, haben Sie tabula rasa gemacht?" fragte die Herzogin mit zurückgehaltenem Athem. „Haben Sie alle dieſe penſionirten Andenken in einen Winkel zurückgeſtellt?" Der ganze unbändige Stolz der regierenden Frau lag in ihrer Haltung; in ihrer tiefen, halbverſagenden Stimme aber klangen tödtlicher Schrecken und eine wilde Angſt und Spannung nebeneinander. . . . Sie kannte Mainau's Zimmereinrichtung genau — zu Lebzeiten der erſten Frau hatte ſie mancher Soirée in jenen Räumen beigewohnt.

Er ſtand ihr gegenüber — ruhig, faſt amüſirt begegnete ſein Blick ihren leidenſchaftlich flammenden Augen. „Hoheit, ſie ſind ſorgfältig eingepackt," ſagte er. „Ich gehe ja fort auf lange und werde doch dieſe

Andenken nicht dem Staube und den ungeschickten Händen der Bedienung überlassen.“

„Aber, Papa, mein Bild hast Du doch nun dahin gestellt, wo erst die Glasglocke mit dem alten Schuh stand,“ erinnerte Leo hartnäckig; „und darüber hängt das neue Bild, das die Mama gemalt hat.“

Nicht auf das Gesicht der Herzogin oder eines der anderen Anwesenden fiel Mainau's Blick in diesem Moment — mit einer jähen Wendung des Kopfes sah er nach der jungen Frau hin, so scheu und dabei so zornig, als sei er wüthend darüber, daß gerade sie diese kindliche Ausplauderei mit angehört habe.

„Also Du hast das Bild confiscirt, Raoul?“ rief der Hofmarschall lebhaft. „Ich hatte mir erlaubt, die Behauptung der Frau Baronin, daß sie die Skizze nicht wieder an sich genommen habe, ein wenig zu bezweifeln — um Vergebung, meine Gnädigste! Ich that Ihnen unrecht.“ Er neigte den Kopf spöttisch feierlich gegen Liane. „Nun meinetwegen — bei Dir ist es gut aufgehoben, Raoul; mag es in der Fensterecke bleiben! . . . Weißt Du aber auch, zu welchem Preise es die Künstlerin selbst abgeschätzt hat? . . . Vierzig Thaler —“

„Ich muß Dich sehr bitten, es mir zu überlassen,

wie ich den Ausgleich bewerkſtelligen will," unterbrach ihn Mainau heftig. Der alte Herr ſchrak ein wenig zuſammen vor dieſem tief verfinſterten Männergeſicht — ſah es doch faſt aus, als wolle die feſtgeballte Rechte dort ſich drohend heben.

Die Herzogin und ihre Hofdame ſaßen verſtändnißlos bei dieſem kleinen Wortwechſel — der Hofprediger aber, der ſich bis dahin vollkommen paſſiv verhalten, ſtemmte, den Oberkörper vorgebeugt, beide Hände auf die Armlehnen ſeines Stuhles — es war eine Stellung, ſo dämoniſch lauernd und geſpannt lauſchend, als ſpüre er in Blick, Stimme und Geberden des ſchönen heftigen Mannes einem ſcheuen Geheimniß nach.

„Mein Gott, rege Dich nicht unnöthig auf, beſter Raoul!" beſchwichtigte der Hofmarſchall. „Weshalb echauffirſt Du Dich denn? Ich will ja nur Gerechtigkeit."

Mainau ſah ihm ernſt in das Geſicht. „Das will ich glauben, Onkel — nur paſſirt es Dir leicht, daß Du Dich im Ausüben derſelben allzuſehr in der Form vergreifſt. . . . Niemand ſchwört lieber auf Dein Rechtsgefühl als ich — Du biſt ja der einzige noch lebende Mainau, an den ich mich halten kann mit

meinem Standesbewußtſein, mit dem Stolz auf die Ehrenhaftigkeit unſeres Geſchlechts. . . . Apropos, da fällt mir ein — kann ich nicht noch einmal Einſicht in die Papiere nehmen, durch die ſich Onkel Gisbert auf dem Krankenbette ſeiner Umgebung verſtändlich gemacht hat? . . . Ich wurde in Wolkershauſen lebhaft an ihn erinnert, als ich vor ſeinem wundervollen Oelbild ſtand und zu meinem Schrecken bemerkte, daß es durch Staub und Feuchtigkeit gelitten hat und reſtaurirt werden muß. . . . Aus den Papieren ſpricht doch noch ſein ſcheidender Gruß zu uns."

„Du ſollſt ſie haben — muß es denn ſofort ſein?"

„Sie ſind ja wohl dort in einem der Raritätenkaſten aufbewahrt?" meinte Baron Mainau leichthin und zeigte nach dem Rococoſchreibtiſch. „Wenn Du die Güte haben wollteſt, aufzuſchließen —"

Der Hofmarſchall ſtand ſchon auf ſeinen Füßen und ſtelzte bereitwillig durch den Saal. Er ſchloß denſelben Kaſten auf, in welchem das Billet der Gräfin Trachenberg lag. Mit ſpitzen Fingern faßte er zart das roſenfarbene Papier und zeigte es diaboliſch lächelnd der Herzogin hinüber. „Schöne Erinnerungen, Hoheit, — ein roſiger Duft — nichts weiter, und iſt mir doch Tauſende werth!" rief er frivol auflachend und warf

es in den Kaſten zurück. Dann nahm er eine mit ſchwarzem Band umwickelte dicke Papierrolle heraus. „Hier, mein Freund!“ — Er reichte ſie Mainau hin, der das Band ſofort löſte.

„Ah — da liegt ja die Verfügung bezüglich Gabriel's obenauf,“ ſagte Mainau, einen ſchmalen Papierſtreifen aus dem Inneren der Rolle nehmend. „Es war ja wohl der letzte ſchriftliche Ausdruck ſeines Willens?“

„Es war ſein letzter Wille,“ beſtätigte der Hofmarſchall unbefangen, indem er zu ſeinem Rollſtuhl zurückkehrte.

Mainau nahm noch einige Papiere heraus und legte ſie nebeneinander auf den Tiſch. „Merkwürdig!“ rief er. „Dieſe letzte Verfügung iſt nur wenige Stunden vor ſeinem Tode geſchrieben, wie man mir ſagt, und doch ſind es die unverändert eigenthümlichen, krausverſchlungenen Schriftzüge; ſelbſt bis auf Punkt und Komma bleiben ſie ſich treu — der herannahende Tod hat keine Gewalt über die Feſtigkeit ſeiner Hand gehabt. . . . Und das iſt gut — wie leicht könnte ſonſt dieſes ohne gerichtliche Zeugen geſchriebene Blatt angezweifelt werden.“

Die Herzogin nahm ihm neugierig den Papier-

ſtreifen aus der Hand. „Charakteriſtiſch, aber ſchwer zu entziffern iſt dieſe Hand," meinte ſie. — „Ich beſtimme den Knaben Gabriel ausdrücklich für den geiſtlichen Beruf — er ſoll im Kloſter für ſeine tiefgefallene Mutter beten" — las ſie ſtockend einen der Sätze ab.

„Willſt Du Dir dieſe intereſſanten letztwilligen Verfügungen eines Sterbenden nicht auch einmal anſehen, Juliane?" wandte ſich Mainau unbefangen an die junge Frau, die, ihre Hände auf die hohe Lehne gelegt, hinter einem leeren Fauteuil ſtand. Sie ſah nicht auf zu ihm, der ſie tief zu beſchämen ſuchte. Niemand von Allen, die um den Tiſch ſaßen, ahnte, was er bezweckte — für ſie allein war jedes Wort ein gutgezielter Meſſerſtich. Warum war ſie auch ſo vermeſſen geweſen, die Hand nach dem bedeckenden Schleier auszuſtrecken, auf den Frau Löhn bedeutſam hingewieſen! . . . Mainau hielt ihr zwei Blätter hin, und ſie verglich ſie, ohne dieſelben zu berühren, mit pflichtſchuldiger Aufmerkſamkeit. Es war genau eine und dieſelbe Handſchrift, genau ein und derſelbe Schnörkel am Schlußwort — dabei waren dieſe Züge zu originell, zu ſonderbar eigenwillig, als daß man an eine Fälſchung hätte denken können, und doch —

Ein eintretender Lakai, der auf silbernem Teller Mainau eine Karte überbrachte, machte der peinlichen Situation ein Ende.

„Ach ja!“ rief der Hofmarschall und schlug sich leicht vor die Stirn; „das habe ich rein vergessen, Raoul! . . . Vor einer Stunde fuhr ein junger Mann vor und stieg aus dem Wagen, so selbstverständlich und ungezwungen, als beabsichtige er hier zu bleiben. . . . Er hat auch behauptet, auf Deinen Befehl gekommen zu sein, und wäre mir nicht das unschätzbare Glück zu Theil geworden, Ihre Hoheit begrüßen zu dürfen, dann hätte ich ihn angenommen, um zu hören, was er eigentlich will —“

„In der That dableiben, Onkel — es ist Leo's neuer Hofmeister,“ versetzte Mainau gelassen und legte sorgfältig die Papiere aufeinander.

Der Hofmarschall bog sich vor, als höre er nicht recht. „Mein lieber Raoul, ich glaube, ich habe Dich falsch verstanden,“ sagte er langsam, jedes Wort accentuirend. „Sagtest Du wirklich: Leo's neuer Hofmeister? . . . Mein Gott, sollte ich denn monatelang geschlafen haben oder fieberkrank gewesen sein, daß ich davon nichts weiß?“

Mainau's Mundwinkel zuckten sarkastisch. „Die

Veränderung hat sich durchaus nicht monatelang vorbereitet, Onkel. Der junge Mann ist mir früher schon einmal vorgeschlagen worden, und jetzt, wo ich seiner bedurfte, habe ich ihn kommen lassen. Glücklicherweise war er gerade frei und so unbehindert, daß er zwei Tage früher hier eingetroffen ist, als ich bestimmt hatte. Das ist mir insofern nicht lieb, als ich Dir wenigstens einen Tag vorher seine Ankunft anzuzeigen wünschte."

„Es würde wenig an meiner Willensmeinung geändert haben, nach welcher dieser hereingeschneite junge Mann nicht in Schönwerth bleiben wird."

Mainau hatte eben die gelösten Papiere in den Händen und war im Begriffe, sie nach dem Schreibtische zurückzutragen — bei den letzten, mit unglaublicher Impertinenz gesprochenen Worten des alten Herrn blieb er, wie durch einen Ruck festgehalten, sofort stehen und wandte das Gesicht nach dem Sprechenden zurück — die Damen schlugen unwillkürlich und ängstlich die Augen nieder vor dem Ingrimme und der tiefen Gereiztheit, die das schöne Gesicht des Mannes entstellten.

Der Hofmarschall ließ sich nicht beirren; er war innerlich wüthend — man sah es an seinem scharf hervorgeschobenem Kinne, an der Art und Weise, wie er seine bleichen Finger in das purpurseidene, auf

ſeinem Schooße liegende Taſchentuch vergrub. „Darf man wenigſtens erfahren, was Dich veranlaßt hat zu dieſem plötzlichen — Staatsſtreiche?“

„Das könnteſt Du Dir ſelbſt ſagen, Onkel,“ antwortete Mainau ſich bezwingend, mit leichtem Hohne. „Ich verreiſe — was ich wohl nun ſattſam ausgeſprochen habe — für Jahr und Tag; die Baronin geht nach Rudisdorf; ſie wird Leo nicht mehr unterrichten;“ — bei dieſer eiſigkalten Hindeutung hob die Herzogin die geſenkten Lider, und ein unverſchleierter Triumphblick flog nach der jungen Frau hin, die ſtill und gelaſſen in ihrer bisherigen Stellung verharrte — „und — was mir in der That die Hauptſache iſt,“ fuhr Mainau fort — „wir können unmöglich vom Herrn Hofprediger verlangen, daß er auch im Winter ſo oft nach Schönwerth kommt, um Leo Religionsunterricht zu ertheilen.“

„Ah bah — das machſt Du mir nicht weiß — an dieſen Grund glaubſt Du ſelbſt nicht. Du weißt im Gegentheil recht gut, daß unſer lieber Hofprediger ſich kürzlich ſogar erboten hat, das Kind auch in anderen Fächern zu unterrichten —“

„O ja, ich erinnere mich,“ verſetzte Mainau trocken; „aber bei meinem Grauen vor gefälſchter Welt- und

Naturgeſchichte wirſt Du es begreiflich finden, wenn ich für ſo viel Güte und Aufopferung danke.“

„Herr Baron!“ fuhr der Hofprediger auf.

„Hochwürden?“ frug Mainau langſam und hohnvoll zurück und ließ aus den halbgeſunkenen Augen einen meſſenden Blick über ihn hinſtreifen.

Dieſe ausdrucksvoll verächtliche Geberde Mainau's war nicht zu ertragen — der Hofprediger erhob ſich mit hervorbrechendem Ungeſtüm, aber der alte Herr umklammerte mit beiden Händen ſeinen Arm und verſuchte, ihn wieder an ſeine Seite niederzuziehen.

„Raoul, ich begreife Dich nicht! Wie kannſt Du den Hofprediger ſo beleidigen, und noch dazu in Gegenwart Ihrer Hoheit, der Frau Herzogin?“ rief er mit halberſtickter Stimme.

„Beleidigen? . . . Habe ich denn von gefälſchten Wechſeln oder dergleichen geſprochen? . . . Ich frage Dich ſelbſt: lehrt der orthodoxe Theologe die Dinge, wie ſie ſind? Muß er nicht Vieles — das ſo ſonnenklar iſt, wie der Satz, daß zweimal zwei vier iſt, und in alle Ewigkeit bleiben wird — hartnäckig verneinen, wenn er auf ſeiner Baſis bleiben will? Läßt er nicht Weltenkörper unverrückbar feſtſtehen, die nach des ewigen Schöpfers Willen und Geſetzen gehen müſſen?

Läßt er nicht Weltereigniſſe, die durch den kraftvollen Geiſt und Willen Einzelner und das Geſammtwirken von Völkerſchaften nothwendig heraufbeſchworen werden, durch überſinnliche gute und böſe Dämonen bewerkſtelligen? Stellt er nicht den heiligen Hokuspokus der Bittgänge und Wallfahrten über alle Wirkſamkeit des denkenden Arztes, über die vom Allerſchaffer uns verliehenen heilſamen Mittel, ja, über Gottes Weisheit ſelbſt, dem er eine Veränderung ſeiner ewigen Maßregeln abzuzwingen vorgiebt?" —

Der Hofmarſchall ſchlug ſprachlos die Hände zuſammen und ſank in ſeinen Stuhl zurück. „Um Gotteswillen, Raoul, ich habe Dich noch nie in der Weiſe vorgehen ſehen." —

„Ach ja" — verſetzte Mainau die Achſeln zuckend — „Du haſt Recht; ich habe mich eigentlich nie in dieſe Dinge gemiſcht. Man ärgert ſich nur über die ſchwachen Argumente und Waffen des Gegners, der in der Bedrängniß hinter ſeinen Schild mit der Deviſe: ‚Bei Gott iſt kein Ding unmöglich' — im Siegesbewußtſein flüchtet; und ſchließlich, wer läßt ſich wohl gern die ſchwarzen Wespen um die Ohren ſummen, wenn er Gottes ſchöne Welt liebt und ſie — genießen will? . . . Aus dieſer Friedfertigkeit bin ich nur ein

wenig aufgerüttelt worden durch das Hexenvernichtungsproject im indischen Garten, das meinem Kind um ein Haar das Augenlicht gekostet hätte. Ich hege Mißtrauen gegen den Religionsunterricht, bei welchem derartiges Unkraut so lustig fortgedeihen kann, und meine, mit der Radicalcur müsse man schleunigst bei den jungen Köpfen anfangen, denn die alten, die noch zu vielen Tausenden die schöne Erde verderben, sind doch nicht mehr zu bessern."

„Wie ungerecht, Baron Mainau! So denken Sie in Wirklichkeit über die heilige Einfalt?" rief die bigotte Hofdame, die nicht länger an sich zu halten vermochte. „Haben Sie nicht neulich selbst gesagt, daß Sie dieselbe an den Frauen lieben?"

„Das sage ich heute noch, meine Gnädige," entgegnete er, in seinen leicht frivolen Ton verfallend. „Eine schöne, glatte, weiße Stirne unter seidenem Lockenhaar, die nicht grübelt, ein süßer, rother Mund, der harmlos plaudert — wie bequem für uns! . . . O ja, ich liebe diese Frauen, aber — ich bevorzuge sie nicht."

„Und wenn das seidene Lockenhaar erbleicht und dem süßen, rothen Mund das kindlich ausdruckslose Lächeln nicht wohl mehr anstehen will, dann legt man

das Spielzeug in die Ecke — wie, Baron Mainau?" fragte die Herzogin scharf — sie ließ mit nachlässiger Grazie die Reitgerte figurenzeichnend über die Tischplatte hingleiten, wobei die brillantenen Tigeraugen farbige Blitze umherschleuderten.

„Wollen es diese Frauen anders, Hoheit?" fragte Mainau kalt lächelnd zurück.

„Ei, da wird man schleunigst sein Latein, seine botanischen und chemischen Studien, mit denen man in der Backfischzeit wahrhaft gepeinigt worden ist, hervorsuchen müssen," lachte die fürstliche Frau hart auf. „Man sagt mir nach, daß ich rasch und leicht auffasse — vielleicht hat sich auch mit den Jahren der innere Trieb eingestellt — es käme auf einen Versuch an.... Was meinen Sie dazu, Baron Mainau, wenn ich Sie bei Ihrer Rückkehr aus dem Orient mit einer lateinischen Anrede begrüßen und dann in mein Laboratorium führen würde, um sie mit allen möglichen gelehrten Experimenten zu regaliren?"

„Hu, ein Blaustrumpf in salopper Toilette, mit ungeordnetem Haar!" rief Mainau in ihr Spottgelächter einstimmend. „Hoheit, diese Antipathie wurzelt unausrottbar in meiner Seele — ich bilde mir aber plötzlich ein, es könnte Frauengeister geben, die

mit einigem Verständniß den Spuren der Natur nachzugehen und deren Wunder, gleich den Männern, aufzuschließen suchen, die bei klarem Blick den unüberwindlichen Trieb haben, selbstständig, ohne das Gängelband der Tradition, zu denken und den Erscheinungen und Dingen auf unserem Planeten bis auf den Grund zu folgen — wobei sie diesen Trieb jedoch erst in zweiter Linie berücksichtigen, indem sie sich sagen, daß das Behüten der heiligen Herdflamme, das Zusammenhalten ‚des Hauses' mit weichen, linden und doch starken Armen ihre Hauptlebensaufgabe sei."

„Mein bester Baron Mainau, vielleicht findet sich ein großer Künstler, der Ihnen eine solche Frau — malt," rief die Hofdame, in ein spöttisches Kichern ausbrechend, während sich die Herzogin mit einer ungestümen Geberde erhob.

Liane hatte in dem Moment, wo Mainau und der Hofprediger so hart und ingrimmig aneinander geriethen, die Arme um Leo's Schultern gelegt und war mit ihm in die entfernteste Fensternische getreten. Die Wetterwolken draußen entluden sich in einem prasselnden Regen, der breitströmend an den Scheiben niederklatschte. In einem dicken, grauen Dampf gleichsam versunken, bogen und neigten sich schattenhaft, wie

Geſpenſter, die, an Ort und Stelle gebannt, zu fliehen verſuchen, drüben die Baumwipfel unter dem zerzauſenden Sturm, und auf den Raſenflächen ſtanden bleifarbene Teiche. Durch die niederſtürzenden, erlöſenden Waſſermaſſen zuckte längſt kein Blitz mehr, aber dort am Tiſche, dem die junge Frau den Rücken kehrte, war es beängſtigend gewitterhaft — lehnte ſich doch plötzlich der ſeltſame Mann unerwartet gegen die leiſe, aber feſt gehandhabte Bevormundung auf, die er bisher ſtillſchweigend ignorirt, weil er — in ſeinem Lebensgenuß nicht geſtört ſein wollte — ja, er ging noch weiter, er verwarf frühere Anſichten; war das dieſelbe Caprice, infolge deren er die Verheirathung mit der proteſtantiſchen, vermögensloſen Frau durchgeſetzt hatte, oder ein wirklicher innerer Umſchwung?

Die junge Frau wandte ſich nicht um — auch nicht, als ſie die Stühle heftig rücken und den Hofprediger mit ſeinen feſten, majeſtätiſchen Schritten nach der Glasthür zu gehen hörte — gleich darauf trat Mainau an den Schreibtiſch und ſtieß hörbar den Kaſten zu. Faſt in demſelben Moment rauſchte eine Schleppe; ein ſüßer Jonquillenduft — das Lieblingsparfüm der Herzogin — flog in die Niſche, und plötzlich legte ſich ein Arm um die weiche Taille der jungen

Frau. „Sie haben eine verführeriſche Geſtalt, ſchöne Frau," ziſchelte ihr die Herzogin in das Ohr; — „aber bemühen Sie ſich nicht — ich nehme es mit dieſen weichen, linden und doch ſtarken Armen auf — Sie müſſen unterliegen — Sie ſcheitern an der unerbittlich feſtgehaltenen Reiſe."

Die Lippen, die das ausſprachen, waren weiß wie Schnee und zogen ſich krampfhaft nach innen — ein furchterweckendes Meduſengeſicht, das die erſchrockene junge Frau in der That förmlich verſteinerte.

„Laſſe meine Mama gehen — Du thuſt ihr ja weh," rief Leo, indem er ſich zwiſchen die beiden Damen drängte; aber ſchon trat die Herzogin zurück.

„Ei, behüte, mein kleiner Mann, wie könnte ich das wohl über das Herz bringen!" ſcherzte ſie heiter auflachend und trat vor den Spiegel im Hintergrunde des Saales, um ſich den Hut tiefer in die Stirn zu rücken und die in der hereinſtrömenden ſchweren Regenluft ſich auflöſenden Locken höher zu ſtecken; die Hofdame eilte herbei, ihr zu helfen.

Währenddem verließ Liane die Fenſterniſche und kam in Mainau's Nähe — noch ſchlugen ihre Pulſe heftig in Folge des Schreckens. „Laſſe Dich nie wieder von der Frau berühren — ich will es nicht haben,"

gebot er finſter mit unterdrückter Stimme, ſo daß nur ſie es hören konnte und unwillkürlich ſtehen blieb.

„Himmel, was für ein Wetter! — Wie fatal! Mein Arminius wird in Schönwerth übernachten müſſen,“ rief die Herzogin in demſelben Moment — ſie ſtand zwar mit dem Rücken nach dem Saale, aber ihre großen Augen funkelten aus dem Spiegel herüber. „Wollen Sie die große Güte haben, mich heimfahren zu laſſen, Baron Mainau? — Ich muß zurück — es iſt ſchon faſt zu ſpät.“

Mainau erbot ſich, ſie ſelbſt zu fahren, da er die unbändigen Apfelſchimmel anderen Händen nicht überlaſſen dürfe, und ging hinaus, um Befehl zu geben und im Vorbeigehen dem angekommenen Hofmeiſter einige begrüßende Worte zu ſagen.

Als ſei nichts vorgefallen, ſetzte ſich die Herzogin noch einmal neben den Hofmarſchall, der ſich in ein grimmiges Schweigen gehüllt hatte, und plauderte, auch den Hofprediger in das Geſpräch ziehend, unbefangen über alltägliche Dinge, bis Mainau im Regenmantel zurückkehrte, die Apfelſchimmel ſchnaubend drunten an der Freitreppe hielten, und zwei Lakaien mit aufgeſpannten Schirmen ſich draußen vor der Glasthür poſtirten.

„Wollen Sie mitkommen?“ fragte sie den Hofprediger.

Er entschuldigte sich mit einer Schachpartie, die er dem Hofmarschall für die späten Abendstunden zugesagt habe, und wich ruhig zurück, als Mainau neben ihm unsanft und klirrend die Glasthür aufriß.

Die schöne Fürstin schwebte verbindlich grüßend an Mainau's Arme hinaus, und ächzend kehrte der Hofmarschall an seinen Stuhl zurück. „Bitte, schließen Sie die Thür, Herr Hofprediger!“ sagte er mürrisch und sank in die Polster. „Sie hätten sie vorhin nicht aufmachen sollen, liebster Freund — ich wagte nicht zu protestiren, weil es auch Ihre Hoheit zu wünschen schien — aber diese miserable Luft schlug mir wie Blei in die Beine; morgen bin ich todtkrank — dazu der furchtbare Aerger, der Grimm, der mir die Kehle noch zuschnürt. . . . Bitte, fahren Sie mich in mein warmes Schlafzimmer; dort will ich mich sammeln und warten, bis hier der Kamin geheizt ist — es ist bitter kalt geworden. . . . Allons, Leo, Du gehst mit mir!“ rief er dem Knaben zu, der sich an die junge Frau schmiegte.

„Ich möchte gern bei der Mama bleiben — sie ist so allein, Großpapa,“ sagte das Kind.

„Die Mama iſt nie allein — ſie empfängt ‚die Naturgeiſter‘ und braucht uns nicht,“ verſetzte der alte Herr malitiös. „Komm nur hierher!“ Er griff nach der widerſtrebenden Hand des Knaben und zog ihn mit ſich, während der Hofprediger den Rollſtuhl zur Thür hinausſchob.

20.

Die junge Frau trat wieder in das Fenſter. Eben verbrauſte das letzte Rollen des fortfahrenden Wagens — jetzt fuhr ſie, in die weißen Atlaskiſſen geſchmiegt, mit den Apfelſchimmeln durch den Wald — die Frau mit dem ſchönen Meduſengeſichte, die ihn liebte, mit verzehrender Gluth, die ihre fürſtliche Hoheit vergaß, ihren berüchtigten Hochmuth abwarf, und in ſeiner Nähe nichts war, als das leidenſchaftlich anbetende Weib voll glühender Eiferſucht. . . . Warum hatte er das junge Mädchen aus Rudisdorf an ſeine Seite geholt? Warum hatte er nicht am Fürſtenhofe gefreit? Er wäre mit offenen Armen empfangen worden und hätte glücklich werden können mit ihr, die ihm ja durchaus nicht gleichgültig war — die Begegnung

im Walde am Hochzeitstage tauchte in grellen Farben vor der jungen Frau auf — da lag ein Geheimniß. „Sie ſcheitern an der unerbittlich feſtgehaltenen Reiſe," hatte ihr die Herzogin zugeflüſtert — noch fühlte ſie den heißen Athem der Frau an Hals und Ohr — welche Bemühung ſollte denn ſcheitern? Sie hatte Alles aufgeboten, ihre Pflichten zu erfüllen, aber — Gott ſei Dank — ihr Stolz war ihr treu geblieben; ſie hatte nie auch nur einen Finger gerührt, um Mainau's Liebe zu erringen — darin irrte ſich die Frau Herzogin; aber ſie hatte Recht mit ihrer Behauptung, daß die Reiſe das loſe geknüpfte Band vollſtändig löſen werde, ſelbſt wenn Liane ihren Entſchluß fortzugehen nicht mehr ausführen wollte. . . . Es war doch niederſchlagend! Wenn er nach Jahr und Tag zurückkehrte, dann wußte Niemand mehr, daß einmal eine Gräfin Trachenberg nach Schönwerth geſchleppt worden war, um dort eine Reihe unglücklicher Tage voll Prüfung und Anfechtungen zu verleben; er ſelbſt hatte draußen die unerquickliche Erinnerung abgeſchüttelt und kam, um endlich die ſchöne Hand zu ergreifen, die ſich ihm in gebührender Sehnſucht entgegenſtreckte.

Unwillkürlich fuhr die junge Frau mit der krampfhaft geballten Hand nach dem Herzen — was quälte

ſie plötzlich für ein unerklärliches Weh? War es denn ſo ſchrecklich, verſtoßen zu werden um einer Anderen willen? . . . Sie dachte an den Moment, wo er ihr verboten hatte, ſich von der Herzogin berühren zu laſſen — was war da ſein Motiv geweſen? Doch nur die Eiferſucht — er gönnte ihr, ſeiner Frau, dieſe Gunſtbezeigung nicht. . . . Sie vergrub das Geſicht in den Händen — was für eine erbärmliche Schwäche überkam ſie! . . . Langſam verließ ſie das Fenſter, um ſich in ihre Zimmer zurückzuziehen. Sie ging an dem Schreibtiſch vorüber und blieb plötzlich wie feſtgewurzelt ſtehen — an dem Kaſten ſteckte noch der Schlüſſel; Mainau hatte vergeſſen, ihn abzuziehen, und dem Hofmarſchall war es „in ſeinem furchtbaren Aerger und Grimm" nicht eingefallen, ihn zurückzufordern. . . . Das Herz der jungen Frau klopfte heftig — da drin lag das Papier, an welchem Gabriel's Schickſal hing — nur einmal mochte ſie es herausnehmen; ſie wußte, daß man ſolche Documente ganz anders prüfen müſſe, als mit dem bloßen Auge. Aber der „Raritätenkaſten" mußte aufgezogen werden; er war fremdes Eigenthum und den Schlüſſel hatte man aus Verſehen ſtecken laſſen. . . . War es nicht unehrlich, das Papier herauszunehmen? Nein, ſie legte es ja unver-

letzt wieder an Ort und Stelle, und es zu prüfen, hatte ihr Mainau selbst zur Pflicht gemacht und zu dem Zwecke die Papierrolle dem Hofmarschalle abverlangt. Sie zog rasch entschlossen den Kasten auf — das verhängnißvolle rosenfarbene Billet ihrer Mutter lag vor ihr — wie von einer Viper gestochen, wich ihre Hand zurück, als sie es zufällig berührte — sie griff nach dem obersten, offen daliegenden Blatt — es war das, welches sie suchte.

Athemlos flog sie, das Papier in der Tasche, hinunter in ihre Appartements, und nach wenigen Minuten lag es unter dem Mikroskop, dem treuen Gehülfen bei ihren Studien. . . . Unwillkürlich prallte sie zurück und schauerte in sich zusammen — da unter dem unerbittlichen Glas lag sonnenklar und erwiesen ein scheußlicher Betrug. Jeder sorgsam ausgeführte Buchstabe war vorher mit Bleistift vorgezeichnet gewesen — was man mit bloßem Auge nicht zu entdecken vermochte, hier trat es als breiter Schatten fast bei allen diesen so ungezwungen scheinenden Zügen neben dem festen Tintenstrich heraus, und da, wo die Tinte selbst dünner aufgetragen war, schimmerte die Linie des Bleistiftes klar durch. . . . Es war eine mühevolle Arbeit gewesen — der Fälscher hatte die

einzelnen Buchſtaben aus vorhandenen Schriftſtücken zuſammenſuchen müſſen, um ſie zu den Worten, die er zu ſchreiben wünſchte, zuſammenzuſetzen. . . . Wer aber hatte das gethan? Und wozu? Der Zettel war ohne gerichtliche Zeugen geſchrieben — man hatte mithin nur gefälſcht, um einen moraliſchen Zwang auf eine wichtige Stimme auszuüben, die in der Angelegenheit mitſprechen durfte, und das — war Mainau; er hatte ihr ja ſelbſt geſagt, daß er anfänglich zu Gunſten des Knaben aufgetreten ſei. . . . Handelte es ſich hier einzig um Geld und Gut, oder wirkte auch der religiöſe Fanatismus mit? . . . Da ſtand ja auch: „Die Frau aber ſoll und muß die heilige Taufe empfangen, zur Rettung ihrer Seele —“

Die junge Frau warf ſich auf das Ruhebett — ihre Pulſe ſchlugen heftig, und durch die Glieder lief ein nervöſes Zittern — ſie mußte erſt ruhiger werden — in dieſer Aufregung durfte ſie Niemand begegnen. . . . Mainau war doch eine edle Natur — um ſeinen gerechten Widerſpruch zu beugen, mußte man zum Betruge greifen; die Verführung zu einem wirklichen Unrecht durfte es nicht wagen, ohne geſchloſſenes Viſir an ihn heranzutreten. Das Papier mußte vorläufig an ſeine Stelle zurück — ſie konnte mit dieſer Ent-

hüllung nur wirken, wenn ſie es vor ſeinen Augen aus dem Schubfach nahm — ihre Mundwinkel zuckten ſchmerzlich — er hätte jedenfalls weit eher ſie, die neu Eingetretene und Mißtrauiſche verdächtigt, als es für möglich gehalten, daß in ſeinem Schönwerth, dieſem Sitz der Ehrenhaftigkeit und Sittenſtrenge, ſolche Dinge vorgehen könnten. . . . Erfahren aber mußte er die Thatſache — es galt, Gabriel zu retten.

Leiſe huſchte ſie in den Saal zurück. Man hatte unterdeſſen den Kamin geheizt. Die ſchweren Damaſtvorhänge fielen zugezogen an den hohen Fenſterniſchen nieder, und vor der Glasthür lagen feſtſchließende Eichenholzflügel. Nur als ſchwaches, eintöniges Murmeln drang das unermüdliche Rauſchen und Gießen des Regens herein. Der Theetiſch war bereits vorgerichtet, und die große Kugellampe unter wohlthätig grünem Schleier brannte inmitten der weißgedeckten Tiſchplatte — ſie erhellte dürftig den weiten Raum — dunkel, in unförmlichen Gruppen, ſtanden die Polſtermöbel an den fernen Wänden, in die Ecken aber drangen nicht einmal die ungewiſſen Ausläufer des ſmaragdgrünen Lichtes und nur vor dem Kamin breitete ſich behaglich der volle, gelbe Schein der brennenden Scheite über das glänzende Parquet.

Die junge Frau ſah ſich ſcheu um — es war Niemand da. Beruhigt trat ſie an den Schreibtiſch, zog den Kaſten auf, und in ihm ſelbſt die Rolle ſorgfältig wieder zurechtſchiebend und auseinanderfaltend, legte ſie den Zettel hinein — in dieſem Augenblick wurde ihre Hand erfaßt und gleichſam bei der That im Schubfach ſelbſt feſtgehalten — ſie war nicht einmal fähig, aufzuſchreien; das Blut trat ihr im entſetzten Schrecken ſo raſend ſchnell nach dem Herzen, daß ſie zu ſterben meinte — halb zuſammenbrechend, ſah ſie mit verſagenden Blicken in das Geſicht — des Hofpredigers. Er erfing ſie in ſeinem Arm, und die hülfloſe Geſtalt an ſeine Bruſt drückend, zog er wiederholt die Hand, die er noch feſthielt, an ſeine brennenden Lippen.

„Faſſen Sie ſich, theure Frau! Ich habe es allein geſehen — es iſt Niemand außer mir im Salon,“ flüſterte er in weichen, tröſtenden Tönen.

Dieſe Stimme gab ihr ſofort die Beſinnung zurück. Sie riß ſich los und ſchleuderte ſeine Hand von ſich. „Was haben Sie geſehen?“ fragte ſie mit wankender, klangloſer Stimme; aber ihre ſchöne Geſtalt reckte ſich empor in ſtolzer Haltung. „Enthalten dieſe

Schubfächer Gold- und Silberwerth? . . . Habe ich — ſtehlen wollen?"

„Wie könnte ich hinter dieſer königlichen Stirn einen ſolchen Gedanken vermuthen!" — Eher würde ich das Andenken meiner — Mutter mit einem ſo häßlichen Verdachte beflecken als Ihre himmliſch reine Seele — glauben Sie mir das! . . . Sie werden dieſen Ausſpruch freilich nicht begreifen können, denn eben durch die Kindesliebe getrieben ſtehen Sie hier. . . . Gnädige Frau, wer will es Ihnen verargen, wenn Sie den kleinen Brief, mit welchem man Sie peinigt und demüthigt, vernichten wollen?" — Er nahm das Billet aus dem Kaſten. — Verbrennen wir dieſen roſenfarbenen Zeugen der mütterlichen Verirrung gemeinſchaftlich!"

Mit einem raſchen Griffe entriß ſie ihm den Brief und warf ihn an ſeine vorige Stelle. „Iſt das nicht Diebſtahl? Iſt er an mich gerichtet?" zürnte ſie. „Er bleibt, wo er iſt. Mit einem Unrechte kann ich den Flecken vom Rufe meiner Mutter nicht wegwiſchen." Sie wich zurück und trat an die andere Ecke des Schreibtiſches, als könne der Raum zwiſchen ihr und dieſem Prieſter, der gewagt hatte, ſie zu berühren, nicht weit genug ſein. Der grüne Lampenſchein fiel

auf ihr lieblich edles Profil — es erſchien ſteinern in ſeinem ſtolzen Ausdrucke wie eine Camee. . . . Er hatte aber verſucht, ihr eine Schlinge um den Hals zu werfen; bei weniger Energie, ja nur bei einem augenblicklichen Schwanken der Beſtürzung, wäre ſie ihm rettungslos verfallen geweſen — er mußte erfahren, daß ſie ihn durchſchaue. „Wie können Sie die Stirn haben, mir die Hand zu einer lichtſcheuen That bieten zu wollen?“

„Sie verkennen meine Motive abſichtlich und ſtellen ſich mir feindlich gegenüber, wo ſie können,“ ſagte er mit ſchmerzlicher Bitterkeit — der Ton, in welchem er ſprach, hatte etwas tief Leidenſchaftliches; er war nicht gemacht, das mußte ſie ſelbſt zugeben; — „und doch haben Sie keinen treueren Freund auf Erden als mich.“

„Ich habe zwei Freunde — meine Geſchwiſter — eine andere Freundſchaft ſuche ich nicht,“ verſetzte ſie.

Er ſchlug bei dieſer eiſigkalten Zurückweiſung die geballten Hände vor die Bruſt, als habe er einen Schuß empfangen — mit unheimlich glimmenden Augen trat er ihr einen Schritt näher. „Gnädige Frau, hier in Schönwerth ſollten Sie nicht eine ſo ſtolze, verletzende Sprache führen,“ ſagte er mit heiſerer Stimme.

„Hier, wo Sie wurzellos im Boden hängen, wo Sie der Spielball eines jeden Windhauches ſind —“

„Gott ſei Dank! vom Standpunkte meiner Grundſätze hat er mich nicht um eine Linie verdrängen können.“

„Was fragt die Welt nach dieſem innern Halt, die Welt, die ſich über Ihre ſchiefe Stellung hier im Hauſe, über das Motiv, in Folge deſſen man Sie zur Frau von Mainau gemacht hat, lächelnd die demüthigendſten Dinge zuraunt!“

Sie wurde noch bläſſer als vorher. „Wozu ſagen Sie mir das?“ fragte ſie mit ungewiſſer Stimme. „Uebrigens kenne ich ‚die Motive,‘ in Folge deren ich hier bin — ich ſoll Leo Mutter und dem verwaiſten Hauſe Herrin ſein — eine Stellung, die mein Frauengefühl in keiner Weiſe verletzt,“ fügte ſie mit ungebeugter ſtolzer Haltung und kühler Ruhe hinzu.

Dieſe Gelaſſenheit erbitterte ihn ſichtlich.

„Wohl — wären Sie es in Wirklichkeit geweſen!“ ſagte er raſch. „Aber der Mangel einer Herrin iſt in Schönwerth wohl ſelten empfunden worden. Die vorgerückten Jahre und die Reſpectabilität des Hofmarſchalls machen eine dame d'honneur bei Feſtivitäten vollkommen überflüſſig, und das Hausweſen verſteht er

ja zu controliren, wie kaum eine Frau; Leo aber ſoll die militäriſche Carrière machen — er wird Schönwerth und die mütterliche Obhut früh verlaſſen müſſen — dieſe Motive ſind ſchwerlich in Betracht gekommen; die Haupttriebfeder iſt Rachedurſt, glühender Rachedurſt geweſen; ich weiß nicht, ob das Gefühl einer Frau auch unverletzt bleibt, wenn man ihr mittheilt, daß ſie einzig und allein gewählt worden iſt, um eine andere zu züchtigen, um derſelben ein entſetzliches Weh in einer Art und Weiſe zuzufügen, wie ſie ſich raffinirter und grauſamer nicht denken läßt."

Die großen, grauen Augen der jungen Frau ſtarrten den Sprechenden wie entgeiſtert an; aber gerade dieſes ſchmerzliche Verſtummen, dieſer Blick voll unverhüllten Schreckens ließen ihn hart und unerbittlich fortfahren: „Wer Baron Mainau kennt, der weiß, daß ſein ganzes Thun und Weſen auf den Effect berechnet iſt. Hören Sie, wie er hier zu Werke gegangen iſt! Er hat in ſeinen Jünglingsjahren eine hochgeſtellte Dame leidenſchaftlich geliebt, und ſie hat dieſe Liebe ebenſo glühend erwidert; durch ihre Angehörigen aber iſt ſie gezwungen worden, zu entſagen, um den höchſten Rang im Lande einzunehmen — Baron Mainau mag vielleicht nicht ganz im Unrechte ſein, wenn

er das ſtrafbare Untreue nennt; in den Augen aller Eingeweihten aber war es ein furchtbares Hinopfern für Standespflichten. . . . Der Tod hat die Frau, die nie aufgehört, ihn zu lieben, wieder frei gemacht; der armen Dulderin in Hermelin und Purpur iſt ein neues Morgenroth aufgegangen — ſie hat all den ſchweren Fürſtenglanz abwerfen wollen, um in der elften Stunde noch eine liebende und geliebte Gattin und glücklich zu werden — wem iſt es je geglückt, die wahren Abſichten, den Endpunkt des Handelns bei Baron Mainau zu berechnen? . . . Er hat ungezwungen, in liebenswürdigſter Weiſe während der Trauerzeit mit der Dame verkehrt und ſich wahrhaft teufliſch unbefangen gezeigt bis zu dem Moment, wo ſie, glühend vor Liebe und ſeliger Hoffnung, ſeine Werbung um ihre Hand erwartet, und er ihr, angeſichts des ganzen Hofes, kaltblütig ſeine Verlobung mit — Juliane, Gräfin von Trachenberg anzeigt. — Das hat allerdings einen ungeheuren Effect gemacht — es war ein ſataniſcher Triumph.“

Die junge Frau hatte die verſchränkten Hände auf den hohen Aufſatz des Schreibtiſches gelegt und preßte die Stirn darauf. Sie hätte ſich am liebſten tief im Schooß der Erde vergraben mögen, um

nur dieſe mitleidsloſe Stimme nicht mehr zu hören, die ihrem Familienſtolze, ihrer weiblichen Würde und ihrem — ja, ihrem Herzen nie zu heilende Wunden ſchlug.

„Was nach dieſer Komödie kommen mußte, das war ihm ſehr gleichgültig," fuhr der Hofprediger in überſtürzter Haſt fort — es klang, als geize er mit jedem Augenblick, in welchem er dieſer Frau endlich einmal allein, ohne Zeugen, gegenüberſtand. „Für Pflichtgefühl hat ja die Seele dieſes Mannes keinen Raum, wie er ſchon ſeiner erſten hinreißend liebenswürdigen, edlen Gemahlin gegenüber durch die rückſichtsloſeſte Vernachläſſigung bewieſen" — jetzt hob ſie das Geſicht; er log, der Prieſter, edel war jene Frau nicht geweſen, die bei jedem Widerſpruch mit den Füßen geſtampft und mit Meſſern und Scheeren um ſich geworfen hatte — „auch ſie hat er einſt an ſeine Seite geriſſen, lediglich um der fürſtlichen Dame zu beweiſen, daß er ſich aus ihrer Untreue nichts mache. . . . Gnädige Frau, ſie war noch zu beneiden im Vergleiche zu der Zweiten, die er ſeiner verletzten ſchrankenloſen Eitelkeit opferte — ihr ſtand der Vater zur Seite — die zweite Frau hat auch ihn gegen ſich, ja, er iſt ihr furchtbarſter Feind. . . . Er weiß jetzt,

daß die Einſegnung dieſer verhaßten zweiten Ehe nichts als die Beſiegelung eines unerhörten Racheactes geweſen iſt, er weiß, daß die fürſtliche Dame Alles aufbieten wird, doch noch zu ſiegen, und er iſt ihr eifrigſter Verbündeter — der Stammtafel der Mainau wird freilich der fürſtliche Name mit dem Nimbus der Souverainetät einen beneidenswerthen Glanz verleihen —"

„Ich frage Sie nochmals: wozu ſagen Sie mir das Alles?" unterbrach ſie ihn plötzlich — ſie hatte ihre feſte, hoheitsvolle Haltung wieder errungen. „Ich gehe ja freiwillig, wie ſie Alle wiſſen — ich werde der Frau Herzogin und ihrem Verbündeten wenig Mühe machen — aber ſo lange ich den Namen Mainau nicht abgeſchüttelt, ſo lange dulde ich nicht, daß der Mann, dem ich angetraut bin, vor meinen Ohren verunglimpft wird, mag er noch ſo ſchuldig ſein. Ich bitte, das im Auge zu behalten, Hochwürden. . . . Uebrigens will ich nicht entſcheiden, was ſchwerer zu verdammen iſt, ob der Leichtſinn des Weltmannes, oder die Frivolität des Prieſters, der, um jenen Frevel wiſſend, im erſchütternden Gebet den Segen des Himmels auf das unwürdige Spiel herabfleht — der Eine zertritt Frauenherzen, ganz im Sinne der meiſten

ſeiner Standesgenoſſen, der Andere aber läſtert Gott, indem er den Altar zur Bühne herabwürdigt, wo er als glücklich begabter Schauſpieler agirt.“ — Sie ſprach laut, heftig; ſie vergaß alle Vorſicht, alle Selbſtbeherrſchung. „Dieſes Schönwerth iſt ein Abgrund, und zu Mainau's Ehre ſei es geſagt, er weiß es nicht — er geht unbewußt an finſteren Thaten vorüber, die gleichſam die Luft des Schloſſes erfüllen; er ahnt nicht, daß die Documente, auf welche er ſich im guten Glauben ſtützt, gefälſcht ſind —“ ſie verſtummte erſchrocken; der Hofprediger fuhr mit einer ſo ausdrucksvollen Geberde empor, als gehe ihm plötzlich ein Licht auf — blitzſchnell griff er in den Kaſten, nahm das obenaufliegende Papier und hielt es prüfend in den Lampenſchein.

„Sie meinen dieſes Document, gnädige Frau? Die Gelehrte, die Denkerin hat es mikroſkopiſch unterſucht und hat entdeckt —“

„Daß es mit Bleiſtift vorgeſchrieben iſt,“ ſagte ſie feſt.

„Ganz recht, mit Bleiſtift iſt jeder Buchſtabe auf der Fenſterſcheibe nachgezeichnet und dann mit Tinte überzogen worden,“ beſtätigte er vollkommen ruhig; „ich weiß das ganz genau, weiß auch, daß es eine

mühevolle, nervenangreifende Arbeit gewesen ist, denn ich — ich selbst habe dieses Document verfaßt und geschrieben — o, nicht diesen Abscheu, gnädige Frau! Gilt es in Ihren Augen so gar nichts, rührt es Sie nicht, daß ich mich vor Ihnen demüthige und rückhaltslos bekenne? . . . Sie könnten getrost diese Hand berühren — nicht um Geld und Gut, nicht um irdische Macht und Ehren, sondern in Verwirklichung hoher Ideen hat sie gehandelt. . . . Hätte ich nicht ebenso erfolgreich diesem letzten Willen irgend eine Schenkung an Capitalien oder Grundbesitz zu Gunsten meines Ordens anfügen können? Baron Mainau glaubt an die Echtheit des Documentes; er würde auch eine solche Verfügung nicht angetastet haben — und der alte Herr, der Hofmarschall — nun, er hätte aus guten Gründen glauben müssen. — Ein solcher Raub aber lag mir fern — ich wollte nur die zwei Seelen, die heidnische der Mutter für die Taufe, und die des Knaben für die Mission . . . Unser Jahrhundert haßt und verfolgt diese selbstlose Hingebung einer glühenden Mannesseele an den Priesterberuf als Fanatismus — man bedenkt nicht, daß eiserne Bande, um einen Feuerkern gelegt, die Flammen zum Himmel lodern machen und —“

„Ketzer verbrennen," warf sie in eisigem Tone ein und wandte sich ab.

Er zerdrückte den Zettel in der geballten Hand. „Sie lodern nicht mehr," murmelte er mit erstickter Stimme; — der Mann kämpfte schwer mit einem furchtbaren inneren Aufruhre. „Nicht das inbrünstigste Gebet, nicht die verzweifeltste Selbstkasteiung vermögen sie wieder anzufachen — mich verzehrt eine andere Gluth." — Er streckte ihr die Hand mit dem zerknitterten Papiere hin. „Gnädige Frau, Sie können mich der Fälschung anklagen — mit zwei Worten und diesem überführenden Documente können Sie Gabriel befreien, mich von meiner vielbeneideten Stellung herabstürzen und mir allen Einfluß, alle Macht rauben, die ich über Hochgestellte besitze — thun Sie es! Ich will stillhalten, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken — werfen Sie mich meinen zahlreichen Feinden hin — nur gestatten Sie, daß ich — wenn Sie Schönwerth verlassen haben werden — in Ihrer Nähe leben darf!"

Sie sah ihn mit großen Augen wie versteinert an — war er wahnwitzig? . . . Ihre schöne Gestalt wuchs gleichsam vor ihm empor. „Sie vergessen, Hochwürden, daß mein Bruder als Patronatsherr von

Rudisdorf die Pfarrerſtelle nur an proteſtantiſche Geiſtliche vergeben darf," ſagte ſie mit leichtbebender Stimme, aber kaltlächelnd über die Schulter zurück.

„Es iſt wahr — der Pſycholog hat Recht, wenn er die kälteſte Grauſamkeit in diejenigen Frauenköpfe verlegt, die den blonden Glorienſchein über der Stirn tragen." Das kam faſt ziſchend von ſeinen Lippen. — „Sie ſind klug, gnädige Frau, und hochmüthig, wie ſelten eine ariſtokratiſch Geborene, die Fürſtenblut in ihren Adern weiß — mit einer einzigen Wendung Ihres ſchönes Hauptes meinen ſie ſich über ‚das Geſindel' zu ſtellen, das in den Staub gehört. Mag es Ihnen bei Anderen gelingen — bei mir nicht. Ich folge Ihnen Schritt um Schritt; ich hänge mich an Ihre Ferſen — nicht um eine Linie ziehe ich die Hand zurück, die ich einmal nach Ihnen ausgeſtreckt habe, und ſollte ich Sie dabei verlieren! Schlagen Sie nach mir, treten Sie mich mit Füßen — ich werde Alles dulden, ſchweigend, ohne Gegenwehr, aber abſchütteln werden Sie mich nicht. . . . Meine Kirche verlangt von ihrem Prieſter, daß er wache und faſte, daß er in raſtloſer Thätigkeit hier wie ein Maulwurf den Boden unterminire und dort eine Brücke durch die Lüfte ſchlage — wie ganz anders noch wird mich dieſe

fanatiſche Hingebung an das Ziel beſeelen, bis — Sie mein ſind!“ —

Ungekannte Schauer überliefen Sie. Jetzt wußte ſie, daß er nicht um ihre Seele für ſeine Kirche ringe — der eidbrüchige Prieſter liebte das Weib in ihr. Dieſe Entdeckung machte ihr faſt das Blut gerinnen — ſie ſchüttelte ſich vor Entſetzen, und doch, wie die Sünde berückend ſein kann, ſo wirkte dieſe energiſche Beredſamkeit, die in erſchütternden Lauten alle Kämpfe, Stürme und Leiden der Seele bloßlegte, halb abſtoßend, halb magnetiſch auf die junge Frau — ſie hatte ja noch nie die unverſtellte Sprache tiefer, Alles vergeſſender Leidenſchaft von Männerlippen gehört. . . . Las er dieſes Gemiſch von Grauen und augenblicklichem, halb unbewußtem Hinlauſchen in dem verſtörten Ausdrucke, mit welchem ſie das liebliche, tieferblaßte Antlitz ihm zuwandte? Er trat plötzlich unter einem leidenſchaftlichen Zurückwerfen des Kopfes auf ſie zu und breitete niederſinkend beide Arme aus, um die Kniee der jungen Frau flehend zu umfaſſen — das grüne Lampenlicht floß grell über das marmorartige Oval ſeines Geſichts, über den leblos weißen Fleck inmitten der dunkellockigen Haarmaſſen — ihr war, als zeige ein unſichtbarer Finger auf dieſen Fleck

als auf ein Kainszeichen — sie floh, während ihre schönen Hände wild nach dem knieenden Manne stießen. „Fälscher!“ rief sie heiser und tonlos aus. „Eher will ich drüben im See ertrinken, als daß ich auch nur mein Kleid von Ihren Fingerspitzen berühren lasse.“ — Die Hände angstvoll auf die Brust drückend, zog sie die schmiegsamen Schultern eng zusammen, wie ein Kind, das eine entsetzliche Berührung fürchtet und sich doch nicht von der Stelle traut. Sie durfte nicht gehen, so lange sie das Document in seinen Händen wußte — sie hatte unverantwortlich kopflos ihre Mitwissenschaft verrathen.

Der Hofprediger erhob sich langsam. In die plötzlich eintretende athembeklemmende Stille klang heranbrausendes Rädergeroll, und gleich darauf knirschte drunten der Kies unter den Hufen der Apfelschimmel; Mainau kam schon zurück — er mußte wie toll gefahren sein. Bei diesem Geräusch stampfte der Hofprediger mit dem Fuße auf und wandte in sprachlosem Grimme den Kopf nach den verhüllten Fenstern — man sah, er hätte am liebsten den ersten besten schweren Gegenstand ergreifen und zermalmend auf die Equipage und ihren Insassen hinabschleudern mögen.

Die junge Frau schöpfte tief Athem — es war

kein Augenblick zu verlieren. „Ich muß Sie bitten, Hochwürden, das Papier wieder an seinen Platz zu legen," sagte sie, vergeblich bemüht, ihrer Stimme Klang und Festigkeit zu geben.

„Trauen Sie mir das wirklich zu, gnädige Frau? Eine so — stupide Gutmüthigkeit?" rief er heiser auflachend. „Sie meinen, Ihr todwundes Opfer habe nicht die Kraft mehr, sich zu wehren? O, ich kann noch denken. Ich will Ihnen sagen, wie Sie rechnen. Sie sind hier heraufgekommen, um sich des wichtigen Geheimnisses zu bemächtigen — mit dem Mikroskope in der Hand werden Sie Ihrem Gemahle und dem Hofmarschalle beweisen, daß im Hause Mainau ein abscheulicher Betrug, respective eine Erbschleicherei verübt worden ist. Man läßt Sie selbstverständlich mit diesem Geheimnisse nicht nach Rudisdorf zurückkehren und bittet Sie, zu bleiben. . . . Was aber erringen Sie damit? Baron Mainau liebt Sie nicht, wird Sie nie lieben, schöne Frau — sein Herz gehört trotz alledem und alledem der Herzogin. Jetzt sind Sie ihm noch vollkommen gleichgültig — nach der Entdeckung aber wird er Sie hassen, und — sehen Sie, wie selbstlos meine Liebe ist — das will ich verhindern."

Ehe sie sich dessen versah, hatte er auch den rosen-

farbenen Brief der Gräfin Trachenberg ergriffen und ſtand mittelſt weniger Sätze am Kaminfeuer. Es half ihr nichts, daß ſie aufſchreiend nachflog und ihre Hände um den Arm des Mannes, der ſie nie berühren ſollte, ſelbſtvergeſſend klammerte — Document und Brief lagen inmitten eines Flammenmeeres und ſanken eben zu Aſchenſtäubchen in ſich zuſammen.

„So, nun klagen Sie mich an, gnädige Frau! Wer nach dem Zettel ſucht, wird auch den Brief der Gräfin Trachenberg vermiſſen, und daß ich ihn verbrannt habe, wird Ihnen Niemand glauben.“ Er hielt noch die hochgehobene Linke abwehrend vor die Kaminöffnung, obgleich auch nicht der kleinſte verkohlte Reſt der Papiere liegen geblieben war.

Die junge Frau ließ ſchlaff ihre Hände von ſeinem Arme niederſinken — ihr von den Flammen hell angeſtrahltes Geſicht zeigte eine namenloſe ſchmerzliche Beſtürzung. Dem ränkevollen Geiſte des Prieſters war dieſe zwar ſtarke, aber zu reine unſchuldvolle Mädchenſeele freilich nicht gewachſen, und wie ſie daſtand, ſo blumenhaft zart und ſchlank, ſo hülflos, mit erſchrockenen Augen in die Gluth ſtarrend und die ſammetweiche Schläfe unbewußt nahe an die Schulter des Mannes geneigt, da ſah es aus, als bedürfe es nur

einer ſeiner energiſchen Bewegungen, um ſich ihrer zu bemächtigen — es war wie eine Lähmung über ſie gekommen — nur ein tiefer zitternder Seufzer kam wie ein Hauch von ihren Lippen — er ſtreifte die Wange des Geiſtlichen.

„Gnädige Frau, noch iſt es Zeit," rief er — alles Blut war ihm bei der Berührung aus dem Geſichte gewichen. — „Seien Sie mild und barmherzig gegen mich, und ich gehe ſofort zu den Herren von Schönwerth, um zu bekennen."

Sie trat ſtolz zurück und maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen. „Das iſt einzig und allein Ihre Sache — handeln Sie, wie Ihnen beliebt!" ſagte ſie — ihre Stimme klang ſchneidend, vernichtend. „Ich habe allerdings innig gewünſcht, Gabriel zu retten — ich würde mich vielleicht ſogar zu einem Fußfalle vor — der Herzogin, um des guten Zweckes willen, haben hinreißen laſſen; aber in Gemeinſchaft mit einem — Jeſuiten zu handeln, das vermag ich nicht. . . . Ich kann dem Knaben nicht mehr helfen — mag ſich ſein grauſames Geſchick erfüllen. . . . Aber, wahrlich, Deutſchland iſt im Rechte, wenn es dieſe Geſellſchaft Jeſu von ſeinem Boden verjagt, wenn es endlich die Ruthe aufnimmt, um die grimmigſten Feinde des

patriotiſchen Sinnes, der geiſtigen Entwickelung und des confeſſionellen Friedens in das Geſicht zu ſchlagen. . . . Das war mein letztes Wort an Sie, Hochwürden. Und nun gehen Sie, um die ‚Briefintrigue‘ gegen mich einzufädeln — fein, aber mit unvergleichlicher Sicherheit — wie es dem Jünger Loyola's ziemt!“

Sie wandte ihm den Rücken und wollte mit raſchen Schritten den Saal verlaſſen, da wurde ſeitwärts eine Thür geöffnet, und der Hofmarſchall, auf ſeinen Krückſtock geſtützt, ſah herein.

„Wo bleiben Sie denn, verehrter Freund?“ rief er — ſeine Augen fuhren ſuchend durch den Salon. „Mein Gott, braucht es denn ſo lange Zeit, einen Schlüſſel abzuziehen?“

Die junge Frau war bei ſeinem Erſcheinen ſtehen geblieben und wandte ihm voll das Geſicht zu, während der Hofprediger in ſeiner Stellung am Kamine verharrte und nur ſeine weißen, vollen Hände gegen die Flammen hielt, als friere er.

Der Hofmarſchall ſtelzte herein; er vergaß, die Thür hinter ſich zu ſchließen, ſo ſehr frappirte ihn die Situation.

„Ei, meine Gnädigſte, Sie auch ſchon hier?“ ſagte

er, den Krückstock vor sich auf das Parquet stemmend. „Oder wie — Sie können doch unmöglich die ganze lange Zeit über in dem halbdunklen Salon verblieben sein — undenkbar bei Ihrer Gewohnheit, jede Secunde spießbürgerlicher Weise thätig auszunutzen.“

Urplötzlich, als dämmere eine Ahnung in ihm auf, wandte er den Kopf nach dem Schreibtische mit den Raritätenkästen — das verhängnißvolle Schubfach war noch so weit aufgezogen, daß man meinen konnte, es falle im nächsten Moment aus den Fugen.

Ein langgezogenes „Ah!“ kam von den Lippen des alten Herrn. „Wie, meine Gnädigste, Sie haben — gekramt?“ fragte er unter einem grausamen Lächeln fast sanft, wie ein gewiegter Untersuchungsrichter, der einen gewandten Angeklagten eben den letzten Stützpunkt verlieren sieht. Er wiegte bedächtig den feinen Kopf. „Impossible — was sagte ich? Diese schönen Hände, diese aristokratischen Hände einer Dame, die so glücklich ist, sich die Enkelin einer Prinzessin von Thurgau nennen zu dürfen, ich sage, solch hochgeborene Hände können sich doch unmöglich so weit herablassen, in dem Eigenthume anderer Leute herumzustören — fi donc — Verzeihung, meine Gnädigste! Ich habe unpassend gescherzt.“

Er humpelte nach dem Schreibtiſche, ſah in den Kaſten, und ſich mit der Linken mühſam auf den Stock ſtützend, warf er ſuchend die Papiere durcheinander.

Liane kreuzte die Arme krampfhaft feſt unter dem Buſen — ſie ſah Furchtbares kommen. Dort der Mann im langen ſchwarzen Rocke bog ſich ſo angelegentlich nach den Flammen hin, als höre er nicht ein Wort von Dem, was hinter ſeinem Rücken vorgehe — er war wohl bereits fertig mit ſeinem Feldzugsplane.

Der Hofmarſchall drehte ſich um. „Sie haben auch geſcherzt, meine Gnädigſte," rief er und zeigte lachend ſein ſchneeweißes Geſicht. „Sie haben mir einen kleinen Schabernack zufügen wollen. Nicht mehr als billig — ich bin heute der Frau Herzogin gegenüber ein wenig indiscret geweſen — aber ich will künftig artiger ſein — ich verſpreche es Ihnen. Und nun, bitte, bitte, geben Sie mir mein reizendes Billetdoux zurück, an welchem mein ganzes Herz hängt, wie Sie wiſſen! — Wie, Sie weigern ſich? . . . Ich wollte drauf ſchwören, ich ſähe dort aus Ihrer Kleidertaſche ein herziges, roſenfarbenes Briefeckchen gucken. — Nein? — Wo iſt der Brief der Gräfin Trachenberg, frage ich?" fügte er plötzlich mit völlig verän-

derter, zornig knurrender Stimme hinzu — im Uebermaße seiner hervorbrechenden Wuth vergaß er sich so weit, den Krückstock drohend zu heben.

„Fragen Sie den Herrn Hofprediger!“ antwortete die junge Frau mit todtenbleichen Wangen.

„Den Herrn Hofprediger? Ist die Gräfin Trachenberg seine Mutter? . . . Hm ja, möglicher Weise hat er — den kühnen Eingriff belauscht, und Sie appelliren nun an seine Ritterlichkeit und christliche Milde, respective an seine rettende Hand — aber das hilft Ihnen nichts, schöne Frau. Ich will direct aus Ihrem Munde hören, wo der Brief ist.“

Die junge Frau zeigte nach dem Kamine. „Er ist verbrannt,“ sagte sie in klangloſem, aber festem Tone. In diesem Augenblicke wandte der Hofprediger zum ersten Male den Kopf ein wenig — er warf einen verstörten halb wahnwitzigen Seitenblick nach der Sprechenden, der es nicht einfiel, zu dem einzigen Mittel, dem Leugnen, zu greifen.

Der Hofmarschall stieß einen heisern Wuthschrei aus und sank, unfähig, sich länger auf seinen kranken Füßen zu halten, in den nächsten Lehnstuhl.

„Und Sie sind Zeuge gewesen, Hochwürden? Sie

haben dieſe Infamie ruhig geſchehen laſſen?“ preßte er zwiſchen den Zähnen heraus.

„Ich kann Ihnen in dieſem Momente nicht darauf antworten, Herr Hofmarſchall — Sie müſſen erſt ruhiger werden. Die Sache liegt doch anders, als Sie annehmen mögen,“ verſetzte der Hofprediger ausweichend. Er trat vom Kamine weg und kam mit zögernden Schritten näher.

„Nun wahrhaftig, es hat noch gefehlt, daß auch Sie ablenken. Macht denn der ketzeriſche Geiſt dort unter den rothen Flechten alle Männerköpfe rebelliſch? Raoul traue ich ſchon längſt nicht mehr“ — er biß ſich auf die Lippen; die letzten Worte waren ihm offenbar wider Willen herausgefahren — auf den Hofprediger aber wirkten ſie wie ein unerwarteter Schlag in das Geſicht; mit einem Blicke voll zornigen Schreckens nach der Zuhörerin hob er raſch die Hand, als wolle er ſie auf den unvorſichtigen Mund des alten Herrn legen.

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Hofmarſchall,“ ſagte er, in drohendem Warnungstone jedes Wort markirend.

„Mein Gott, ich ſprach in Bezug auf ſeinen gut katholiſchen Glauben,“ rief der Hofmarſchall ärgerlich.

Der Mann, um deſſen „Glauben“ es ſich eben handelte, kam in dieſem Moment die große, mit den byzantiniſchen Teppichen belegte Haupttreppe herauf. Liane ſtand der noch immer offenen Thür gegenüber — der ſtark beleuchtete Gang, welchen ſie überſehen konnte, mündete in dem Treppenhauſe, das auch in einem förmlichen Lichtmeere ſchwamm. Auf der oberſten Stufe blieb Mainau, noch in ſeinen dunklen Regenmantel gehüllt, einen Moment ſtehen. Sah er die hell gekleidete Geſtalt ſeiner Frau inmitten des dämmernden Salons? Er war jedenfalls im Begriffe geweſen, nach ſeinen Zimmern zu gehen — jetzt lenkte er ſofort in den Gang ein.

„Aha, da kommt er ja! Sehr gelegen!“ ſagte der Hofmarſchall ſichtlich frohlockend bei den ſich raſch nähernden, wohlbekannten Schritten — er richtete ſich kampffertig im Stuhle auf und rieb kichernd die dürren, trockenen Hände aneinander.

„Herr Hofmarſchall, ich muß Sie dringend bitten, vorläufig noch zu ſchweigen,“ rief der Hofprediger in ſeltſam gebietendem, halbem Flüſterton, dem man aber doch die Angſt anhörte.

Aber da ſtand Mainau ſchon auf der Schwelle. „Soll ich's nicht wiſſen, Hochwürden?“ fragte er

ſchneidend — ſein ſcharfes, argwöhniſches Ohr hatte den Zuruf erfangen. Durchbohrend glitt ſein flammender Blick von dem Geiſtlichen hinweg auf das Geſicht der jungen Frau. „Ein Geheimniß alſo — ein Geheimniß zwiſchen dem Herrn Hofprediger und — meiner Frau, das Du nicht verrathen ſollſt, Onkel?“ ſetzte er mit langſamen Nachdruck hinzu. „Ich muß geſtehen, das könnte mich lebhaft intereſſiren. Ein Geheimniß zwiſchen einem ſtreng katholiſchen Prieſter und einer ‚Ketzerin‘ — wie pikant! . . . Rathe ich recht, intereſſante Bekehrungsverſuche, Onkel?“

„Denke nicht d'ran, Raoul — unſer Hofprediger iſt viel zu klug und verſtandesüberlegen, um ſich nicht zu ſagen, daß da Hopfen und Malz verloren iſt — die Frau Baronin iſt ja nicht einmal proteſtantiſch. . . . Nein, mein Freund, das Geheimniß gehört der Gnädigen ganz allein, und der Hofprediger, der es unfreiwillig belauſcht, iſt ſo ritterlich und chriſtlich, ſie nicht compromittiren zu wollen. . . . Auch ich würde geſchwiegen haben — mein Gott, man iſt und bleibt ja doch Cavalier — aber was ſoll ich Dir nun ſagen? Mein Kopf iſt viel zu unbeholfen und auch zu alt, um raſch ein Märchen zu erfinden —“

„Zur Sache, Onkel!“ rief Mainau mit harter,

gepreßter Stimme — sein Gesicht mit den krampfhaft nach innen gezogenen Lippen und den wie im Fieber glimmenden Augen war furchtbar anzusehen.

„Nun ja doch — es ist rasch erzählt. Du hast den Schlüssel am Schreibtisch stecken lassen, just an dem Kasten, in welchem der Brief der Gräfin Trachenberg lag. Ich muß mich freilich anklagen, die Frau Baronin allzuhäufig mit dem kleinen, interessanten Actenstück geneckt zu haben, und da hat sie wohl gemeint, es sei doch besser, wenn es eines schönen Tages für immer verschwinde. . . . Sie war allein hier im Salon, hat den günstigen Zufall benutzt und meinen kleinen Liebling, das hübsche, rosenrothe Briefchen in — das Kaminfeuer geworfen — eh, was sagst Du dazu? . . . Es war nur sehr fatal, daß ich kurz vorher das Fehlen des Schlüssels bemerken mußte — der Herr Hofprediger erbot sich, ihn zu holen, und so hat ihn seine Gefälligkeit zum unfreiwilligen Zeugen des Autodafe's gemacht. Als ich, über sein allzulanges Ausbleiben beunruhigt, hier plötzlich eintrat, da stand mein verehrter Freund in sichtlicher Bestürzung noch am Kamin, und die Frau Baronin machte zu spät den Versuch, vor mir zu fliehen. . . . Sieh' hin! Das offene Schubfach sagt genug."

Die junge Frau, die den drohenden Sturm nun völlig entfesselt auf sich losstürzen sah, ließ jetzt das Taschentuch sinken, das sie an ihre Lippen gepreßt hatte, und trat mit entfärbtem, fast wachsweißem Gesichte ihrem Mann einen Schritt näher.

„Lasse das, Juliane!“ sagte er kalt wie Eis, indem er zurückwich und die Rechte, Schweigen gebietend, erhob. „Der Onkel beurtheilt die Sachlage von seinem vorurtheilsvollen kurzen Gesichtspunkt aus — Du hast das Papier nicht berührt — ich weiß es, und wehe dem, der es wagt, diese gemeine Beschuldigung zu wiederholen! . . . Dagegen muß ich mein Befremden aussprechen, Dich zu dieser Zeit hier zu sehen —“

„Aha — wir gehen von ein und demselben Punkte aus,“ lachte der Hofmarschall kurz auf.

„Die Theestunde ist noch fern —“ fuhr Mainau fort, ohne den Einwurf zu beachten — „bei dieser armseligen Beleuchtung kannst Du unmöglich gestickt haben — ich sehe auch weder Deinen Arbeitskorb, noch ein Buch, das auf irgend eine Beschäftigung schließen ließe — Du bist ferner stets die Erste, die geht und sich in ihre Appartements zurückzieht, und die Letzte beim Wiedererscheinen Aller. Ich wiederhole, aus allen diesen Gründen befremdet mich Deine Anwesenheit hier

höchlichſt, und ich kann ſie mir nur ſo erklären: Es iſt irgend eine Aufforderung an Dich ergangen, hierher zu kommen, und — Du biſt ihr gefolgt. Juliane — der Vogel hat alſo doch den Kopf in die Schlinge geſteckt, und ich gebe ihn verloren, unrettbar verloren. Du biſt an die Hand gefeſſelt, die, ſicher ohne Deine Billigung und wohl auch zu Deinem eigenen Schrecken, Dir den Liebesdienſt erwieſen hat, den compromittirenden Brief zu verbrennen. . . . Gefallen biſt Du noch nicht, aber verloren dennoch — warum biſt Du gekommen?"

„Was ſoll denn das heißen, Raoul? Was ſprichſt Du da für tolles Zeug?" rief der Hofmarſchall ganz verblüfft.

Mainau lachte auf, ſo bitter und ſo ſchallend, daß es von den Wänden wiedergellte. „Laſſe Dir's vom Herrn Hofprediger überſetzen, Onkel! — Er hat ſo lange die fetten Karpfen in das große römiſche Fiſchernetz getrieben, daß es ihm nicht zu verdenken iſt, wenn er auch einmal auf eigene Fauſt fiſcht und ein ſchönes, ſchlankes Goldfiſchlein für ſich behalten will. . . . Hochwürden, Ihr heiliger Orden leugnet zwar in neueſter Zeit den oft citirten Grundſatz ‚der Zweck

heiligt die Mittel.' Möglich, daß er aus Vorsicht niemals niedergeschrieben worden ist — desto energischer wirkt er als zugeflüstertes Losungswort, und ich mache Ihnen mein Compliment darüber, wie Sie diese kostbare Abfindung mit dem Gewissen auch im Privatinteresse zu verwerthen wissen — oder sollen wirklich die schönen Lippen dort lediglich den Rosenkranz beten?"

„Ich muß gestehen, ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Herr Baron," versetzte der Hofprediger vollkommen unbefangen. Er hatte Zeit gefunden, eine imponirend ruhige, ja herausfordernde Haltung anzunehmen, wenn auch die rachefunkelnden Augen in dem fahlgewordenen Gesicht durchaus nicht auf inneren Gleichmuth schließen ließen.

„Possen — ich verstehe absolut nicht, wo Du hinaus willst, Raoul," sagte der alte Herr, ungeduldig auf seinem Stuhle hin- und herrückend.

„Ich weiß es, Mainau," murmelte die junge Frau wie vernichtet — dann streckte sie plötzlich mit einer stummen Geberde die Arme gegen den Himmel — ihr war, als stürze mit der Erkenntniß verzehrendes Feuer auf sie herab.

„Komödie!" sagte der Hofmarschall mit seiner

ſchnarrenden Stimme und wandte indignirt den Kopf auf die Seite — aber der Hofprediger trat mit dröhnenden Schritten vor ihn hin.

„Verſündigen Sie ſich nicht, Herr Hofmarſchall!“ warnte er ſtreng und gebieteriſch. „Dieſe arme, gequälte junge Dame ſteht unter meinem Schutze. Ich leide nicht, daß man die himmliſche Reinheit ihrer Seele —“

„Kein Wort weiter, Herr Hofprediger!“ rief Liane empört mit flammenden Augen. „Sie wiſſen doch, daß ich mich ‚mit einer einzigen Wendung meines Hauptes über das Geſindel ſtelle, das in den Staub gehört —‘ Sie wiſſen, daß ich ‚hochmüthig bin, wie kaum eine ariſtokratiſch Geborene, die Fürſtenblut in ihren Adern weiß‘ — Ihre eigenen Worte von vorhin, Herr Hofprediger! — Und dennoch wagen Sie es, unaufgefordert ſich zu meinem Vertheidiger aufzuwerfen? Sagen Sie ſich nicht ſelbſt, daß die Gräfin Trachenberg eine ſolche Aufdringlichkeit nicht duldet, ſondern gebührend zurückweiſt? . . . Da ſteht der Schauſpieler, der Komödiant ohne Gleichen, Herr Hofmarſchall!“ — ſie ſtreckte die Hand gegen den Geiſtlichen aus — „Werden Sie mit ihm fertig — laſſen Sie ſich von ihm die Vorgänge hier im Salon erklären, wie es ihm und

Ihnen am bequemſten iſt! Ich halte es für verlorene Mühe und auch meiner ſelbſt nicht würdig, Ihnen gegenüber zu meiner Vertheidigung auch nur die Lippen zu öffnen.“

Sie wandte ſich raſch ab und blieb vor ihrem Manne ſtehen — ſie ſtanden Auge in Auge. „Ich gehe, Mainau,“ ſagte ſie — ſo energiſch und feſt ſie eben noch geſprochen, jetzt miſchte ſich eine Art von Schluchzen in die Töne. „Vor wenig Tagen noch hätte ich Schönwerth verlaſſen können, ohne auch Dir gegenüber ein Wort zu meiner Ehrenrettung zu verlieren — heute iſt das anders — ſeit ich einen tieferen Blick in Deinen Geiſt gethan, bin ich ihm näher getreten; ich achte ihn, wenn ich mich auch in dieſem Augenblicke wieder zu meinem Schmerze überzeugen muß, wie ſchwach und verblendet Du ſein kannſt, und wie vergiftet Deine Anſchauungsweiſe iſt, daß Du nicht mehr an den Abſcheu vor der Sünde in der Seele Anderer zu glauben vermagſt. . . . Ich ſelbſt kann Dir freilich den wahren Sachverhalt weder ſagen noch ſchreiben — aber ich habe ja Geſchwiſter — durch ſie ſollſt Du von mir hören.“

Sie ſchritt durch den Saal nach dem Ausgange.

„Um Gotteswillen, keinen Scandal, Raoul! —

Du wirſt doch dieſer abgefeimten Intriguantin nicht glauben? — Bei dem Andenken Deines Vaters beſchwöre ich Dich, laſſe Dich nicht hinreißen gegen den bewährten, treuen Freund unſeres Hauſes! O Gott — Liebſter, beſter Hofprediger, führen Sie mich fort — ſchnell — in mein Schlafzimmer! Mir iſt ſehr unwohl," hörte die junge Frau den Hofmarſchall angſtvoll und gellend aufſchreien, als die Thür hinter ihr zugefallen war.

In der That, da war ein Komödiant des anderen würdig! Dieſes fingirte Unwohlſein war die Flagge, unter welcher der Herr Hofmarſchall ſeinen Freund, ſeinen Vertrauten vor einem Zuſammenſtoß mit dem aufgeregten Neffen in ſein Schlafzimmer rettete.

21.

Bitter lächelnd und die emporquellenden Thränen gewaltſam niederkämpfend, ſtieg die junge Frau die Treppe hinab. Die Drei, die ſie da oben zurückließ, blieben vielleicht einige Tage lang auf geſpanntem Fuße, dann aber nivellirten Zeit und Etiquette die aufgerüttelten feindlichen Elemente, und über dem

Opfer, das bei der Kataſtrophe in die aufgeriſſene Kluft ſtürzen mußte, ſchloß ſich der Boden — wer dachte dann noch an die geſchiedene Frau? — In der vornehmen Welt wächſt das Gras unglaublich ſchnell über unliebſame Vorfälle.

Vor dem großen Spiegel im Ankleidezimmer brannten die Lampen — Hanna hatte jedenfalls vorausgeſetzt, ihre Dame werde noch vor dem Thee die leichte Sommertoilette mit einem warmen Hauskleid vertauſchen — es war ja abſcheulich feucht und kalt geworden. Der weiße Porcellanofen, der ausnahmsweiſe in dieſer Jahreszeit geheizt worden war, ſtrömte behagliche Wärme aus und ließ durch die Oeffnung der blanken Meſſingthür den rothglühenden Schein des Kohlenfeuers über den Fußteppich ſpielen. Und in dieſes behagliche Heim, das ſie ſtill und traulich umfing, trat die junge Frau mit fieberiſch kreiſendem Blut und umflorten Blicken zum letzten Mal, um ſich zum Weggehen zu rüſten. . . . Sie ſchickte die Kammerjungfer zum Abendbrod in das Domeſtikenzimmer und verſchloß hinter ihr die Thür, die nach dem Säulengange führte.

Vor allen Fenſtern lagen bereits die Läden, nur im blauen Boudoir ſtanden noch beide Fenſterflügel

weit offen — Liane ſchloß ſie ſtets ſelbſt, aus Beſorgniß, ihre ſchönen Azaleenbäume könnten durch fremde, ungeſchickte Hände beſchädigt werden. . . . Wie das draußen unermüdlich rauſchte und niederſchoß vom dämmernden Himmel! Und wie feuchtſchwer die Luft hereinſchlug und mit triefendem Athem die gleißenden Atlaswände behauchte! In längeren Pauſen ſtöhnte der Sturm noch immer grollend auf — dann trommelte und ſchüttete es mit doppelter Vehemenz auf den ſchwimmenden Kies nieder; in den Windharfen wurden die Accorde lebendig und zogen, halb getragen vom Sturm, halb erſtickt durch die ſtürzenden Waſſermaſſen, erſterbend über die Gärten hin.

Liane ſtand einen Augenblick am offenen Fenſter — ſie ſchüttelte ſich unwillkürlich — in dieſes Unwetter, in die einbrechende Nacht mußte ſie hinaus, und zwar — wandernd. Sie wollte Schönwerth ſo ſtill und geräuſchlos verlaſſen, daß Niemand ſagen konnte, *wann* ſie gegangen. . . . Unter dem Dach Deſſen, der ſie der Hinneigung zur Treuloſigkeit beſchuldigt, der ſie für unrettbar verloren erklärt hatte, durfte ſie auch nicht eine Nacht mehr bleiben — man hatte ſo viel ehrverletzende Anklagen auf ihr Haupt gehäuft, und durch die perfide Handlungsweiſe des

Hofpredigers war sie so vollkommen aller Beweismittel beraubt worden, daß sich nur eine in eigenen Ränken und Hinterlisten geübte Frauenseele der Situation gewachsen zeigen konnte — ihr, der durch ihre Seelenreinheit Hülflosen, blieb eben nur der Ausweg, zu den Geschwistern zu flüchten und in deren Hände ihre Vertheidigung zu legen.

Sie schloß das Fenster und ließ das Rouleau nieder — da kamen plötzlich rasche Schritte durch das anstoßende Vorzimmer, und eine ungestüme Hand ergriff das Thürschloß, aber das blaue Boudoir war verschlossen. . . . Liane preßte beide Hände auf ihr wild schlagendes Herz — Mainau stand draußen und begehrte Einlaß. . . . Nein, um keinen Preis wollte sie ihm noch einmal gegenüberstehen. — Er hatte all' und jedes Entgegenkommen ihrerseits verwirkt.

Mit hartem Finger klopfte er an die Thür. — „Juliane, öffne!" rief er gebieterisch.

Sie stand wie zu Stein erstarrt — auch nicht der leiseste Athemzug säuselte von den Lippen, nur die Augen glitten angstvoll am Kleide nieder, daß auch nicht das schwächste Rauschen einer Falte ihre Anwesenheit verrathe.

Zweimal wiederholte er seinen Anruf, wobei er

heftig an der Thür rüttelte; dann hörte sie ihn zurückschreiten und die große Ausgangsthür nach dem Säulengang öffnen — sie bemerkte, daß der Flügel nicht wieder geschlossen wurde; Mainau war offenbar in heftiger, zorniger Aufregung fortgestürmt.

Tiefaufseufzend ging sie nach dem Ankleidezimmer zurück — warum weinte sie? — Sie schämte sich dieser Thränen. Giebt es auf Gottes weiter Erde etwas Inconsequenteres, Räthselvolleres, als das Frauenherz? Drohte es nicht in diesem Augenblicke zu brechen in stummer Qual? . . . Sie verbarg das Gesicht in den Händen, als könne ein höhnender Blick in die Wandelung ihrer Seele eindringen — mit dem Selbstbelügen war es vorbei. Wäre er jetzt eingetreten, sie wäre wohl schwach genug gewesen, ihm zu sagen: Ich gehe zwar, aber ich weiß, daß ich Dich nie vergessen werde.“ . . . Welcher Triumph für diesen dämonischen Charakter! Ihm widerstand also wirklich kein Weib. Selbst die Gemißhandelte, die er, in beleidigend reservirter Haltung und sich ernstlich gegen jede Annäherung ihrerseits verwahrend, dennoch neben sich gerissen, um seine Rache an einer anderen, immer noch Heißgeliebten zu kühlen — diese Frau, der er wohl seinen Namen, in Wirklichkeit aber nur die Stel-

lung einer Gouvernante in seinem Hause zugestanden, selbst sie warf die Waffen des Stolzes, der mädchenhaften Würde von sich, um ihm zuzurufen: „Ich werde Dich nie vergessen.“ . . . Nein — Gott sei Dank, er war fort. Er sah diesen Sieg nicht — er erfuhr ihn nie. Ein harter, fremder Zug grub sich um ihre Lippen. Sie sah im Geiste die Apfelschimmel vor dem Portale des herzoglichen Schlosses halten: sie sah den kühnen Lenker im dunkeln Mantel am Schlage stehen, und die höchstgestellte, stolzeste Frau des Landes, von seinem Arme gehalten, den Wagen verlassen — vielleicht war diese Heimfahrt entscheidend für Beide gewesen — die junge Frau war jetzt verbittert und mißtrauisch genug, um zu vermuthen, Mainau habe sie droben absichtlich und gegen seine Ueberzeugung der Treulosigkeit beschuldigt, um — die Trennung zu beschleunigen. . . . Ach Gott, wozu denn dieses schmerzliche Grübeln! — Liebe war es ja noch lange nicht, was sie empfand, ganz gewiß nicht — davor bewahrte sie denn doch — ihr Trachenbergischer Familienstolz — sie konnte sich nur des seltsam warmen Wunsches, seine Freundschaft zu besitzen, augenblicklich nicht erwehren; aber, war sie nur erst wieder daheim, da lernte sie rasch überwinden. . . .

Sie ſchloß den Schmuckkoffer auf und verglich noch einmal ſeinen Inhalt mit dem Verzeichniſſe; ebenſo überzählte ſie die Geldrollen im Schreibtiſche — ſie hatte nie eine derſelben berührt. Sodann verſiegelte ſie die beiden Schlüſſel in einem Couverte, das ſie an Mainau adreſſirte und auf dem Schreibtiſche liegen ließ. Die Gegenſtände, die ſie nicht von fremden Händen betaſtet wiſſen mochte, packte ſie in einen kleinen Koffer; alles Andere überließ ſie zur Nachſendung der Kammerjungfer.

Während dieſer Vorbereitungen waren nahezu zwei Stunden verſtrichen. Sie hob das Rouleau im blauen Boudoir; es war ſehr dunkel draußen geworden; der Schein der hinter ihr ſtehenden Lampe ſtreckte ſich über den Kiesplatz hin und zeigte große, trübe Waſſerlachen in jener tummelnden Bewegung, wie ſie leichtniederplätſchernde Tropfen erregen — der Regen hatte nachgelaſſen, aber der Sturm kam eben wieder um die Ecke, ſo wild und johlend, als habe er ſich in all' den Höfen und Höfchen und offenen Säulengängen des ungeheuren Schloſſes verirrt und brauſe nun, neu ausathmend und befreit, über die weiten Gärten hin.

Jetzt war es Zeit, zu gehen. Liane vertauſchte ihr helles Kleid mit einer dunkeln Robe, warf einen

ſchwarzen Sammetmantel um und zog die Kapuze über den Kopf. Schmerzlich aufweinend trat ſie in Leo's Schlafzimmer und legte die Wange auf das Kiſſen, neben welchem ſie bisher jeden Abend wachend und behütend geſeſſen, bis dem tief und behaglich hingeſchmiegten wilden Lieblinge die glänzenden Augen im ſüßen Schlummer zugefallen waren. Er ſaß jetzt oben beim Großpapa und ahnte nicht, daß ihre Thränen auf ſein Schlummerkiſſen fielen, daß ſie, an der ſein ganzes unbändiges Knabenherz vergötternd hing, in ſtürmiſcher Nacht das Schloß verlaſſe, um nie zurückzukehren.

Geräuſchlos ſchob die junge Frau den Riegel an der Thür des blauen Boudoirs weg und trat hinaus, aber beſtürzt und geblendet wich ſie zurück — ſie hatte gemeint in das tiefdunkle Vorzimmer zu treten, und da brannte nun die große Hängelampe am Plafond, und durch die weit zurückgeſchlagenen Flügel der Hauptthür quoll das grelle Gaslicht des Säulenganges herein. . . . Sie ſetzte den Fuß nicht weiter — in athemloſem Schrecken ſtand ſie da — von Licht überſchüttet, hob ſich ihr zartes, bleiches Geſicht in feenhafter Lieblichkeit aus den ſchwarzen Sammethüllen — aber der harte, fremde Zug, der ſich vorhin um ihre Lippen geſchlichen hatte, trat verſchärft hervor, während die ſtahlfarbenen

Augen, halb verwirrt, halb trotzig zurückweisend, seitwärts die Fensternische streiften, in welcher Mainau mit verschränkten Armen stand.

„Du hast mich lange warten lassen, Juliane," sagte er ruhig, fast eintönig, als handele es sich um eine verabredete gemeinschaftliche Fahrt in's Concert oder Theater. Dabei schritt er rasch nach der offenen Thür und schlug beide Flügel zu — es war klar, er hatte sie soweit geöffnet, um den Säulengang übersehen und so das Entweichen der jungen Frau auch vom Ankleidezimmer aus verhindern zu können.

„Du willst noch eine Promenade machen?" — Er sagte das, vor sie hintretend, mit dem an ihm gefürchteten Sarkasmus, in seinem Blicke aber glomm ein unheimlicher Funke.

„Wie Du siehst," versetzte sie kalt — sie bog seitwärts aus, um unbeirrt nach der Thür zu schreiten.

„Ein wunderlicher Einfall bei dem Wetter — hörst Du, wie der Sturm heult? Er läßt Dich nicht bis an das erste Rasenrondel des Gartens kommen; darauf verlasse Dich! Die Wege schwimmen — ich warne Dich, Juliane! . . . Diese kleine Caprice wird Dir Schnupfen und Rheumatismus einbringen."

„Wozu diese Komödie?" sagte sie stehenbleibend

vollkommen gelaſſen. „Du weißt ſehr gut, daß es ſich nicht um ‚eine kleine Laune‘ handelt — ich habe Dir oben geſagt, daß ich gehe, und Du ſiehſt mich auf dem Wege.“

„Wirklich? Du willſt ſo, wie Du da biſt, im Sammetmantel und den Regenſchirm in der Hand, bis — nach Rudisdorf promeniren?“

Sie lächelte ſchwach. „Nur bis zur Reſidenz — der Zug geht um zehn Uhr ab.“

„Ach ſo! Köſtlich! Schönwerth hat die Ställe voll Pferde und in den Remiſen ſteht eine lange Reihe bequemer und hübſcher Wagen. Aber die Frau Baronin zieht es por, per pedes das Haus zu verlaſſen weil —“

„In dem Momente, wo ich droben den Saal verließ mit dem Entſchluſſe, heute noch zu gehen, hörte ich auf, ein Familienglied des Hauſes zu ſein, und entäußerte mich ſelbſt des Rechtes, hier noch etwas zu verfügen —“

„Weil es“ — fuhr er unbeirrt und den Einwurf kalt belächelnd mit erhobener Stimme fort — „doch gar ſo herzerſchütternd und todestraurig klingen würde, wenn man ſich morgen früh in der Reſidenz erzählte: ‚Die arme, junge Frau von Mainau! Man hat ſie in

Schönwerth dergeſtalt mißhandelt, daß ſie in die Nacht hinaus geflohen iſt; vom raſenden Sturme gegen die Stämme des Waldes geſchleudert, iſt ſie bewußtlos am Wege des Waldes liegen geblieben, das bleiche Duldergeſicht und die prachtvollen Goldflechten von Blut überrieſelt“ — er vertrat ihr den Weg; denn ſie hatte, tief empört, mit einem Ausrufe des Unwillens eine raſche Bewegung gemacht.

„Bei einem ſo ſtarken, gereiften Geiſte, bei einer ſo geſunden, klaren Anſchauung der Dinge, eine ſolch unglaubliche Naivetät, Juliane!“ fuhr er fort. Der Spott war wie weggewiſcht aus ſeinen Zügen, von ſeiner Stimme. „Du denkſt wie ein Mann und handelſt urplötzlich wie ein erſchrecktes Kind. Wenn es gilt, die Wahrheit zu ſagen oder Anderen zu nützen, biſt Du heldenhaft und haſt die ſcharfe Schneide eines Dolches in der Zunge — aber der Selbſtvertheidigung gehſt Du aus dem Wege, wie der Vogel Strauß, der den Kopf verſteckt. — Du fühlſt Dich ſchuldlos und fliehſt dennoch? . . . Weißt Du nicht, daß Du mit dieſem Schritte das Urtheil der ganzen Welt gegen Dich herausforderſt? — Eine Frau, die bei Nacht und Nebel das Haus ihres Mannes allein, auf Nimmerwiederkehr verläßt, iſt und bleibt — eine Entlaufene!

Das klingt ſtark und beleidigend für Dein zartes Empfinden, nicht wahr? . . . Allein ich kann es Dir nicht erſparen.“

Er griff nach ihrer Hand, die bereits auf dem Thürgriff lag, aber ihre Finger umklammerten ihn feſt — nur mit rauher Gewalt hätte er ſie herabzureißen vermocht. Ein Ausdruck erſchien plötzlich auf ſeinem Geſichte, ſo eigenthümlich geſpannt und dabei ſo wild zornig, daß ſie erſchrak — dennoch ſagte ſie gefaßt und gelaſſen: „Vergiß nicht, daß ich Dir vor zwei Zeugen Lebewohl geſagt und Dich von meinem Weggange unterrichtet habe — von einem ‚Entlaufen‘ oder böswilligen Verlaſſen Deines Hauſes kann mithin nicht die Rede ſein. . . . Und wenn die böſen Zungen über mich herfallen? Mögen ſie es doch. . . . Mein Gott, welche Bedeutung hat denn meine Perſon für die Welt? Ich bin nicht eitel genug, um vorauszuſetzen, ſie werde ſich andauernd mit mir beſchäftigen — ſie könnte es auch beim beſten Willen nicht, denn ich verſchwinde vom Schauplatze. . . . Und nun bitte ich Dich, gieb mir den Weg frei! Lebewohl ſage ich Dir nicht noch einmal — wir ſind Beide nicht ſentimental.“

„Nein — nur ich armer Geſell habe ſo ein

dummes, störriſches Etwas in der Bruſt, das aufſchreit.“ . . . Er trat einen Schritt von der Thür weg. „Der Weg iſt frei, Juliane — das heißt: er iſt frei für uns Beide. Du wirſt doch nicht denken, daß ich Dich allein vor den Richter treten laſſe, der noch dazu Partei nimmt für die Klägerin? Du willſt die Auseinanderſetzung mit mir in die Hände Deiner Geſchwiſter legen — gut — ich will aber auch dabei ſein. . . . Ich werde den Wagen beſtellen, denn ich begleite Dich — Ulrike, die Verſtändige, die Weiſe, ſoll entſcheiden.“

„Mainau, das wollteſt Du wagen?“ rief ſie erſchreckt — bei der heftigen Bewegung, mit der ſie emporfuhr, glitt der Capuchon von ihrem Kopfe; das halbgelöſte Haar quoll wogend, in ſchweren, glänzenden Ringeln auf den ſchwarzen Sammet — der Regenſchirm fiel zu Boden. — Sie verſchränkte die Hände und drückte ſie gegen die Bruſt. „Es iſt mir viel Weh zugefügt worden in Deinem Hauſe, und dennoch möchte ich Dich nie und nimmer vor Ulrikens ſtreng richtenden Blicken ſtehen ſehen, ich — ertrüge es nicht. . . . Was willſt Du antworten, wenn ſie Dich fragt, aus welchem Grunde Du die Hand ihrer Schweſter verlangt haſt? Du wirſt ſagen müſſen: ‚Aus Rache gegen eine Andere — ich habe die Verlobung mit der

Gräfin Trachenberg einzig deshalb in Scene gesetzt, um angesichts des ganzen Hofes der Herzogin einen Dolch in die Brust zu stoßen.'"

Er stand vor ihr mit aschbleichem Gesichte — langsam, mechanisch hob er die Rechte, um sie auf der Brust in den halb zugeknöpften Rock zu stecken — sein Schweigen und diese Haltung gaben ihm das Ansehen eines Mannes, der sehr gut weiß, daß er verloren ist, und mit gemachter Ruhe den Verlauf erwartet. — „Und wie dann weiter, Mainau?" fragte sie unerbittlich. „Du wirst fortfahren müssen: ‚Darauf habe ich die unglückliche Statistin, die sich anstandshalber nicht so rasch wieder abschütteln ließ, mit Schmuck und kostbaren Stoffen beladen, in mein Haus geführt und ihr ein Verhaltungsprogramm aufgestellt, so ungefähr, wie man eine Uhr aufzieht, und von ihr verlangt, daß sie auf der vorgeschriebenen Zeitbahn ihr einförmiges Ticktack pflichtschuldigst abarbeite. . . . Ich habe gewußt, daß die Seele meines Hauses ein alter, kranker, verbitterter Mann ist; ich habe gewußt, daß gerade ihm gegenüber das Festhalten an meiner Vorschrift eine Riesenaufgabe sein mußte, daß dazu eine beispiellose Selbstverleugnung, ein völliger Mangel an empfindlichen Nerven, an stolzaufwallendem Blut nöthig

ſei — o, das verſtand ſich von ſelber bei der Puppe, die meinen Namen trug, an meinem Tiſche aß und das Dach meines Schloſſes über dem Haupte hatte.'" — Sie verſtummte — athemlos, die Lippen geöffnet, warf ſie den Kopf in den Nacken, wie befreit von einer unglaublichen Laſt, wie erlöſt von dem heißen Schmerz, der ihr viele Wochen lang die Kehle zugeſchnürt, das Herz zuſammengekrampft hatte.

„Biſt Du zu Ende, Juliane? Und willſt Du mir vergönnen, Ulriken zu antworten?" fragte er tonlos, mit einer unbeſchreiblichen Sanftheit in der Stimme, jener Stimme, vor welcher bisher die Damen „wie die Lämmer gezittert."

„Noch nicht," ſagte die junge Frau hart — jetzt hatte ſie genippt an der Rache; ſie fühlte zum erſten Male, daß es ſüß ſei, Wiedervergeltung zu üben, Kälte gegen Kälte, Verachtung gegen Mißachtung zu ſetzen — es riß ſie hin, das berauſchende Gift weiterzuſchlürfen; ſie ahnte nicht, daß gerade dieſes heiße Rachegefühl auf eine andere tiefe, hoffnungsloſe Leidenſchaft ſchließen ließ. — „Dieſer arme Automat mit den ewig ſtickenden Händen und den Vocabeln auf den Lippen beging bei allem guten Willen dennoch eine Tactloſigkeit — er kürzte ſein Debüt im Hauſe

Mainau nicht raſch genug ab," fuhr ſie bitter fort. „Er verpaßte den richtigen Moment, wo er ſich mit Anſtand zurückziehen konnte, und da mußte er es ſich gefallen laſſen, daß man zu dem rauheſten Mittel, zu ehrverletzenden Anklagen griff, um -- raſch mit ihm fertig zu werden."

„Juliane!" — Er bog ſich über ihr Geſicht und ſah in die weit geöffneten Augen, die ihm in der unheimlichen Starrheit höchſter Nervenaufregung begegneten. „Wie traurig, daß ſich Dein reiner Sinn in den Abgrund eines ſo häßlichen Mißtrauens verirren konnte! Aber ich bin ſchuld — ich ließ Dich zu lange allein, und wenn ich Alles vor Ulriken verantworten will, das kann ich nicht. . . . Juliane, ſieh mich nicht ſo ſtarr an!" bat er, ihre Hände gegen ſich ziehend; „dieſe furchtbare Aufregung muß Dich krank machen —"

„Darum laſſe mich allein — Du kannſt keinen kranken Menſchen ſehen." Sie entzog ihm ihre Hände — ihre Lippen zuckten in trotzigem Weh.

Er wandte ſich entmuthigt ab. Wohin er ſich auch wenden mochte, ſie hielt ihm grauſam einen Spiegel vor, aus welchem ihm ſein Charakterbild in häßlichen, unheimlich genauen Strichen entgegentrat:

ſie hatte jeden ſeiner herzloſen Ausſprüche ſorgſam notirt. Er konnte ſo glänzend Converſation machen; für ihn gab es keine Klippe, keine Kluft in der Geſellſchaft — er ſchlug über Alles die leichte Brücke des geißelnden Spottes, des funkelnden Witzes — und hier, im Conflict mit einer ehrlichen, aber durch ſein Verſchulden herb gewordenen weiblichen Natur, litt er kläglich Schiffbruch, der brillante, weltgewandte Cavalier. Schweigend wollte er die Hand nach dem Klingelzug ausſtrecken, um zu ſchellen, aber die junge Frau wußte es durch eine raſche Bewegung zu verhindern. „Thue das nicht, Mainau! Ich fahre nicht mit Dir," erklärte ſie entſchieden, mit finſterem Ernſt. „Wozu den häßlichen Streit nach Rudisdorf tragen? Das dürfte ich ſchon meinem lieben, ſcheuen Magnus nicht anthun — er würde unter dem rauhen, lauten Conflict ſchwer leiden. Und die Mama? . . . Mit ihr habe ich einen harten Kampf zu beſtehen, wenn ich zurückkehre — das verhehle ich mir nicht; aber ich will ihn doch tauſendmal lieber allein auf mich nehmen, als Dich dabei ſehen. Sie wird ſich ſofort auf Deine Seite ſtellen — in ihren Augen werde ich bis in alle Ewigkeit die Schuldige ſein; Du biſt der gefeierte, vielbeneidete Cavalier, der Herr von Schönwerth, Wolkers-

hauſen ꝛc. und ich bin das verarmte Mädchen, das kaum Anſpruch auf eine Stiftspfründe hat — was liegt da näher, als daß ich nicht verſtanden habe, mich in die Verhältniſſe zu ſchicken und meine beneidenswerthe Stellung würdig einzunehmen?“ — welch ein bitteres, herzzerreißendes Lächeln flog um ihre Lippen! — „Aber aus eben dieſen Gründen wird Mama auch Alles aufbieten, die völlige Trennung zu verhindern, und dagegen verwahren wir uns doch Beide —“

„In der That, Juliane?“ — Er lachte zornig auf. — „Widerſtrebte es mir nicht, da rauh und gebieteriſch zu nehmen, wo man mir durchaus nicht geben will, da könnte ich allerdings nichts Beſſeres thun, als die Entſcheidung in die Hände der Mama zu legen — ſo aber muß und ſoll Ulrike die höchſte Inſtanz bleiben. . . . Ich werde nicht ein Jota von meiner großen Schuld leugnen. Ich werde ihr erzählen, wie die fürſtliche Coquette mit mir geſpielt, wie ſie mich durch ihren Treubruch zu Dem gemacht hat, was ich geworden bin — zum frivolen Spötter, zum gewiſſenloſen Frauenverächter, zu einem zerfahrenen, ruheloſen Flüchtling, den die ungeſühnte tiefe Demüthigung ſeines Mannesſtolzes in den Taumel unwürdiger Genüſſe gehetzt hat. Ulrike ſoll wiſſen, daß ich, wenn auch längſt keinen

Funken von Neigung mehr für die Treuloſe hegend, dennoch unausgeſetzt nach einer eclatanten Genugthuung gelechzt habe — vielleicht vermag ſie beſſer als Du ſich in die Seele eines tiefgereizten und gekränkten Mannes zu verſenken. . . . Ich werde ihr ſagen: ‚Es iſt wahr, Ulrike, ich habe Deine Schweſter in der That heimgeführt, um die Herzogin zu züchtigen und meine Rache zu kühlen, aber auch, um der wahnſinnigen Leidenſchaft dieſer Frau für mich, die mich anwiderte, Schranken zu ſetzen.‘“

Er ſchwieg für einige Secunden, als hoffe er auf ein ermuthigendes Wort, aber die Lippen der jungen Frau bewegten ſich nicht — ſah es doch faſt aus, als erſtarre ſie gegenüber dieſen Enthüllungen.

„‚Das junge Mädchen, das ich beim erſten Begegnen kaum mit einem halben Blicke angeſehen, war mir gleichgültig,‘“ fuhr er mit bewegter Stimme fort. „‚Hätte ich damals den Eindruck der Schönheit, des Geiſtes empfangen — ich wäre ſofort zurückgetreten — ich wollte keine innere Feſſel wieder auf mich nehmen und ſuchte nur einen ſanften, weiblichen Charakter mit dem Wunſche, daß er ſich als repräſentirende Hausfrau, als geduldige Pflegerin des grilligen Onkels und meines Knaben in die gegebenen Verhältniſſe

hineinleben möge — ich war ein grauſamer Egoiſt. . . . Der Reiſetrieb erwachte auf's Neue in mir — ich ſehnte mich hinaus nach Abenteuern aller Art, auch nach denen mit — ſchönen, pikanten Frauen — ich war wie mit Blindheit geſchlagen. . . . Die weiße Roſe aus Rudisdorf zeigte mir allerdings ſchon am erſten Tage einen ſcharfen Dorn, der mich erſchreckte — ich ſtieß auf einen unbändigen Stolz. . . . Aber ſie war auch klug und mir an Geiſtesſchärfe weit überlegen — ſie verſtand es, ihre körperliche Schönheit, ihren hochgebildeten Geiſt in die Nonnentracht der ſtrengſten Zurückhaltung zu hüllen — es fiel ihr nicht ein, auch nur einen Finger zu rühren, um den Mann zu gewinnen, der ſie verſchmäht, mißachtet hatte. . . . Und ſo ging ich neben ihr, kalt, ſpöttiſch, über ſie hinwegſehend, und nur manchmal durch einen aufſprühenden Blitz erſchreckt. . . . Ich müßte über den Humor der Nemeſis lachen, wäre er nicht ſo entſetzlich bitter. . . . Iſt es nicht kläglich, Ulrike, daß der Mann, der in unverzeihlichem Dünkel ſagen konnte: ‚Liebe kann ich ihr nicht geben‘ — nun das Knie vor Deiner Schweſter beugen und ſie um Verzeihung bitten will? Iſt es nicht jammervoll, daß er nun wirbt und fleht um Das, was er zuerſt ſchnöde und achtlos wegge-

worfen? ... Sie will mich verlaſſen — von gerechtem Mißtrauen gegen mich erfüllt, verſteht ſie mich abſolut nicht. Ein anderes, geübteres Frauenauge hätte längſt erkannt, wie es um mich ſteht, und milde verzeihend und ſchonend dem Frevler das ſchwere Eingeſtändniß ſeiner totalen Niederlage erſpart — aber ſie ſchreitet unbeirrt weiter, ohne zu erwägen, was ſie dabei zertritt, und ſo bleibt mir nichts übrig, als in klaren Worten auszuſprechen, daß ich — geiſtig und moraliſch den Tod erleide, wenn Juliane von mir geht.'" —

Er war ſchon bei Beginn ſeiner Beichte einmal raſch nach dem Fenſter zugeſchritten — dort ſtand er noch — kein Blick war auf die junge Frau gefallen. Jetzt wandte er den Kopf nach ihr. Mit der Rechten die Augen bedeckend, taſtete ſie nach dem neben ihr ſtehenden Seſſel — ſie ſchien vor Beſtürzung in ſich zuſammenſinken zu wollen.

„Soll der Wagen vorfahren?" fragte er, näher an ſie herantretend, mit entfärbten Lippen, in athemloſer Spannung. „Oder hat Juliane mich gehört und will ſelbſt entſcheiden?"

Sie verſchlang krampfhaft die Finger ineinander und ließ die Hände ſinken — ſtürzte nicht die Decke auf ſie nieder bei dieſem jähen Umſchwunge?

„Nur ein Ja oder Nein — mache der Qual ein Ende! — Du bleibſt bei mir, Juliane?“ —

„Ja.“ — Dieſes „Ja“ kam freilich wie ein zitternder Hauch von ihren Lippen, und doch übte es eine wahrhaft berauſchende Wirkung auf den Mann. Mit einem ſtummen Aufblicke, als werde die Marter einer tödtlichen Angſt von ihm genommen, hielt er die bebende Frau in den Armen — dann löſte er den Reiſemantel von ihren Schultern und ſchleuderte ihn weithin auf den Boden.

Er küßte ſie auf den Mund. „Das iſt die Verlobung, Juliane — ich werbe um Dich in tiefer, inniger Liebe,“ ſagte er feierlich ernſt. „Nun mache aus mir, was Du willſt! Du ſollſt Zeit und Gelegenheit haben, Dich zu prüfen, ob Du mich dereinſt auch wirſt lieben lernen, die Du jetzt nur in echt weiblicher Milde und Barmherzigkeit verzeihſt. . . . Wer mir noch vor einem halben Jahre geſagt hätte, daß ein Frauencharakter mich bezwingen würde! . . . Nun, Gott ſei Dank, noch bin ich jung genug, um mein Lebensſchiff zu wenden und glücklich zu werden! Sieh, ſo wie ich Deine ſchmiegſame Geſtalt jetzt halte, wie ſie mich nicht mehr zurückweiſt mit Händen und Augen, ſo hingebend biſt Du nun auch meine — Liane.“

Er führte sie in das blaue Boudoir. „Himmel, wie magisch!“ rief er. Sein Blick flog über die glänzenden Wände, um dann wie trunken auf dem lieblichen Antlitze seiner jungen Frau zu ruhen. „Ist das wirklich das verhaßte Zimmer mit den penetranten, erstickenden Jasmindüften und den Polstern der Faulheit?“

Auf dem Tische brannte nur eine Lampe unter rothem Schleier — ein rosiger Schein färbte schwach die Atlasfalten. Mainau hatte früher dieses Zimmer ganz anders, ja feenhaft beleuchtet gesehen — Liane wußte von Leo, daß die Appartements der „ersten Mama“ stets in einem Lichtmeer geschwommen hatten. Mit stürmisch klopfendem Herzen sagte sie sich, daß es nur die Morgenröthe der neuen Glückseligkeit sei, die dem Mann an ihrer Seite plötzlich Alles verkläre. War ihr doch auch, als flimmere es magisch um jeden weißen Azaleenkelch in der dunkelnden Fensternische, ja, als müsse ein Flüstern von dort ausgehen, ein seliges Flüstern der kleinen Blumenseelen, die sie, umstürmt von Kämpfen aller Art, dennoch treu gepflegt, und die nun ihr verschämt schweigendes Glück sehen konnten, besser als er, der sich noch ungeliebt glaubte.

„Und nun die einzige und letzte Frage, bezüg-

lich des Vergangenen, Liane!“ ſagte er, in leidenſchaftlicher Bitte ihre Hände an ſeine Bruſt ziehend. „Du weißt nun, was mich vorhin droben im Salon ſo hart, ſo wahnwitzig ungerecht gegen Dich gemacht hat; Du weißt auch, daß ich in Wirklichkeit an eine Schuld Deinerſeits nie geglaubt — ſtünde ich ſonſt hier? ... Der vergiftende Hauch des verhaßten Schwarzrockes hat Dich nicht berühren dürfen — darauf will ich ſchwören, und doch — ich kann nicht ruhig werden, Liane! ... Ich habe das Gefühl, als würde mir der Hals zugeſchnürt, wenn ich mir, inmitten meines Glückstaumels, den räthſelhaften Augenblick vergegenwärtige, wo ich Dich mit erſchrecktem Geſicht in der halben Dämmerung ſtehen ſah und ſeine Stimme hörte, die dem Onkel Schweigen auferlegen wollte. ... Was führte Dich zu ſo ungewohnter Stunde in den halbdunklen Salon?“ ...

Und ſie erzählte ihm mit fliegendem Athem, aber klar und beſonnen, Alles. Sie beſchrieb ihm, wie ſie die Fälſchung, die ſie auf den Wink der Löhn hin vermuthet, entdeckt hatte. Bei der Schilderung dieſes abſcheulichen Betruges, den er unfreiwillig jahrelang begünſtigt, ſtand Mainau wie eine Bildſäule, keines Wortes mächtig — er war auf ſchamloſe Weiſe dupirt

worden; der intriguante Jeſuit hatte ihn ſpielend am Gängelband geführt, und er hatte agiren müſſen, wie es dieſem ſchlauen Kopf beliebte. Und der arme Knabe, den jener Zettel kurz und bündig als Baſtard von niedrigſter Herkunft bezeichnet und verſtoßen, er hatte unter dem furchtbarſten Druck, unter allſeitiger Verachtung und Schmähung ſeine ſchönſten Kinderjahre hinſchleppen müſſen; er war getreten und in den Ecken umhergeſtoßen worden, in den Ecken des Schloſſes, das dem Manne gehört, deſſen einziges Kind er geweſen. . . . Liane meinte, das Knirſchen der Zähne zu hören, ein ſo gewaltſam verbiſſener Grimm entſtellte Mainau's Geſicht — es war aber auch ein allzu jähes Aufrütteln aus dem blindeſten Glauben und Vertrauen.

Nun kam ſie an jenen Moment, wo der Hofprediger Brief und Zettel in das Kaminfeuer geworfen. Schamhaft vermied ſie, ihre Lippen mit der Wiederholung ſeiner leidenſchaftlichen Bitten und Klagen zu beflecken; ſie deutete kaum die Motive ſeiner verbrecheriſchen Handlungsweiſe an, und doch war es um Mainau's Selbſtbeherrſchung geſchehen. Er ſtürmte wie ein Raſender im anſtoßenden Salon auf und ab — dann kam er plötzlich herüber und zog die junge

Frau in ſeine Arme. „Und ich ließ Dich allein in den Klauen des Tigers, während ich jenes verachtete Weib ſchützend heimgeleitete!“ klagte er.

Sie redete ihm ſanft und beſchwichtigend zu, und mit dieſem Moment begann ihre Miſſion als Frau, als treue Gefährtin und Beratherin. Doppelt ſüß klang dieſe beſänftigende Frauenſtimme gerade in den Räumen, die einſt Zeugen heftiger ehelicher Auftritte geweſen waren. Wie keuſch zurückhaltend und doch wie mild ſtand dieſe zweite Frau unter dem blau atlaſſenen Wolkenhimmel, der auch auf jenes launenhafte, verzogene Weſen niedergeſehen, wenn es bald wie eine kleine Katze geſchmeidig zuſammengerollt, nichts denkend und träumend, halbe Tage lang zwiſchen den Polſtern geruht, bald als graciöſer, ſchöner, aber bitterböſer Engel umhergeflattert war, um Blumen unter dem kleinen Abſatz zu zertreten, oder mißliebige weibliche Dienerſchaft mit höchſteigenen, ariſtokratiſchen Händen zu züchtigen. . . . Das mochte wohl Alles durch Mainau's Seele gleiten — er gab ſich dem neuen Zauber überwältigt hin und wurde ruhiger.

„Vorhin noch hatte ich nur den einen Gedanken, Dich und Leo ſofort nach Wolkershauſen zu bringen und dann hierher zurückzukehren, um Schönwerth für

immer von dem unreinen Geiſt zu ſäubern," ſagte er — freilich dieſe Töne trugen noch die Spuren des inneren Kampfes mit der leidenſchaftlichſten Erbitterung — „Mir kocht das Blut, wenn ich mir denke, daß dieſer Schurke beſchützt und gehätſchelt droben im Schlafzimmer des Onkels ſitzt, während er doch ohne Weiteres über die Schwelle, in Sturm und Nacht hinausgeſtoßen werden müßte. . . . Aber ich muß mir ſelbſt ſagen, es nützt nichts, wenn die rächende Fauſt des empörten ehrlichen Mannes in dieſe Fuchsgeſellſchaft niederfährt; ſie ſtiebt auseinander, um ſich im nächſten Augenblick erſtickend über ihm zu ſchließen; er iſt der Verlorene, und wenn ihm alle Geſetzbücher der Welt zur Seite ſtehen. . . . Sieh', mein holdes Weib, die erſte eclatante Wirkung Deines Einfluſſes — ich will mich mäßigen; aber dieſe Mäßigung ſoll dem Schwarzrock theuer zu ſtehen kommen. — Auge um Auge, Zahn um Zahn, mein Herr Hofprediger! Ich will auch einmal den Fuchskopf aufſetzen, um Onkel Gisbert's willen, an deſſen Kind ich mich ſchwer verſündigt habe. . . . Der Onkel Hofmarſchall iſt mit dem Zettel genau ſo dupirt worden, wie ich — er, mit ſeinen klugen, ſcharfen Höflingsaugen, — darin liegt ein ganz klein wenig Troſt für mich." — Sein

Glaube an die Rechtlichkeit des alten, kranken Mannes war unerschütterlich. Liane zitterte, denn in dem Augenblicke, wo er sich Gabriel's annahm, fiel auch der Riegel vor Frau Löhn's Lippen — welch schwere, bittere Enttäuschung stand ihm bevor! — „Wollte ich ihm aber den wahren Sachverhalt mittheilen, er würde mich einfach auslachen und die vollgültigsten Beweise fordern," fuhr Mainau fort. „Nun werde ich die Sache umkehren. . . . Liane, so schwer es mir auch wird, wir müssen noch nebeneinander gehen wie bisher. Kannst Du Dich überwinden, morgen Deine Hausfrauenpflichten wieder aufzunehmen, als sei Nichts vorgefallen?"

„Ich will es versuchen — ich bin ja Dein treuer Camerad."

„O nein! Mit der Cameradschaft ist's vorbei — der Pact, den wir am ersten Tag geschlossen, ist längst null und nichtig, zerrissen, verweht in alle vier Winde. Unter guten Cameraden gilt eine gewisse Toleranz; aber ich bin ein merkwürdig mißgünstiger Gesell geworden — in dem Falle dulde und gestatte ich nicht. Selbst Leo gegenüber kämpfe ich mit feindseligen Regungen, wenn er so selbstverständlich ‚meine Mama' sagt, und die Namen ‚Magnus' und ‚Ulrike' kann ich

von Deinen Lippen nicht hören, ohne den häßlichſten Neid zu fühlen — ich glaube, ich kann ihnen nie gut werden, dieſen Namen. . . . Uebrigens ſei ohne Sorge — ich wache über Dich, wie es Dein Schutzgeiſt nicht beſſer vermöchte; nicht auf Secunden werde ich Dich verlaſſen, bis die Luft rein iſt von dem Raubvogel, der über meinem ſchlanken Reh kreiſt."

Die Dienerſchaft, die ihm wenige Minuten darauf in den Gängen des Schloſſes begegnete, ahnte nicht, daß auf ſeinen ſtrenggeſchloſſenen Lippen die Verlobungsküſſe fortbrannten, und daß eben die bemitleidete zweite Frau zur Herrſcherin über „Alles was ſein" geworden war. . . . Und als der Hofprediger eine halbe Stunde ſpäter trotz Sturmestoben und Regen das Schloß umkreiſte, da ſah er Mainau's Schatten im hellerleuchteten Arbeitszimmer auf- und abwandeln, und drunten im Salon ſaß die junge Frau am Schreibtiſche — dieſe zwei Menſchen hatten alſo nicht das Bedürfniß nach gegenſeitigem Ausſprechen gehabt — der Herr Hofprediger, der wie ein ſcheues, aber beharrlich lauerndes Raubthier mit heißem Blicke immer wieder das rothgoldene Haargewoge hinter dem leichtklaffenden Fenſterladen ſuchte, er behielt das Heft in der Hand.

22.

Der Sturm, der ſich geſtern im Verlaufe des Abends zum Orkan geſteigert, hatte bis nach Mitternacht fortgetobt. Von den Schloßleuten waren nur wenige zu Bett gegangen. Man hatte ſelbſt den ſchweren Moſaikdächern des Schloſſes nicht getraut und gefürchtet, der heulende Wütherich werde ſie herabſtoßen — kein Wunder, daß da das ſchwache Bambusdach des indiſchen Hauſes in Stücke zerpflückt worden war.

Nun breitete ſich der Morgenhimmel ſo ſchuldlos klar und glänzend über die gemißhandelte Erde, und die zerzauſten Bäume ſtanden beruhigt und kerzengerade; ſie verſchmerzten die entriſſenen Aeſte, die abgeſchüttelten, alten, weithin verſtreuten Vogelneſter, die ſie treulich geſchirmt, und ließen verſöhnend ihre Blätter mit dem ſchmeichelnden Windhauche ſpielen, zu welchem ſich der Unhold geſänftigt hatte. . . . In der Schloßküche aber ſtanden die Leute zuſammen und erzählten ſich, die Löhn ſähe aus wie ein Geſpenſt — ſelbſt dieſem derben Weibe, das ſich doch durch nichts in der Welt aus der Faſſung bringen ließe, ſei der Spuk zu toll geworden; ſie habe die Nacht hindurch in dem indiſchen Hauſe gewacht, da ſei ihr das Dach buch-

ſtäblich über dem Kopfe weggeriſſen worden; die Sterne am Himmel hätten durch große Löcher in der Zimmerdecke hereingeſehen, und das ſei bis zum anbrechenden Morgen die einzige Beleuchtung geweſen, denn der Sturm habe keine Lichtflamme aufkommen laſſen. Und nun könne man den angerichteten Schaden nicht einmal ausbeſſern, denn das gäbe Lärm, und — die Indierin läge ja im Sterben. . . . Die Strenggläubigen des Hauſes meinten, da brauche man ſich freilich über das unerhörte Toben und Stürmen nicht mehr zu verwundern — wenn ſolch eine ungetaufte Seele „geholt" werde, da gebe es immer Kampf.

Liane hatte auch bis gegen Morgen gewacht. Der Sturm hätte ſie wohl ſchlafen laſſen, aber durch ihre Seele war es wie ein Fieber gegangen — es war doch eine nicht zu beſchreibende Glückſeligkeit, ſich ſo geliebt zu wiſſen. . . . Wie ſchnell hatte ſie den kleinen Koffer wieder ausgepackt und jeden Gegenſtand an ſeinen Platz zurückgelegt, den er fortan behaupten ſollte, wie die zweite Frau den ihrigen am Herzen des theuren Mannes! Ebenſo waren die beiden Schlüſſel eiligſt ihrer Haft entlaſſen und das an Mainau adreſſirte Couvert verbrannt worden — es ſollte Niemand mehr auch nur ahnen, daß ſie bereits auf der Flucht ge-

weſen. . . . Dann hatte ſie an Ulrike geſchrieben, mit fliegender Feder alle Stadien ihrer Leiden und Anfechtungen durchlaufend, bis — zum glückſeligen Ausgange.

Der darauf folgende Schlaf in den Morgenſtunden hatte ſie unbeſchreiblich erquickt, und als die Jungfer die Vorhänge auseinanderſchlug und die Fenſterflügel öffnete, da meinte die junge Frau, der Himmel habe noch nie in ſolch kryſtallenem Blau über ihrem Leben geſtanden, die Morgenluft nie ſo balſamiſch ihr Geſicht umſchmeichelt, ſelbſt nicht in Rudisdorf, wo ſie die frühen Tagesſtunden ſtets allein mit den theuren Geſchwiſtern verbracht hatte. . . . Mit Vorbedacht legte ſie ein veilchenfarbenes Kleid an, von welchem Ulrike geſagt, das es ihr gut ſtehe — o, ſie war coquett geworden. Sie wollte Mainau gefallen.

Wie gewöhnlich Leo an der Hand führend, trat ſie in den Frühſtücksſaal. Sie wußte, daß ihr gehäſſige Demüthigungen von Seiten des Hofmarſchalls bevorſtanden, denn ſie hatte ihm geſtern verachtend den Rücken gewendet, und nun kam ſie, ihm ſeine Morgenchocolade zu credenzen. Es galt, die Zähne zuſammenzubeißen und einen gewiſſen ſtoiſchen Muth herauszu-

kehren. . . . Wie der Hofprediger geſtern Abend im Schlafzimmer des alten Herrn die Karten gemiſcht, um ſich ſelbſt aus der Affaire zu ziehen, das war ihr freilich dunkel. Hanna hatte ihr in der neunten Stunde Leo gebracht — er war ja bis dahin auch im Schlafzimmer des Großpapa geweſen; aber aus Allem, was er plauderte, mußte ſie ſchließen, daß es keineswegs laut und leidenſchaftlich zwiſchen den beiden Herren zugegangen war; ja, ſie hatten ſogar Schach geſpielt.

Beim Eintritte in den Saal mußte ſie an den erſten Morgen denken, den ſie in Schönwerth verlebt. Der Hofmarſchall ſaß am Kaminfeuer, und Frau Löhn, die allem Anſcheine nach eben erſt eingetreten, ſtand einige Schritte von ihm entfernt. Ohne die ungeſchlachte Verbeugung der Beſchließerin zu beachten, ſtemmte er beide Hände auf die Armlehnen ſeines Stuhles, und den Oberkörper ein wenig emporhebend, bog er ſich blinzelnd vor, als traue er ſeinen Augen nicht.

„Ei, da ſind Sie ja, meine Gnädigſte!“ rief er. „Dachte ich mir doch gleich, als Sie uns geſtern Abend ſo — ſo brüsk verließen und Ihren längſt beabſichtigten Beſuch in der Heimath zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit antreten wollten, daß Sie ſich bei kälterem Blute denn doch anders beſinnen würden. . . . Freilich,

bei dem Sturme aber auch! Und dann haben Sie sich doch wohl auch ein wenig überlegt, daß ein solch plötzliches freiwilliges Verlassen unseres Hauses bei einer etwaigen gerichtlichen Entscheidung schwer in die Wagschale fallen und — die Abfindungssumme bedeutend schmälern dürfte — klug genug sind Sie ja, kleine Frau."

Sie war im Begriffe, wieder hinauszugehen; sie fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen. Wo war Mainau? Er hatte ihr versprochen, sie nie allein zu lassen. . . . Leo bemerkte erstaunt ihr Zögern — das Kind begriff ja nicht, welche Beleidigungen der Mama als Morgengruß in das Gesicht geworfen wurden. Mit seinen beiden kräftigen Händchen ihre Rechte umklammernd, zog er sie lachend tiefer in den Saal herein.

„Recht so, mein Junge!" lachte auch der Hofmarschall heiter auf. „Führe die Mama zum Frühstückstische und bitte für den Großpapa um eine Tasse Chocolade. Er nimmt sie ja doch am liebsten aus ihren Händen, und sollten auch diese schönen Hände einen leichten Duft von — verbranntem Papier ausströmen. . . . Na, Löhn," wandte er sich rasch an die Beschließerin, als wolle er jede Replik auf den Lippen

der gemarterten jungen Frau verhindern — „ist's wahr? Der Sturm soll ja in dieser Nacht das Dach des indischen Hauses zertrümmert haben?"

„Ja, gnädiger Herr — wie es geht und steht, hat er's weggefegt."

„Auch der Plafond ist beschädigt?"

„Voller Löcher — ein Regen darf nicht kommen."

„Sehr fatal! . . . Aber erneuert oder ausgebessert wird im indischen Garten absolut nichts — je früher diese Spielerei zerfällt, desto besser! . . . Sorgen Sie dafür, daß die Kranke in den kleinen, runden Pavillon gebracht wird —"

Liane sah bei diesem Befehle nach der Beschließerin — die Leute hatten Recht, „das derbe Weib" sah aus wie ein Gespenst. Dem feinen Ohre der jungen Frau entging es nicht, daß sie die Antworten nur so kurz und rauh herauspolterte, um ein Brechen der Stimme zu verhindern.

„Ist nicht vonnöthen, gnädiger Herr — die Frau geht von selber," antwortete sie auf den Befehl hin, mit einer eigenthümlichen Starrheit im Blicke.

„Wie — was! Sind Sie toll?" fuhr der Hofmarschall herum — zum ersten Male sah Liane dieses greisenhafte Gesicht in tiefer, dunkler Röthe aufflam-

men. „Dummheit! Wollen Sie mir weismachen, daß sie sich je wieder erheben, oder gar — ihre gelähmte Zunge zu gebrauchen im Stande sein würde?“

„Nein, gnädiger Herr, was todt ist, das ist und bleibt todt, und — das Uebrige, das löscht heute auch noch aus, ehe die Sonne untergeht.“ Die Frau sagte das eintönig, und doch klang es erschütternd, herzzerschneidend.

Der Hofmarschall wandte den Kopf weg und sah in die Kaminflammen. „So — ist's so weit?“ warf er mit gepreßter Stimme hin.

Liane stellte die Chocoladentasse, die sie ihm eben reichen wollte, wieder auf den Tisch — sie konnte sich nicht überwinden, sich jetzt dem Gesichte des mörderischen Mannes zu nähern, das wiederholt so sonderbar lechzend die Lippen öffnete und dann einen Moment völlig geistesabwesend niederstarrte auf die gekrümmten, krankhaft gebleichten Finger, die den Krückstock umklammerten. . . . Richtete sich die zertretene Lotosblume vor ihrem gänzlichen Auslöschen doch noch einmal von ihrem Marterroste auf, anklagend auf die blauen Streifen an ihrem zarten Halse deutend? . . . Er sah plötzlich auf, als fühle er die Augen der jungen Frau auf sich ruhen — sein Blick verschärfte sich sofort.

„Nun, meine Gnädigſte, Sie ſehen, ich warte auf meine Chocolade — warum haben Sie ſie denn wieder weggeſtellt? Vielleicht weil ich ein klein wenig nachdenklich ausgeſehen? . . . Ah bah — mir war nur, als gucke dort aus der Aſche in der Kaminecke ein kleiner roſenfarbener Reſt.“

Es war ſchrecklich! Aber jetzt wurde die junge Frau erlöſt — ſie hörte Mainau kommen. Er trat raſch ein — welch ein Unterſchied zwiſchen heute und jenem erſten Morgen! Sein Blick ſtreifte nicht über ſie hinweg, wie damals. Alle Vorſicht vergeſſend, ruhte dieſer feurige Blick auf ihrem Geſichte, als könne er ſich nicht losreißen. . . . Der alte, kranke Mann in ſeinem Lehnſtuhle bemerkte das nicht; er ſaß mit dem Rücken nach der Thür — aber Frau Löhn ſah plötzlich ganz beſtürzt aus; ſie ſtrich aus allen Kräften mit ihren rauhen Händen über die ſteife, rauſchende Schürze und ſchlug die Augen zu Boden.

„Du ſchon hier, Juliane?“ fragte Mainau leichthin — er ſah nach ſeiner Uhr, als meine er, ſich in der Zeit geirrt zu haben. „Hier — weshalb ich abgerufen wurde, Onkel,“ wandte er ſich an den Hofmarſchall und reichte ihm eine Karte hin. „Ein reitender Bote der Herzogin iſt drunten und hat die Einladung

zum Hofconcert für heute Abend gebracht. . . . Die Herzogin ſprach ſchon geſtern davon, daß ihre Lieblingsprimadonna die Reſidenz paſſiren werde, und ſich bereit erklärt habe, bei Hofe zu ſingen. Nun iſt ſie einen Tag früher eingetroffen und reiſt morgen weiter — daher dieſe raſche Improviſation — nimmſt Du an?"

„Ei, das verſteht ſich! Habe lange genug in dieſem einſamen Schönwerth hocken und verkümmern müſſen. Du weißt auch, daß ich ſtets zur Stelle bin, wenn mein Hof befiehlt, und ſollte ich mich auf allen Vieren hinſchleppen."

Mainau öffnete ironiſch lächelnd die Thür und gab dem draußen harrenden Lakai den Beſcheid.

„Mir kommt dieſe Zerſtreuung ſehr gelegen," ſetzte der Hofmarſchall hinzu. „Die Verwüſtung, die der Sturm dieſe Nacht in den Gärten angerichtet hat, verſtimmt mich — dazu kommen noch allerlei unerquickliche Dinge. . . . Da, die Löhn" — er zeigte, ohne hinüberzuſehen, mit dem Daumen über die Schulter weg, nach der Beſchließerin — „zeigt mir eben an, daß es mit ‚Der' im indiſchen Hauſe heute noch zu Ende gehen wird. . . . Ich alterire mich immer, wenn ich eine — eine Leiche auf meinem Grunde und Boden weiß; deshalb habe ich auch vor zwei Jahren den ver-

unglückten Hausburſchen ſofort in die Leichenhalle der Stadt ſchaffen laſſen — wie machen wir es nun in dem Falle?“

„Ich muß Dir ſagen, Onkel — das klingt abſcheulich! Das empört mir jeden Blutstropfen,“ ſagte Mainau entrüſtet. „Wie kannſt Du über einen Menſchen, der noch athmet, in einer ſolchen Weiſe verhandeln? . . . Haben Sie nicht ſofort zum Arzt geſchickt, Frau Löhn?“ wandte er ſich mit ſanfterer Stimme zu der Beſchließerin.

„Nein, gnädiger Herr — wozu denn auch? Er kann ihr nicht mehr helfen und martert ſie nur mit ſeinen Kunſtſtückchen. . . . Ich ſage, von ihrer Seele iſt ſchon nichts mehr auf der Erde, ſonſt würde ſie nicht mit ſo ſtillen, ſtarren Augen vor ſich hinſehen, wenn der Gabriel ſo entſetzlich weint und jammert —“

„Hören Sie mir auf mit dieſer larmoyanten Tonart, Löhn!“ rief der Hofmarſchall tief erbittert. „Wenn Sie wüßten, wie Ihrer groben Stimme das Gewinſel anſteht, da hielten Sie Ihren Mund. Ob ſich Dir nun jeder Blutstropfen empört oder nicht, Raoul, darauf kann ich nicht die mindeſte Rückſicht nehmen,“ ſagte er in ſteigender Erregung zu Mainau. „In einem ſolchen Falle bin ich mir ſelbſt der Nächſte — meine

Aversion läßt sich nicht beschreiben. — Mir graut vor jedem Athemzuge Luft, den ich einschlucken muß in solcher Umgebung. . . . Du sollst sehen, daß ich ein todtkranker Mensch werde, wenn Du nicht nach eingetretener Katastrophe sofort dafür sorgst, daß die Ueberreste dahin geschafft werden, wo sie für immer bleiben sollen — nach dem Stadtkirchhofe."

Liane begriff seine Angst, das namenlose Grauen, das so wahr aus der Stimme, aus dem nervösen Schütteln des Körpers sprach. Er hatte die gemarterte Seele des unglücklichen Weibes nicht gefürchtet, so lange der schwer verletzte Körper sie niederhielt — nun sollte sie befreit aufflattern und, wie der Volksglaube annimmt, über dem verlassenen Leichname frohlockend kreisen, bis die Erde ihn deckte — nur das nicht auf „seinem Grund und Boden!"

„Die Frau wird in der Gruft, unter dem Obelisken schlafen," sagte Mainau mit ernstem Nachdrucke. „Onkel Gisbert hat sie ihrer Heimath entrissen, und sie ist die einzige Frau gewesen, die er geliebt hat — sie gehört von Rechtswegen an seine Seite; und damit sei diesen herzlosen Erörterungen ein Ende gemacht!"

„Sie gehört von Rechtswegen an seine Seite?"

wiederholte der Hofmarſchall unter einem heiſern Auflachen. „Wage es, Raoul, und Du ſollſt mich kennen lernen. . . . Ich — haſſe dieſes Weib bis in den Tod. Sie darf nicht an ſeine Seite, und ſollte ich mich dazwiſchen betten.“

Was war das? . . . Mainau ſah beſtürzt mit großen Augen nach dieſem Greiſe, von dem er geſagt hatte: „Der Onkel iſt geizig; er iſt vom Hochmuthsteufel beſeſſen; er hat ſeine kleinen Bosheiten, aber einen beſonnenen Kopf, eine kühle Natur, an die nie Verirrungen ſchlimmer Leidenſchaften herantreten durften.“ . . . Was war es denn Anderes, als lange verhaltene, wahnwitzige Leidenſchaft, die aus dieſen wild proteſtirenden Geberden, dieſen fieberlodernden Augen ſo abſchreckend jäh hervorbrach?

Der Hofmarſchall erhob ſich und ging ziemlich raſchen ſicheren Schrittes nach dem nächſten Fenſter. Er kam dicht an Frau Löhn vorüber und ſtreifte faſt dieſe ſeine heimliche, aber unerbittliche Feindin — allein ſeine Augen ſtrebten vorwärts, in's Leere; er ſah nicht, daß dieſes ſtarre, eingeroſtete Dienſtbotengeſicht auch Geiſt haben konnte, einen unheimlichen Geiſt, der dem hochgeborenen Herrn Hofmarſchall auf der Ferſe folgte und bedeutungsvoll auf jede ſeiner Fußſpuren hinwies.

Der Morgenwind blies durch das halboffene Fenster herein und hob dem alten Manne das sorgfältig geordnete greise Haar auf der Stirn; aber er, der sonst jedem Luftzuge wie seinem tödtlichsten Feinde auswich, er fühlte das nicht.

„Ich begreife Dich nicht, Raoul," sagte er, schwer mit seiner Aufregung kämpfend, vom Fenster herüber. „Willst Du meinen Bruder in der Gruft noch beschimpfen?"

„Hat er es nicht für einen Schimpf gehalten, das Hindumädchen an sein Herz zu nehmen und ihr eine abgöttische Liebe zu weihen, so" — der Hofmarschall lachte gellend auf. „Onkel!" rief Mainau und wies ihn mit finster gerunzelten Brauen in die Schranken der Selbstbeherrschung. „Ich bin nur ein einziges Mal zu jener Zeit in Schönwerth gewesen; aber ich weiß, daß mir damals die Erzählungen der Schloßleute das Herz fieberisch klopfen gemacht haben. Ein Mann, der den Gegenstand seiner Leidenschaft mit solch angstvoller Zärtlichkeit hütet" — er verstummte unwillkürlich vor der Flamme, die drohend aus den sonst so kühl und scharf blickenden Augen des Hofmarschalls brach. Er ahnte ja nicht, an was er da mit unvorsichtiger Hand rühre. Die verführerische Hülle der un-

glückſeligen Lotosblume lag drüben „mit ſtillen, ſtarren Augen,“ um zu ſterben, in Staub zu zerfallen, und der Mann, der ſie einſt mit angſtvoller Zärtlichkeit auf ſeinen Armen durch die Gärten getragen, damit kein Kieſel ihre wunderfeine Sohle drücke, er ſchlief längſt unter dem Obelisken — und dennoch überwältigte eine raſende Eiferſucht den Verſchmähten dort; er gönnte dem todten Bruder bis heute nicht, daß das glühend begehrte Weib ſein eigen geweſen. . . .

„Dieſe ‚angſtvolle Zärtlichkeit‘ war glücklicher Weiſe nicht von Dauer,“ ſagte er heiſer. „Der gute Gisbert iſt noch rechtzeitig zur Vernunft gekommen; er hat die ‚berühmte Lotosblume‘ als — eine Unwürdige verſtoßen.“

„Dafür fehlen mir die vollgültigen Beweiſe, Onkel —“

Als quelle die Windsbraut von geſtern durch das Fenſter und treibe die verdorrte, gebrechliche Höflingsgeſtalt vor ſich her, ſo plötzlich verließ der Hofmarſchall den Fenſterbogen und ſtand vor ſeinem Neffen.

„Die vollgültigen Beweiſe, Raoul? Sie liegen drüben im weißen Saale im Raritätenkaſten, der geſtern leider das Opfer einer Attaque geweſen iſt. Ich werde Dir doch wahrhaftig nicht wiederholen ſollen, daß Du

Onkel Gisbert's fest und unwiderruflich ausgesprochenen letzten Wunsch und Willen gestern Nachmittag erst prüfend in den Händen gehabt hast?"

„Ist jener Zettel das einzige Document, auf welches Du Dich stützest?" fragte Mainau kurz und rauh — der impertinente Ausfall gegen Liane hatte ihm das Blut in die Wangen getrieben.

„Das einzige allerdings — Raoul, wie kommst Du mir vor? Was soll noch gelten auf Erden, wenn nicht die eigenhändige Niederschrift des Sterbenden?"

„Hast Du ihn schreiben sehen, Onkel?"

„Nein — das nicht — ich war selbst krank. Aber ich kann Dir einen Zeugen beibringen, der es mit gutem Gewissen beschwören wird, daß er Buchstaben für Buchstaben hat niederschreiben sehen — schade, daß er vor einer Stunde nach der Stadt zurückgefahren ist. Du hast Dich zwar in neuester Zeit seltsam zu unserem Hofprediger gestellt —"

Mainau lachte fast heiter auf. „Lieber Onkel, diesen classischen Zeugen verwerfe ich hier und vor dem Gesetze. Zugleich erkläre ich die Wirksamkeit jenes sogenannten Documents für null und nichtig und außer aller Kraft. O ja, ich glaube, daß der Herr Hofprediger bereit ist, zu schwören — er schwört bei seiner

Seelen Seligkeit, daß er dem Sterbenden die Feder eingetaucht hat — warum denn nicht? Den Herren Jeſuiten iſt ja ein Schleichpförtchen in dem Himmel garantirt, wenn ſie das große Entrée der Seligen allzuſehr verwirken ſollten. . . . Ich muß mich ſelbſt anklagen, gehandelt zu haben, wie ein Mann von Gewiſſen nicht handeln ſoll. Ich war nicht zugegen, als der Onkel geſtorben iſt — als Miterbe ſeiner reichen Hinterlaſſenſchaft mußte ich doppelt vorſichtig ſein und durfte nicht Anordnungen ſanctioniren, lediglich geſtützt auf ein kleines Stück Papier, das kein gerichtlicher Zeuge beglaubigt. In einem ſolchen Falle ſoll und darf man ſich nur an den klaren Wegweiſer des Geſetzes halten.“

„Gut, mein Freund,“ nickte der Hofmarſchall — er war unheimlich ruhig geworden. Den Krückſtock vor ſich auf das Parquet ſtemmend, ſtützte er beide Hände darauf und ließ ſeine kleinen, funkelnden Augen über das ſchöne Geſicht des Neffen hinſpielen. „Nun bezeichne mir aber auch das Geſetz, unter deſſen Schutze die Frau im indiſchen Hauſe ſteht. Sie iſt vogelfrei, denn ſie war nicht meines Bruders eheliches Weib. . . . Wenn wir uns alſo an ‚den klaren Wegweiſer‘ halten wollten, dann hatten wir das Recht, ſie ſofort

über die Schwelle zu ſtoßen, denn es exiſtirte kein gerichtlich beglaubigtes Teſtament, das ihr auch nur einen Biſſen Brod oder ein Nachtlager auf Schönwerther Grund und Boden zuſicherte. Haben wir in dem Punkte nicht nach dem eiſernen Geſetze gefragt, ſo ſind wir in dem anderen Falle auch davon entbunden.

„Onkel, ſoll das Logik ſein? Alſo weil wir nicht teufliſch erbarmungslos geweſen ſind, darum ſteht uns nun das gute Recht zu, nach einer unverbürgten letztwilligen Verfügung zu handeln, die eine grauſame iſt? . . . Geſetzt aber, Onkel Gisbert habe in der That das Document verfaßt und geſchrieben und die Frau verſtoßen, weil Gabriel nicht ſein Kind geweſen, was, frage ich, gab ihm dann die Befugniß, über das Schickſal des ihm völlig fernſtehenden Knaben aus eigener Machtvollkommenheit zu entſcheiden? . . . Ich war noch ein junger, unbeſonnener Kopf, als Onkel Gisbert ſtarb. Was frug ich damals nach Geſetz und gründlicher Prüfung! — Mir genügte Deine Mittheilung, daß die Indierin ein Treuloſe geweſen, um mich toll und blind zu machen, denn ich hatte den Onkel innig geliebt. . . . Nur das entſchuldigt mich einigermaßen. Später beſtärkte mich der Knabe durch ſeine ſclaviſche Fügſamkeit in dem feſten Glauben, daß er keinen Tropfen

des herrischen, stolzen Blutes der Mainau's in seinen Adern habe — ich stieß ihn wie einen Hund mit dem Fuße aus meinem Wege und habe die Verfügung, daß er Mönch werde, als vortrefflich passend, stets gebilligt — das widerrufe ich hiermit als einen beklagenswerthen Irrthum meinerseits."

Auf diese letzten feierlichen Worte folgte eine secundenlange, athemlose Stille. Selbst Leo mochte instinctmäßig fühlen, daß im nächsten Augenblicke ein Riß durch das Haus Mainau gehen werde — er bog, seitwärts an die junge Frau geschmiegt, den Kopf vor und sah mit großoffenen, ängstlichen Augen in das tiefernste Gesicht seines Vaters.

„Willst Du die Güte haben, Dich deutlicher auszusprechen? Du weißt, mein Kopf ist alt; er faßt nicht mehr rasch; am wenigsten aber das, was nach modernem Umsturze aussieht," sagte der Hofmarschall. Seine hagere Gestalt streckte sich steif und fremd, in einer Art von eisiger Unnahbarkeit — in diesem Moment bedurfte er des stützenden Stockes nicht; die Spannung hielt ihn aufrecht.

„Mit Vergnügen, lieber Onkel. Ich sage kurz und bündig: Gabriel wird nicht Mönch, nicht Missi-

onär" — er hielt inne und trat rasch auf die Beschließerin zu: diese robuste, vierschrötige Gestalt wankte und taumelte plötzlich, als erliege sie einem Schlaganfall. Liane hatte bereits ihren Arm stützend um sie gelegt und führte sie zu einem Stuhl.

„Ist Ihnen übel, Frau Löhn?" fragte Mainau, sich besorgt über sie beugend.

„I Gott bewahre, gnädiger Herr — in meinem ganzen, langen Leben ist mir nicht so wohl gewesen," murmelte sie halb lachend, halb weinend. „Es flimmerte mir nur so vor den Augen, und ich dachte in meinem dummen Kopfe, der Himmel müßte einfallen. . . . O du mein Herr und Vater droben!" seufzte sie aus tiefster Brust und bedeckte das dunkelroth gewordene Gesicht mit der Schürze.

Der Hofmarschall warf ihr einen stechenden Blick zu. Bei aller Aufregung, die in ihm tobte, verwand er es nicht, daß diese Untergebene in seiner Gegenwart saß, und nach ihrer Erklärung, daß ihr wohl sei, nicht sofort wieder aufstand.

„Also Gabriel wird nicht Mönch, nicht Missionär?" fragte er höhnisch, indem er den Kopf wegwandte, um die Tactlosigkeit der Beschließerin nicht

mehr zu ſehen. „Darf man fragen, welche hohe Beſtimmung Du für dieſes koſtbare Menſchenexemplar im Auge haſt?“

„Onkel, der Ton verfängt nicht mehr bei mir. Ich bin ſo lange ſo ſchwach geweſen, dieſen ‚guten Ton‘ zu fürchten — ich habe mich auf den herzloſen Spötter geſpielt, um nur ja nicht als ‚Gefühlsmenſch‘ dem Fluch der Lächerlichkeit zu verfallen. Aber ich zerſchneide das Tiſchtuch zwiſchen mir und denjenigen meiner Standesgenoſſen, unter denen dieſer Ton fortlebt. . . . Ich bin feſt davon überzeugt, daß Gabriel mein Vetter iſt. Willſt Du als erſter Erbe ſeines Vaters nicht einen Theil der unermeßlichen Hinterlaſſenſchaft herausgeben — wohl, es kann Dich Niemand zwingen, denn Gabriel iſt kein legitimes Kind. . . . Ich aber halte mich hier nicht an den ‚klaren Wegweiſer‘ der weltlichen Gerechtigkeit, ſondern an den meines Rechtsgefühles und werde dem Knaben den Namen ſeines Vaters und die Mittel zu einer ſtandesgemäßen Stellung geben, indem ich ihn adoptire.“

Der Riß war geſchehen, auch hier das Tiſchtuch zerſchnitten. Aber der gewiegte Höfling, der bei bedrohlichen Disputen ſehr biſſig werden konnte, um das Heft in die Hand zu bekommen, er hatte gelernt,

einer vollendeten Thatsache äußerlich völlig gefaßt gegenüberzustehen.

„Hier lassen sich nur zwei Momente denken," sagte er kalt und schneidend. Entweder Du bist krank," — er griff mit einer beleidigenden Geberde nach der Stirne, — „oder Du bist, was ich längst geahnt, rettungslos in die Schlingen der rothen Flechten dort gefallen; ich glaube das Letztere — zu Deinem Unheil. Wehe Dir, Raoul! Ich kenne diese Frauengattung auch — gottlob, sie ist selten! Von dem brennenden Haar und der weißen Haut geht ein Phosphorlicht aus, wie von den Nixenleibern; sie sachen mit kühlem Athem Flammen an, ohne sie je zu löschen. . . . Geist, aber keine Inbrunst der Seele — blendende Floskeln auf den Lippen, aber nie den holden Wahnsinn der Liebe, die leidenschaftliche Hingebung des Weibes im Herzen! Du wirst schon auf Erden im Fegefeuer brennen — denke an mich! . . . Sieh, wie Du blaß wirst —"

„Das glaube ich — das Blut stockt mir vor Bestürzung über Deine Sprache! Mein Ohr ist allerdings nicht allzu difficile — leider — aber hier trifft mich jedes Deiner Worte wie ein Schlag in das

Geſicht. . . . Muß ich Dich an Dein weißes Haar erinnern? —"

„Bemühe Dich nicht — ich weiß ſehr wohl, was ich thue und ſage. — Ich habe Dich gewarnt vor der Stiefmutter meines Enkels. Und nun nimm ſie an Dein Herz, das nie Verſtändniß für mein inbrünſtig frommes, mein inbrünſtig liebendes Kind, meine Valerie, gehabt hat! . . . Bezüglich Deines neuen Portégé, — ich meine den Burſchen im indiſchen Hauſe — verliere ich kein Wort — das iſt Sache der Kirche. Leib und Seele des Knaben ſind ihr ſpecielles Eigenthum — ſie wird Dir zu antworten wiſſen, wenn Du es wagen ſollteſt, ihn zu reclamiren. Preis und Ehre dem Herrn, dem ſie dient! Mit ſeiner Hülfe hat ſie noch ſtets die Widerſpenſtigen zu ihren Füßen niedergezwungen, die Einzelnen ſowohl, wie die Nationen — Du verlierſt das Spiel, wie Alle, die ſie jetzt anfeinden und ihre Diener zu Märtyrern machen — ſchließlich bleiben wir oben!"

Er wandte Mainau den Rücken, um zu gehen, aber den Krückſtock auf den Boden ſtampfend, blieb er ſchon nach dem erſten Schritt ſtehen.

„Na, Löhn, haben Sie ſich noch immer nicht genugſam ausgeruht? Es ſitzt ſich wohl recht ſchön

auf den ſeidenbezogenen Stühlen der Herrſchaft?“ ſchalt er.

Die Beſchließerin, die in unbeſchreiblicher Spannung und völliger Selbſtvergeſſenheit dem Verlaufe der heftigen Scene gefolgt war, ſprang tödtlich erſchrocken auf.

„Ordnen Sie mir mein Frühſtück auf einer Platte,“ befahl er, mit dem Kopf nach dem Tiſche hinübernickend, „und tragen Sie es mir nach in mein Arbeitszimmer — ich will allein ſein.“

Er ging hinaus. Der Stock ſtampfte das Parquet, und der Schlüſſelbund der Beſchließerin und das Geſchirr auf dem Silberteller, den ſie trug, klirrten heftig dazu. In der Seele des Vorangehenden tobte der Ingrimm, und die Frau, die ihm pflichtſchuldigſt, mit ſchweigendem Munde folgte, zitterte vor innerem Jubel, aber auch vor „Gift und Galle“ — am liebſten hätte ſie ihm ſeine Chocolade vor die Füße geworfen, „dem gelben Gerippe im Fracke, weil er vor dem lieben, reinen Engel da drin ſo ganz niederträchtige Dinge geſagt hatte.“

In dem Augenblicke, wo die Thür hinter den Hinausgehenden ſchallend in's Schloß fiel, kam Liane aus der fernen Fenſterecke, wohin ſie ſich vorhin ge-

flüchtet, auf Mainau zugeflogen — sie ergriff seine Rechte und zog sie an ihre Lippen.

„Was thust Du, Liane?“ rief er, in jäher Ueberraschung die Hand wegziehend. „Du mir?“ — Dann aber ging es wie eine Verklärung über sein Gesicht, und er breitete die Arme aus — die junge Frau schmiegte sich zum ersten Male freiwillig an seine Brust.

Leo stand, die Hände auf dem Rücken verschränkt, ganz blaß vor Ueberraschung; aber so ungenirt er sonst seine Meinung herauspolterte, diesem ungewohnten Anblicke gegenüber blieb er sprachlos. Lächelnd zog ihn die junge Frau zu sich herüber, und er legte, halb in Eifersucht trotzend, halb schmeichelnd die kleinen Arme um ihre Hüfte. Diese drei schönen Menschen bildeten eine Gruppe, wie man sie zur Verkörperung des häuslichen Glückes, der süßesten Eintracht nicht anmuthiger zusammenstellen konnte.

„Ich werde mich doch morgen von Euch Beiden trennen müssen,“ sagte Mainau im Tone der Entmuthigung. „Nach dem Auftritte mit dem Onkel darfst Du nicht hier bleiben, Liane. Ich aber kann Schönwerth nicht verlassen, bevor die offenen Fragen erledigt, die ausgebrochenen Kämpfe geschlichtet sind.“

„Ich bleibe bei Dir, Mainau,“ ſagte ſie entſchieden. Sie wußte ja, daß ihm noch niederſchmetternde Enthüllungen unvermeidlich bevorſtanden — in dieſen ſchweren Momenten gehörte ſie an ſeine Seite. „Du ſprichſt von Kämpfen, und ich ſollte Dich allein laſſen? . . . Ich kann mich hier genau ſo iſoliren wie in Wolkershauſen — dem Hofmarſchall brauche ich nie mehr zu begegnen —“

„Einmal noch wirſt Du es müſſen,“ unterbrach er ſie, indem er ihr zärtlich das ſchwere, wuchtige Haar aus der Stirn ſtrich, „Du haſt gehört, er wird heute zu Hofe gehen, und müßte er ſich ‚auf allen Vieren hinſchleppen‘. Ich gehe aber auch — es iſt das letzte Mal, Liane — wirſt Du Dich überwinden können, mich zu begleiten, wenn ich Dich herzlich darum bitte?“

„Ich gehe mit Dir, wohin Du willſt.“ — Sie ſagte das muthig, wenn auch die Flamme eines lebhaften Erſchreckens über ihr zartes Geſicht hinflog. Das Herz klopfte ihr doch bang und angſtvoll bei dem Gedanken, daß ſie noch einmal vor die Frau hintreten ſollte, die ihre ergrimmteſte Feindin war, die Himmel und Erde in Bewegung ſetzen wollte, um ſie aus ihrer Stellung zu verdrängen, ihr das Herz zu entreißen,

das ſich ihr geſtern unter den heiligſten Betheuerungen für immer zu eigen gegeben.

23.

Der Hofmarſchall blieb den Tag über in ſeinem Zimmer — er aß allein und verlangte nicht einmal nach Leo. Die Schloßleute aber waren plötzlich wie aus den Wolken gefallen, denn der junge Herr hatte mit Leo und dem neuen Hofmeiſter drunten in einem Salon der gnädigen Frau geſpeiſt. . . . Er hatte auch den Arzt aus der Stadt holen laſſen und war ſelbſt mit ihm in das indiſche Haus zu der Sterbenden gegangen. Auf ſeinen Befehl und in ſeinem Beiſein hatte man mit lautloſer Behutſamkeit die ſchadhaften Stellen im Plafond des verwüſteten Hauſes zudecken müſſen, damit kein beläſtigender Sonnenſtrahl hereinfalle — die exotiſche Thierwelt, die das Thal von Kaſchmir bevölkerte, war in ihre Hütten und Schlupfwinkel eingeſperrt worden, und „der junge Herr" hatte die Röhre des nahen, rauſchenden Laufbrunnens eigenhändig geſchloſſen — die ſcheidende Menſchenſeele ſollte auch nicht durch das leiſeſte Geräuſch beunruhigt werden.

Dieſe Anſtalten genügten, um das wandelbare Völkchen der Bedientenſeelen ſofort umzuſtimmen. Die ſterbende Frau, die man ſo lange Jahre eine unnütze Brodeſſerin geſcholten, war mit einem Male eine arme Dulderin, und weil Baron Mainau mit einem ſo feierlichen Ernſte aus dem indiſchen Garten zurückgekehrt war, ſchwebten die Lakaien noch leiſer als ſonſt auf den Zehenſpitzen durch die Gänge, und in den Ställen und Remiſen wurde alles unnöthige Poltern, alles Singen und Pfeifen vermieden, als ob die Sterbende im Schloſſe ſelbſt läge. . . . Auch Hanna ging mit rothgeweinten Augen umher. Sie hatte heute zwei merkwürdige Dinge erlebt; einmal hatte ſie durch das Schlüſſelloch des Speiſeſalons geſehen, wie der Herr Baron „ihre Dame“ geküßt hatte — und dann war ſie zum erſten Male im indiſchen Garten geweſen. Eine Taſſe Bouillon für die Löhn in den Händen, war ſie in das Sterbezimmer eingedrungen — ſeitdem weinte ſie unaufhörlich und behauptete in der Küche, ſie ſei hier unter lauter Barbaren und Einfaltspinſel gerathen, denn Niemand, die harte, grobe Löhn ausgenommen, habe ſich um die arme Kranke gekümmert, die doch, das ſähe der gebildete Menſch auf den erſten Blick, ein aus der Fremde hergeſchlepptes Fürſtenkind ſein müſſe.

Auch Mainau hatte einen tieferſchütternden Eindruck im indiſchen Hauſe empfangen. Das Antlitz, nach deſſen verhüllenden Schleiern er einſt in brennender Neugier vergeblich die Hand ausgeſtreckt, und welches er dann voll Abſcheu geflohen, in dem Wahn, es müſſe das Kainszeichen des tiefen Falles, das Grinſen des Irrſinns in ſeinen verheerten Zügen tragen — es hatte vor ihm auf dem Kiſſen gelegen, bleich, in friedlicher, unentſtellter Schönheit — nicht Onkel Gisbert's treuloſe Geliebte, nicht Gabriel's Mutter — ein ſündenlos ſterbendes Kind, ein weißes Roſenblatt, das ein Lüftchen ſanft aus dem heimiſchen Kelche gelöſt und zum Sterben auf die Erde niedergeſtreut hat. . . . Der ſcharfe, unbeſtechliche Geiſt der zweiten Frau hatte eine grellleuchtende Fackel in das verſchüttete Dunkel einer fernen Zeit geworfen; ein noch intenſiveres Licht aber ging von dieſem ſtillen Geſichte aus. Mainau wußte jetzt, daß ſein tadellos ehrenhaftes Schönwerth Fallthüren des Verbrechens genug aufzuweiſen habe — ſie waren der Boden unter ſeinen Füßen geweſen, und er hatte es nie für nöthig gefunden, auch nur einmal prüfend auf dieſen Boden zu klopfen, ſo abenteuerlich auch die Dinge, die ſich auf demſelben abgeſpielt, damals ſeinen jugendlichen Augen

erſchienen waren. Er fühlte ſich tiefſchuldig, der frivole Mann, der nur allzu gern ſein blindes Vertrauen auf des Onkels unbeſtechliches Rechtsgefühl innerlich cajolirt hatte, um ſich durch unliebſame Gründlichkeit, langweilige Unterſuchungen im Lebensgenuß nicht ſtören zu laſſen. . . . Hier hatte er in der That kein Mißtrauen gehegt; aber bei dieſer augenblicklichen, unerbittlich richtenden, inneren Einkehr mußte er ſich zu ſeiner Beſchämung ſagen, daß er noch vor wenigen Monaten bei dem erſten beleuchtenden Blitze auch „dieſer unangenehmen Geſchichte" möglichſt aus dem Wege gegangen ſein würde. . . . Daß er nun, durch ein charaktervolles Weib aufgerüttelt, Urtheil und Willenskraft zuſammenraffte und handelnd eingriff, änderte nicht viel mehr an dem, was er durch Indolenz und Egoismus geſündigt. Die Augen unter den zugeſunkenen Lidern ſahen nicht mehr, wie er das gemißhandelte Kind, das im thränenloſen Schmerze die letzten Athemzüge der Mutter bewachte, emporzog und an ſein Herz nahm — die Frau hörte nicht, wie der arme „Baſtard" liebevoll „mein Sohn" genannt wurde — ſie empfand das ſo wenig wie der Knabe ſelbſt, der keines Anderen Kind ſein wollte, als ihr, der Scheidenden, an deren Herz ihn die harte, kalte ab-

ſcheuliche Welt draußen zurückgeſtoßen hatte. . . . Noch konnte Mainau dem Hofmarſchall keinen anderen Vorwurf machen, als daß auch er blind geglaubt habe. Bei der Unterſchiebung des Documents war er nicht betheiligt geweſen — er hatte ſich heute zu unbefangen und ſicher auf das Papier berufen, das nicht mehr exiſtirte. Der Hofprediger ging hier auf eigenen Wegen, wie er auch der Briefaffaire jedenfalls eine zufriedenſtellende Wendung dem Hofmarſchalle gegenüber zu geben gewußt hatte, ohne die Wahrheit zu verrathen. Das ſagte ſich Mainau zur Selbſtbeſchwichtigung und doch konnte er den Verdacht, ja, die ſchmerzliche Ueberzeugung nicht abſchütteln, daß der Ruf der Mainau's geſchädigt werde, ſobald man fortfahre, den Schutt von jener halbverſchollenen Zeit wegzuräumen. . . .

Zur ſpäten Nachmittagszeit ging Liane auch in das indiſche Haus. Mainau hatte dringende Botſchaft aus Wolkershauſen erhalten und mußte ſich für einige Stunden in ſein Arbeitszimmer zurückziehen — Leo aber befand ſich vortrefflich unter der Aufſicht des neuen Hofmeiſters, an den er ſich merkwürdiger Weiſe ſogleich attachirt hatte. . . . Eine ungewohnte Stille umfing die junge Frau, als die Thür des Drahtgitters hinter ihr zugefallen war — ein ſo athemloſes Schweigen,

als habe die über dem Bambushauſe kreiſende dunkle Gewalt auch alles pulſirende Leben aus der Luft und von der Erde weg aufgeſogen. Seltſam — Onkel Gisbert's Lieblinge gingen zuſammen heim. Seine prachtvolle Muſa, die ſo muthig in den fremden, nordiſchen Himmel hinaufgeſtiegen war, lag wie hingemäht auf dem Raſenplatze — der Sturm hatte ſie grauſam zerpflückt — je eher dieſe Spielerei zerfiel, deſto beſſer, hatte ja der Herr Hofmarſchall geſagt. . . . Die junge Frau mußte über weithingeſchleuderte Baumäſte wegſteigen, die quer die Wege verſperrten; ſie ging ganze Strecken lang auf abgeſchüttelten Roſenblättern, und da, wo ſie vereinzelt auf freien, weiten Raſenflächen ſtanden, waren die Kronen alter, dickſtämmiger Roſenbäume ſcheinbar ſo mühelos abgeknickt, wie ein Kinderfinger einen mürben Blumenſtengel zerbricht. . . . Zerſtörung, wohin der Blick fiel — nur der Hindutempel ſtrahlte nach dem Regenbade friſcher und goldiger als je, und der Teich breitete ſich glatt und blauglänzend zu ſeinen Füßen, als ſei er der falſche Nachbar nicht geweſen, der geſtern den Giſcht ſeiner gepeitſchten Wellen über die Marmorſtufen hinweg bis in die Tempelhalle hineingeſchleudert hatte. An ſeinen ſumpfigen Ufern aber waren über Nacht Hunderte von weißen

Seerosen aufgegangen — die nordischen Wasserblüthen lagen frisch und lebenathmend auf dem hingebreiteten Blätterpfühle, während die indische vergehend das Haupt senkte.

Was würde wohl im Innern des mörderischen Verfolgers drüben im Schönwerther Schlosse vorgegangen sein, wenn er einen Blick auf dieses Rohrbett hätte werfen können! O, dagegen war er geschützt! Liane hatte gesehen, daß selbst die Fenster seiner Wohnung, die nach dem indischen Garten gingen, förmlich verbarricadirt waren. . . . Von leuchtenderer Schönheit konnte die Bajadere auch damals nicht gewesen sein, wo sie ihm die vertrocknete Höflingsseele in verzehrender Leidenschaft aufgestürmt, als jetzt in der Verklärung der letzten Lebensstunden. Frau Löhn hatte den leichten Körper, „diese Schneeflocke", noch einmal in die frischeste, weiße Muslinwolke gehüllt, „weil sie das immer so gern gehabt." Auf der unmerklich athmenden Brust lag der Schmuck der Goldmünzen, und die linke Hand umschloß das an einer Kette hängende Amulet. Diese durchsichtigen bläulichen Lider hoben sich wohl noch einmal — wenn die Augen verglasten, aber den lieblichen Zug von Glückseligkeit, in welchem die halboffenen

Lippen bereits erstarrt waren, nahm sie mit hinab unter den rothen Obelisken.

„Denken Sie um Gotteswillen nicht, daß ich um die arme Seele da weine, gnädige Frau", sagte die Löhn mit gedämpfter Stimme, als ihr Liane liebevoll unter die starkgeschwollenen Lider sah.

„Ich hab' sie lieb gehabt", fuhr Frau Löhn fort „so recht herzlich lieb, als wär' sie mein Kind; aber gerade deswegen mache ich ein Kreuz d'rüber und sage: ‚Gott sei gelobt! die Qual ist von ihr genommen' ... Heute Morgen im Frühstückssaal, da kamen mir die Thränen, und ich meinte, ich müßte gleich ersticken vor Freude, wenn ich nicht aufschreien dürfte — sehen Sie, das war's! Ich bin dann 'rüber gegangen in das Haus, das so viel Marter und Herzeleid mit angesehen hat, und da hab' ich mich so recht von Herzen ausgeweint — nun darf ich's ja. Nun heißt's nicht mehr Komödie spielen und der Gesellschaft da drüben ein X für ein U vormachen; nun wird die Larve in die Ecke geworfen, die ein ernsthaftes Gesicht machen mußte, wenn ich den Spitzbuben, den Hallunken am liebsten die Augen ausgekratzt hätte. Nichts für ungut, gnädige Frau, denn heraus muß es! Aber ich befühle mir noch manchmal den Kopf, ob's auch wahr ist, was ich jetzt erlebte, und

nachher kommt mir die Angſt, weil der mit dem geſchorenen Kopfe die Sache doch wieder dreht wie er will, und wenn der junge Herr auch den allerbeſten Willen hat. Da heißt's nun ſchnell ſein und zuerſt kommen. . . . Was hab' ich geſagt, gnädige Frau? Sie ſind richtig der gute Engel geweſen, den der liebe Gott geſchickt hat — ſeine Langmuth war zu Ende, und dem jungen Herrn Baron ſind endlich die Augen aufgegangen — wie er heute Morgen in den Saal trat und Sie anſah, da wußte ich auf einmal, was die Glocke geſchlagen hatte. . . . Alſo, um's kurz zu machen: Ihnen ganz allein verdankt der Gabriel ſein Glück, Ihrer Klugheit und Ihrem guten Herzen, und da müſſen Sie nun auch die Sache zu Ende bringen. . . . Mit dem jungen gnädigen Herrn iſt's nichts — nehmen Sie mir's nicht übel! Aber er iſt zu lange böſe und hart geweſen, als daß ich und der Gabriel ſo ſchnell ein Herz zu ihm faſſen könnten. Ich hab's heute Morgen verſucht; aber es ging abſolut nicht; der Doctor war auch dabei, und da ſtand ich wie auf den Mund geſchlagen. . . . Gabriel, gehe einmal hinaus! Die friſche Luft iſt Dir nöthig wie das liebe Brod, und ich hab' der gnädigen Frau mancherlei zu ſagen."

Der Knabe, um deſſen Schultern die junge Frau tröſtend ihren Arm gelegt hatte, ſtand auf und ging in den Garten, um ſich auf die Bank unter das Roſengebüſch zu ſetzen — von dort aus konnte er durch das zertrümmerte Glasfenſter der Thür bis auf das Rohrbett ſehen.

„Alſo der junge Herr Baron läßt den Zettel nicht mehr gelten, den der ſelige gnädige Herr geſchrieben haben ſoll; warum er das auf einmal thut, weiß ich nicht. Ich kann nur dem lieben Gott danken, daß es ſo iſt", fuhr die Beſchließerin fort. „Das Schlimme iſt nur, daß es nun einen heilloſen Krieg mit den — Gott verzeih' mir's! — mit den Pfaffen giebt, und daß wir da nicht Recht behalten, das ſteht ſo feſt wie der Himmel droben. Sie haben's ja heute vom Herrn Hofmarſchall gehört; er lachte dem jungen Herrn geradezu in's Geſicht. . . . Nun weiß ich aber was" — ſie dämpfte ihre Stimme zum leiſeſten Flüſtertone — „gnädige Frau, es iſt etwas Schriftliches da, auch ein Zettel vom ſeligen Herrn, den er vor meinen Augen, wirklich Buchſtaben für Buchſtaben, geſchrieben hat. Dort" — ſie zeigte auf die linke Hand der Sterbenden — „ſie hat es in ihrer Hand. Es iſt eine kleine Büchſe, ſieht aus wie ein Buch von Silber, und

da drin liegt der Zettel. . . . Die arme, liebe Seele — soll einem da das Herz nicht brechen? Da sagen die Unmenschen, sie sei ihrem Herzliebsten untreu geworden, und da liegt sie nun seit dreizehn Jahren und behütet den armseligen, kleinen Zettel ängstlicher als ihr Kind und leidet Schmerzen in den kranken Fingern, die sie in der Angst darum klammert, weil es das Letzte ist, was er ihr gegeben hat, und weil sie denkt, Jeder, der ihr nahe kommt, will es ihr nehmen."

Der Moment trat der jungen Frau vor die Augen, wo der Hofprediger nach dem Schmucke gegriffen hatte. Jetzt verstand sie die folternde Angst des armen Weibes, das kühne Auftreten der Löhn, ihre wildverzweifelte Abwehr, mit der sie sich zwischen die Kranke und den Hofprediger gestellt hatte. Ein Nervenschauer überlief sie bei dem Gedanken, daß dort zwischen den dünnen, blassen, halberkalteten Kinderfingern ein Zeuge auf die Stunde der Auferstehung wartete. Der Priester hatte ihn unwissentlich halb und halb in der Hand gehabt, ohne daß ihm der hülfreiche Geist seines Herrn und Meisters ein „Zermalme ihn!" zugeflüstert.

„Sehen Sie, gnädige Frau, das Unglück und die Noth mußten erst kommen, ehe das arme Ding dort mich auch nur mit einem Auge ansah", sagte die Be-

ſchließerin weiter. „Ich bin immer ein häßliches, unfeines Weib geweſen, und da konnte ich's ja auch gar nicht verlangen. Wie ſie der ſelige gnädige Herr nach Schönwerth brachte, da war's ein Gethue in dem Schloſſe, als dürfte ein anderes Menſchenkind zu dem indiſchen Hauſe nur auf den Knieen rutſchen. Der Herr war ja ſelbſt wie närriſch und verlangte es ſo von ſeinen Leuten. Unſereins durfte ſie kaum anſehen, geſchweige denn anreden, wenn ſie wie ein kleines Kind durch die Schloßgänge lief und ihr Reh nachzerrte und ſich von ihrem Schatze nicht haſchen ließ, und wenn er wie toll hinterdrein brauſte, bis ſie ſich auf einmal wie ein flinkes Bachſtelzchen ſchwenkte und huſch mit beiden Armen an ſeinem Halſe hing — da mußte ich manchmal die Zähne zuſammenbeißen, um nicht hinzulaufen und das federleichte Ding im rothen Jäckchen und Florkleidchen vor Liebe zwiſchen meinen groben Händen zu zerdrücken. Sehen Sie ſie doch an! So was Wunderſchönes ſieht die Welt ſo bald nicht wieder."

Jetzt brach ihre Stimme; ſie ſtand auf und ſchob ordnend wie eine zärtlich ſtolze Mutter an den ſchweren ſchwarzblauen Flechten, die zu beiden Seiten der leiſe verathmenden Bruſt niederhingen.

„Ja, die Haare, die hat er manchmal auf der

Hand gewogen und geküßt", seufzte sie auf — sie blieb am Bette stehen. „Er mag wohl auch gedacht haben wie ich, daß sie schwerer seien, als das ganze kleine Mädchen selbst. Perlen ,und Rubinsteine und Goldstücke sind nur immer so drüber hingestreut gewesen: das Alles hab' ich dem Herrn Hofmarschall herausgeben müssen. . . . Sie hatte eine feine Kammerjungfer, die der Herr Baron aus Paris oder Gott weiß woher mitgebracht hatte; die mußte sie bedienen, und mit der war sie gut wie ein Engel — die gelbhäutige Hexe hat's ihr schlecht genug vergolten. . . . Der gnädige Herr ist einmal früh umgefallen und für ein paar Stunden so gut wie todt gewesen, und nachher beim Aufwachen, da hat es sich gezeigt, daß die Dunkelheit in seinem Kopfe — sie sagen, die Melancholie — die schon vorher angefangen hatte, vollends ausgebrochen ist. Von dem Augenblicke an waren der Herr Hofmarschall und der Caplan, der jetzige Herr Hofprediger die Herren im Schönwerther Schlosse.

Ich hab' Ihnen ja schon einmal erzählt, daß die ganze Schloßgesellschaft zu den zwei — Spitzbuben gehalten hat — nichts für ungut, gnädige Frau — und die Schlimmste ist die noble Kammerjungfer gewesen. Sie hat die schändliche Geschichte, daß die

arme Frau den ſchönen Reitknecht Joſeph lieb habe, ausgeheckt und dem kranken Herrn weisgemacht. Dafür hat ſie auch ein paar tauſend Thaler mitgenommen, wie ſie nach Hauſe gereiſt iſt. . . . Nun bin ich 'nübergegangen in's indiſche Haus — heimlich, denn mein Mann durfte es ja nicht wiſſen. Sie kauerte dazumal hier auf dem Bette, verwildert und halb verhungert; aus Angſt vor dem Hofmarſchall wollte ſie lieber nicht eſſen und im unordentlichen Bette ſchlafen, um nur die Riegel nicht wegzuſchieben. . . . Ich weiß bis heute nicht, wie es gekommen iſt, aber er hat nie gemerkt, daß ſie an mir eine Stütze gehabt hat; vielleicht bin ich doch nicht ſo dumm, wie er immer ſagt. . . . Sechs Monate lang hat ſie wie eine Gefangene hier im Hauſe geſteckt. Das Jammern und Weinen vor Sehnſucht nach dem Manne, der nichts mehr von ihr wiſſen wollte, vergeſſe ich in meinem Leben nicht. . . . Nachher iſt der Gabriel geboren worden, und von da an wurde ‚die harte, grobe, unbarmherzige Löhn' als Zuchtmeiſter im indiſchen Hauſe angeſtellt. . . . Manchmal bin ich auch bei dem kranken gnädigen Herrn geweſen, wenn mein Mann ſeine Schwindelanfälle hatte, da mußte ich bedienen, denn ich wußte, wie er's gern hatte. . . . Wie oft habe ich da ihren

Namen auf der Zunge gehabt, um ihn nur einmal an sie zu erinnern und ihm zu sagen, daß er einen Sohn habe, und daß Alles niederträchtige Lüge sei, was sie ihm weisgemacht hatten, aber es mußte tapfer wieder hinuntergeschluckt werden, denn wenn er auch noch so gut und gescheidt war, sobald seine schwarze Stunde kam, da beichtete er dem Caplan Alles, und da wäre ich ohne Gnade an die Luft gesetzt worden, und die Beiden im indischen Hause hätten gar Niemand mehr auf der Welt gehabt."

Liane griff nach ihrer Hand und drückte sie innig; diese Frau hatte einen unglaublichen Fond von Liebe, Selbstverleugnung und zärtlicher List für die beiden Unglücklichen entwickelt, wie kaum eine Mutter für ihr eigen Fleisch und Blut.... Sie wurde ganz roth und schlug förmlich erschrocken die Augen nieder, als die schöne Hand sich so weich und lind um ihre groben Fingerknöchel legte.

„Nun ging's aber bei dem kranken Herrn auf's Sterben los", fuhr sie unsicher, fast bewegt fort. „Der Herr Hofmarschall und der Caplan waren die ganze lange Zeit nicht von seiner Seite gewichen. Einer war immer da und sah d'rauf, daß Alles am Schnürchen ging, wie sie's eingefädelt hatten, und da

mußte es doch paſſiren, daß der Herr Hofmarſchall ſich erkältete und krank wurde, und der Caplan mußte in die Stadt, um dem katholiſchen Prinzen Adolph die Sterbeſacramente zu reichen — und das war eine Fügung vom lieben Gott; es mußte Alles ſo kommen; denn wie der geſchorene Kopf zum Schloßthor 'naus war, da kriegte mein Mann ſeinen Schwindelanfall ſo derb, daß er nicht vom Kanapee aufſtehen konnte. Na, ich war ja da! ... Ich ſtand im rothen Zimmer neben dem kranken Herrn und reichte ihm die Medicin — und die dunklen Vorhänge hatte ich von den Fenſtern wegziehen müſſen; da fiel die liebe Sonne herein auf ſein Bett, und da war's doch gerade, als wäre auch ein Vorhang von ſeinen Augen weggezogen worden; er ſah mich ganz hell an, und auf einmal ſtreichelte er meine Hand, als wollte er mich loben für meine Bedienung — da ging mir's wie Feuer durch den Kopf. ‚Du riskirſt's', ſagte ich mir und rannte fort. Zehn Minuten d'rauf kroch ich mit der armen Frau durch das Maßholdergebüſch drüben beim rechten Flügel und durch die kleine Bohlenthür an der eiſernen Wendeltreppe. Niemand ſah uns; kein Menſch hatte eine Ahnung, daß da Etwas paſſirte, wofür die ganze Schloßgeſellſchaft vom Herrn Hofmarſchall ausgepeitſcht

worden wäre, wenn er's gewußt hätte. . . . Ich machte die Thür im rothen Zimmer auf — mein Herz hämmerte ordentlich vor Angſt — und ſie flog mir voraus — den Aufſchrei vergeſſ' ich nicht, ſo lange mir die Augen im Kopfe ſtehen. Das arme Weib! Aus ihrem ſchönen Herzallerliebſten, aus dem ſtolzeſten Herrn war ein Geſpenſt geworden. . . . Sie warf ſich über ſein Bett hin. Ach, neben ſeinem gelben hohlen Geſichte ſah man erſt, wie friſch und ſchön ſie war; wie eine rothweiße Apfelblüthe lag ſie auf den grünſeidenen Decken. . . . Er ſah ſie zuerſt ernſthaft an, bis ſie ihre Arme um ſeinen Hals legte und ihr kleines Geſicht an ſeines drückte, ganz ſo wie früher. Da ſtreichelte er ihr das Haar, und ſie fing an zu ſprechen, in ihrer Sprache — ich verſtand kein Wort — und das ging immer ſchneller, und ſie mußte wohl Alles 'runter ſagen, was ſie auf dem Herzen hatte, denn ſeine Augen wurden immer größer und funkelten, und das bischen Blut, das er noch in den Adern hatte, trat ihm in die Stirn. . . . Und was ich auf dem Herzen hatte, das ſagte ich auch. . . . Herr Gott, mir wurde aber doch angſt und bange; ich dachte, er ſtürbe auf der Stelle.

Er wollte mit aller Gewalt ſprechen — es ging

nicht. Da ſchrieb er auf ein Papier: ‚Können Sie mir Gerichtsperſonen herbeiſchaffen?‘ Ich ſchüttelte den Kopf; das war unmöglich; er mochte es wohl ſelbſt am beſten wiſſen. . . . Da ſchrieb er nun wieder. Wie mich das dauerte! Die Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirn, und in den Augen hatte er Angſt, ich ſah's wohl, wahre Seelenangſt um das ſchöne, liebe Weſen, das ihm fortwährend das Geſicht ſtreichelte und ſo ſelig war, daß es wieder bei ihm ſein durfte. . . . Er war fertig, und ich mußte ein Licht anbrennen und Siegellack bringen. Mit dem koſtbaren Ringe, den er dem Herrn Hofmarſchall geſchenkt hat, machte er zwei große Siegel unter das Geſchriebene — er that es ſelbſt; aber weil er zu ſchwach war, ſo mußte ich ſeine Hände derb niederdrücken, damit das Wappen ja recht klar und ſcharf in dem Lacke ausgeprägt wurde. Er ſah es nachher durch ein Glas an, und es mußte recht ſein, denn er nickte mit dem Kopfe. Er hielt mir den Zettel hin; ich ſollte die Aufſchrift laut leſen: und da buchſtabirte ich denn auch heraus: ‚An den Freiherrn Raoul von Mainau.‘ und da übergab er mir das Papier zur Beſorgung; aber ſie ſprang auf und riß es mir weg und küßte es in einem fort; nachher ſchüttete ſie das, was in dem kleinen ſilbernen Buche lag, auf die Erde

und legte den Zettel dafür hinein. . . . Wie ein Lachen ging es dabei über ſein Geſicht, und er winkte mir zu, als wollte er ſagen, es ſei da einſtweilen gut aufgehoben. Er hat ſie nachher noch geherzt und geküßt — zum letzten Male auf Erden; er hat's gewußt, aber ſie dachte es nicht. . . . Sie wollte auch nicht fort, als er mir ein Zeichen machte, daß ich ſie heimbringen ſollte. Sie fing zu weinen an wie ein Kind; aber ſie war ja ſo ſanft und folgſam — er ſah ſie nur ernſthaft an und hob den Finger, und da ging ſie hinaus. . . . Wenn ſie nur immer ſo gefolgt hätte! Aber nun, wo ſie ihn wiedergeſehen hatte, ſehnte ſie ſich krank; ſie ſah nicht einmal den kleinen Gabriel an, ſo ſehr ſetzte ihr der eine Gedanke zu — und da geſchah's eben. Sie entwiſchte mir und war ohne mich in das Schloß gelaufen, und der Herr Hofmarſchall hat ſie im Gange vor dem Krankenzimmer ertappt. . . . Wie es dann gekommen iſt, ob ſie hat ſchreien wollen, und er hat ihr deshalb die Kehle zugedrückt, oder ob er's in der wüthenden Eiferſucht gethan hat, das weiß Niemand, und an die Sonne wird's auch niemals kommen; aber gethan hat er's; ich weiß es von ihr ſelber, denn ich verſtand ihr Weſen und ihre Augen ſo gut, als ob ſie ſpräche. Im Anfange war ja ihr Kopf auch noch

ganz klar, bis der Hofprediger gekommen iſt und immer ſo in ſie hineingeredet hat — da ſchrie ſie endlich einmal auf, ſo gräßlich, wie Jemand, der gefoltert wird. Herr Gott, der iſt gelaufen! Er hat's nicht wieder probirt; aber ſein Schönthun verfing auch nicht mehr — das arme Gehirn war nicht wieder in Ordnung zu bringen. . . . Nun habe ich Alles geſagt, und nun bitte ich Sie, nehmen Sie die Kette mit dem ſilbernen Büchelchen an ſich "

„In dieſem Augenblicke doch nicht?" rief Liane entſetzt. Sie trat an das Bett und bog ſich über die Sterbende. Aus den geöffneten Lippen wehte es ihr ſchon wie aus einer Gruft entgegen; aber der Buſen hob und ſenkte ſich immer noch faſt gleichmäßig. „Ich würde mich nie beruhigen, wenn ſich ihre Augen im Momente der Berührung doch noch einmal öffneten und die Wegnahme ihres Kleinods als letzten Eindruck in ſich aufnähmen", ſagte die junge Frau zurücktretend. „Wenn Alles vorüber iſt, dann holen Sie mich, und ſei es in tiefſter Nacht. Ich will ihr das Document aus der Hand nehmen; Sie haben Recht, das muß ich ſelbſt thun; aber bis dahin darf dieſe arme Hand nicht berührt werden. . . . Frau Löhn, es thut mir leid, allein ich muß Ihnen einen Vorwurf machen: Sie

mußten damals den Zettel auf alle Fälle an die Adreſſe abgeben.“

„Gnädige Frau!“ fuhr die Beſchließerin faſt wild empor. „Das ſagen Sie jetzt, wo Alles gut ausgeht — aber damals? Ich ſtand mutterſeelenallein; die ganze Geſellſchaft hatte ich gegen mich. Männern, wie dem alten Herrn und dem Pfaffen, war ich nicht gewachſen, da werden geſcheidtere Köpfe als ich zu Schanden — und der junge Herr, der die Sache hätte ausfechten ſollen? Du lieber Gott! Ja, wenn man ſie, wie den blauen Schuh, unter die Glasglocke hätte legen können!“ Eine tiefe Gluth ſchoß der jungen Frau in die Wangen, und die Beſchließerin verſtummte erſchrocken. „Ach, was ſchwätz' ich da! Es iſt ja Alles gut gemacht“, verbeſſerte ſie ſich kleinlaut. Aber damals war's ſchlimm. Gnädige Frau, Sie haben's ja heute ſelbſt gehört, daß er den armen Jungen wie einen Hund aus dem Wege geſtoßen hat. . . . Ich will Ihnen ſagen, wie die Sache gekommen wär': Der gnädige Herr hätte mir den Zettel aus der Hand genommen und ihn den beiden anderen Herren gezeigt; die hätten hell auf gelacht und ihm geſagt, daß ſie das beſſer wiſſen müßten, denn ſie ſeien Tag und Nacht um den Kranken geweſen. Und der Betrug wär' auf mir ſitzen ge-

blieben, ſo gewiß, wie zwei mal zwei vier iſt, ſo gewiß, wie ſie mich zum Schloßthore 'nausgepeitſcht hätten. . . . Nein, nein, da hieß es, aufpaſſen und warten. . . . Ja, wenn ich wüßte, was auf dem Zettel ſteht, das wäre noch anders; aber ich ſtand dem ſel'gen Herrn nicht ſo nahe beim Schreiben, und wie er mir das Papier hinhielt, da hatte ich vollauf zu thun, um die Adreſſe herauszubuchſtabiren. . . . Es iſt noch gar nicht lange her, da hab' ich der Frau einmal in ihrem tiefſten Morphiumſchlafe das Büchelchen abgenommen, um mir die Sache anzuſehen; aber das Ding iſt nicht aufzubringen; man mag es anſehen, wo man will, es iſt wie zuſammengehämmert; kein Schloß, kein Drücker iſt zu finden — ich glaube, es wird aufgebrochen werden müſſen."

„Deſto beſſer", ſagte Liane. Sie trat an die Glasthür und winkte Gabriel herein. Es war ſpät geworden, viel zu ſpät für die junge Frau, um Mainau noch eine Mittheilung zu machen, bevor er zu Hofe ging, und er hatte ihr ja geſagt, er müſſe aus beſonderen Gründen der Einladung folgen. Faſt war es auch für ſie zu ſpät, noch Toilette zu machen. Ihr ganzes Gefühl empörte ſich: ſchmücken ſollte ſie ſich, vor dem Spiegel ſtehen in dieſen furchtbaren Stunden,

wo alte, verſchollene Sünden zum Austrag kommen mußten. . . . Sie verließ raſch das indiſche Haus, um dennoch Mainau aufzuſuchen und ihm in flüchtigen Umriſſen das Nöthigſte mitzutheilen; aber er war nicht zu finden, und ein Lakai ſagte ihr, der gnädige Herr ſei in Folge der Wolkershäuſer Nachrichten noch einmal fortgegangen, wohin wiſſe er nicht, vielleicht zum Schloßgärtner. Sie ging mit ſchwerem Herzen in ihr Ankleidezimmer.

24.

Auf dem weiten Parterre vor dem Schönwerther Schloſſe hielt die Equipage mit den Apfelſchimmeln, und dicht am Portale ſtand der Glaswagen des Hofmarſchalls. Dem wohlgenährten, geſetzten Kutſcher auf dem Bocke machte ſein Geſpann keine Mühe. Es waren ſchöne, ſanftmüthige Pferde; ſie ſtanden wie die Lämmer, während die Apfelſchimmel drüben wildſchnaubend Funkenregen aus dem Kies ſtampften.

„Die Beſtien!“ knurrte der Hofmarſchall, der ſich im Rollſtuhle die Treppe hinabtragen ließ. Er hätte gehen können; allein im Hinblicke auf ſo manche an-

haltende Stehmarter in Gegenwart der allerhöchſten Herrſchaften mußte er mit ſeinen Kräften haushalten.

Drunten im Veſtibül ging Mainau wartend auf und ab, und in dem Augenblicke, wo die Lakaien den Rollſtuhl auf den Moſaikboden niederſetzten, kam auch ein Mann aus einem Seitencorridor. Als er den alten Herrn erblickte, verdoppelte er ſeine Schritte und verließ das Schloß durch die große Glasthür.

Der Hofmarſchall reckte ſich in ſeinem Stuhle empor, als traue er ſeinen Augen nicht. „Wie, war denn das nicht der Lump, der Dammer, der Knall und Fall fortgejagt werden mußte?“ rief er Mainau zu.

„Ja, Onkel.“

„Nun, in des Kukuks Namen — wie kommt denn der Menſch dazu, ſo sans façons hier durchzugehen?“ wandte er ſich ſcheltend an die Lakaien.

„Gnädiger Herr, er hat in der Domeſtikenſtube ſein Abendbrod gegeſſen“, antwortete einer derſelben zögernd.

Der Hofmarſchall ſchnellte empor; er ſtand kerzengerade auf ſeinen kranken Beinen. „In meiner Domeſtikenſtube? An meinem Geſindetiſche?“

„Lieber Onkel, über dieſe Domeſtikenſtube und

dieſen Eßtiſch habe ich doch vielleicht auch ein klein wenig zu verfügen — wie?“ ſagte Mainau gelaſſen. „Dammer hat mir Nachrichten aus Wolkershauſen gebracht; er kann erſt morgen zurück reiten; ſoll er inzwiſchen hier in Schönwerth hungern? . . . Es war eine Tactloſigkeit von ihm, daß er Deinen Weg gekreuzt hat; im Uebrigen war er mit meiner Erlaubniß da.“

„Ach ſo, ich verſtehe! Du biſt ja Philanthrop und haſt jedenfalls aus Wolkershauſen eine Beſſerungsanſtalt, eine Art Verbrechercolonie gemacht — ſehr gut!“ Der Hofmarſchall ließ ſich in ſeinen Stuhl zurückfallen.

„Dammer hat den Reſpect Dir gegenüber aus den Augen geſetzt. Es war ſelbſtverſtändlich, daß er aus Schönwerth entfernt wurde.“ Mainau ſprach mit unerſchütterlicher Ruhe. „Aber man hatte ihn auch zu verſchiedenen Malen furchtbar gereizt. Wir dürfen nicht vergeſſen, daß wir es mit einem Menſchen, nicht aber mit einem Hunde zu thun haben, den wir für eine natürliche und gerechte Oppoſition peitſchen.“ Die hohe Röthe, die bei dieſen letzten Worten ſeine Wangen bedeckte, bewies, daß er ſich recht gut des Moments erinnere, wo er ſich durch ſeinen Jähzorn hatte hinreißen

laſſen, die Hand ſo unwürdig gegen einen Menſchen zu erheben. „Zudem litt ein Anderer, Unſchuldiger, ſein alter Vater, unter der allzu harten Strafe der ſofortigen Entlaſſung. Er hat einen ſtrengen Verweis erhalten und iſt nach Wolkerhauſen verſetzt worden. Damit war wohl die Sache ausgeglichen?“

„So? meinſt Du? Ein famoſer Ausgleich zwiſchen dem Hofmarſchall von Mainau und einem Hallunken! Gut, gut — es rollt ſich eben Alles ab, wie es muß, und der längſte Faden hat ein Ende. . . . Willſt Du die Güte haben, diesmal den Vortritt zu nehmen? Ich möchte Deine wilden Beſtien nicht im Rücken haben.“

„Ich warte auf meine Frau, Onkel.“ Faſt zugleich mit dieſen Worten erſcholl das Rieſeln einer ſeidenen Schleppe vom Säulengange her, und Liane trat in das Veſtibül. Mainau hatte ihr geſagt, daß die Damen in großer Toilette befohlen ſeien; deshalb erſchien ſie im ſilberſtoffenen Brautkleide. Die einzelnen großen Smaragden ihres Brauthalsbandes funkelten als Nadeln im Haare und hielten da und dort einen kleinen Schneeglöckchenſtrauß in den zurückgeſchlagenen rothblonden Wellen feſt.

„Ah, welche Ueberraſchung für unſern Hof!“ ſtieß

der Hofmarschall heraus; er war wüthend. Der Gedanke, daß sie mitkommen werde, hatte ihm augenscheinlich vollkommen fern gelegen. „Allez toujours, Madame!“ sagte er, nach dem Ausgange winkend und seinen Stuhl mittelst eines Ruckes selbst zurückschnellend, als sie zögerte, an ihm vorüberzugehen.

Mainau reichte ihr den Arm und führte sie hinaus. „Meine Braut ist lieblich wie Schneewittchen, aber über ihrem holden Gesicht liegt ein Trauerflor“, flüsterte er ihr zärtlich zu.

„Ich habe Dir viel Ernstes mitzutheilen; mir ist, als schritte ich über glühende Kohlen“, sagte sie hastig und angstvoll. „Wären wir nur wieder daheim!“

„Geduld! Ich werde meine Mission am Hofe möglichst rasch durchführen und dann, dann fliege ich, Feinsliebchen im Arm, in die weite, weite Welt hinein.“

Er hob sie in den Wagen. Die Apfelschimmel brausten davon, und in gemächlichem Trabe folgten die Braunen des Hofmarschalls.

In der Residenz hatte man sich daran gewöhnt, die zweite Heirath des Baron Mainau — trotz der hohen Abkunft der jungen Frau — als eine Art Mésalliance anzusehen. Man erzählte sich, sie sei

eigentlich nur Beſchließerin und Gouvernante; die ſchwarzſeidene Schürze vorgebunden, den Schlüſſelkorb am Arme, wandere ſie durch Küche, Keller und Waſchhaus; das ſei ihr Element — abſcheulich! Eine Baronin Mainau, die Gemahlin eines der reichſten Herren im Lande! . . . Gott, welche reizende Naivetät und Unwiſſenheit in ſolchen Dingen hatte doch das ganze Weſen der erſten Frau ſo anziehend, ſo unbeſchreiblich diſtinguirt gemacht! Sie war nicht die Frau, ſondern die Fee des Hauſes, die echt ariſtokratiſche „Lilie des Feldes“ geweſen. Sie war nur auf Erden gewandelt, damit man koſtbare Spitzenhüllen für ſie klöppele, der feinſte Champagner für ihre kleine Kehle perle, und zahlloſen Händen und Füßen das Glück werden ſollte, ihr zartes, flaches Körperchen zu tragen, zu pflegen und zu ſchmücken. Hätte ſie Jemand gefragt, wo die Küche in Schönwerth ſei, ſie würde dem Unverſchämten im allerliebſten Zorn mit der Reitpeitſche Eins hinter das Ohr verſetzt haben; dagegen war ſie in den Pferdeſtällen zu Hauſe geweſen, wie in ihrem Boudoir, und der berühmte Jasminduft hatte oft das Stallparfüm in ihren Kleidern nicht zu decken vermocht; aber das war ja eben ſo undefinirbar ariſtokratiſch, ſo köſtlich originell geweſen. Die zweite Frau hatte von allen

dieſen guten Leuten noch keiner geſehen; man wußte aber, daß ſie groß und rothhaarig ſei und fügte nun dieſen zwei Eigenſchaften als nothwendige Folge robuſte Schulterbreite, derbe Füße, rothe Hände und die intenſivſten Sommerſproſſen hinzu. . . . Weiter war man gewöhnt, den Baron Mainau als Garçon in der Reſidenz, am Hofe erſcheinen zu ſehen, und bei der letzten großen Soirée hatte er auf die boshafte Frage, wie es ſeiner jungen Frau gehe, achſelzuckend geantwortet: „Ich vermuthe, gut — ſeit drei Tagen bin ich nicht in Schönwerth geweſen.“ . . . Es war ferner unumſtößlich feſtgeſtellt, daß ſeine Abreiſe das Signal zur Scheidung ſein werde und nun, nun trat er auf einmal in den Concertſaal des herzoglichen Schloſſes, und an ſeinem Arme hing ein junges Weſen, ſchneeig weiß von der Stirne bis auf die feine atlasbedeckte Fußſpitze, von ſo bleicher, ernſter, aber auch kalter Schönheit, als habe er ſich die ſchneeüberrieſelte Eiskönigin von den Gletſcherbergen herabgeholt.

Die Frau Herzogin hatte einen ganz beſonderen Glanz zu entfalten gewünſcht; es war das erſte Hofconcert ſeit dem Tode des Herzogs und, wie man ſich freudig zuraunte, auch der erſte, kleine, ſcheinbar improviſirte Ball, mit welchem ſie die hoffähige Jugend

zu überraſchen gedachte. Der Concertſaal mit der anſtoßenden Reihe von kleineren Sälen ſchwamm in weißem Tageslicht. Es troff von den mächtigen Gaskronen am Plafond, den Candelabern in den Ecken, und im fernen Wintergarten, der die Zimmerreihe beſchloß, ſchoſſen Lichtfontänen aus rieſigen Lilienſtengeln, aus Maiblumenglocken von weißem Glas, die ſich gleichſam aus der fremdländiſchen Pflanzenwucht der Boscage emporrangen. Was die hoffähigen Damen an Juwelen aufzubringen vermochten, es lag hingeſtreut auf Locken, Buſen, auf ſchwerniederſinkendem Atlas und in hochgepuffter Gaze. Und die Seidenpracht rauſchte; die flimmernden Fächer ſchwirrten, und alte wie junge, ſchöne wie häßliche Lippen flüſterten und kicherten in den Tönen der Mediſance, der Schmeichelei, der heimlichen Liebe und des verſteckten Neides. Dieſes verworrene Geräuſch verſtummte einen Augenblick vollſtändig beim Eintritt „der Schönwerther.“ . . . So ſah ſie aus, die faſt mythenhaft gewordene zweite Frau? So eigenartig ſtolz und gelaſſen? So wenig berührt und eingeſchüchtert durch die verſammelte glänzende Hofgeſellſchaft? Und was war das nun wieder für eine neue Marotte des Sonderlings, des Phantaſten, der ſie führte! Er hatte dieſe Gräfin Trachenberg durch

die Scheinehe in ein abſcheulich ſchiefes Licht gebracht; er hatte ſie, als ſchäme er ſich ihrer, bisher ſcheu verſteckt; ſie war der Gegenſtand mitleidiger Spöttereien gerade bei Hofe geweſen, und weil dadurch das Verhältniß nachgerade ein unhaltbares geworden, ſo befand ſich die Bitte um Löſung deſſelben bereits auf dem Wege nach Rom. Da gab es keinen Zweifel mehr, und gerade da führte er ſie bei Hofe auf, mit einer Oſtentation, als wollte er ſagen: „Seht, ſo ſchlecht iſt mein Geſchmack doch nicht geweſen! Selbſt zum Zweck meiner Komödie habe ich es nicht über mich vermocht meinen Schönheitsſinn ganz zu verleugnen. Seht ſie Euch noch einmal an, die Vielbeſpöttelte, ehe ich ſie — heimſchicke!“ Und die Herren meinten, er ſei geradezu toll geworden vor Uebermuth und Eitelkeit; etwas Harmoniſcheres als dieſe zwei hohen Geſtalten neben einander laſſe ſich nicht denken. Die erſte Frau ſei ſtets wie ein Schmetterling vor ihm hergegaukelt, und wenn ſie ja einmal um der Etiquette willen ihre Fingerſpitzen auf ſeinen Arm gelegt und ihr ſchmales Figürchen an ihm in die Höhe gereckt habe, ſo ſei das ein faſt lächerlich gezwungener Anblick geweſen. Ehe die zweite Frau noch ihren Weg durch den ungeheuren Saal vollendet, war es bereits feſtgeſtellt, daß

sie eine Lorelei-Erscheinung und er — ein blinder Narr sei.

Man sah freilich nicht, wie er plötzlich den schönen, weißen Arm fester an sich drückte, als überkomme ihm die Reue, sein junges Weib diesen sie gierig anstarrenden Augen ausgesetzt zu haben; man hörte nicht, daß es zärtliche Worte, Worte einer jäh erwachenden heftigen Eifersucht waren, die er ihr zuflüsterte; man verstand ihn nicht, als er sie so feierlich betonend mehreren alten Damen als seine Frau vorstellte — es war eine Farce, eine neue Caprice, in der er sich gefiel und bei welcher das arme Opfer an seiner Seite und der ganze Hof wohl oder übel mitwirken mußten — wie immer.

Die einzelnen Töne aus dem Orchester herüber schwiegen plötzlich; die Anwesenden standen wie die Statuen, und sämmtliche Augen richteten sich auf die Seitenthür, durch welche die Herzogin kommen mußte. Die Flügel wurden feierlich zurückgeschlagen, und Serenissima, gefolgt von den beiden kleinen Prinzen und mehreren Damen und Herren, trat in den Saal.

In diesem Augenblicke suchte Liane unwillkürlich Mainau's Gesicht. Eine dunkle Flamme lief ihm bis über die Schläfen, und ein böses Lächeln flog um seinen Mund.

„Ah, in gelber Seide, und Granatblüthen in den Locken!“ sagte er leise, ohne den Blick der jungen Frau zu erwidern. „Liane, sieh Dir diese schöne Fürstin genau an! So sah sie aus an dem Ballabende, an welchem sie mir versprach, mein zu werden. Himmlische Reminiscenzen, die sie, wie es scheint, gerade heute aufzufrischen wünscht!“

Die Herzogin sah in der That überraschend schön aus. Das feurige, glänzende Gelb, das um die tief entblößten Schultern wogte, die gluthvollen, ungezwungen aus den schwarzen Locken auf die Stirn fallenden Blumenkelche hoben das blutlose, wachsartige Weiß ihrer Haut in fast dämonischer Wirkung; dazu die geschmeidigen, schlangenhaft weichen Bewegungen, der seltsame, lustathmende Zug um die blaßrothen Lippen, um die leichtbebenden Nasenflügel, das Flammen der großen Augen — Liane mußte unwillkürlich an die Willis denken, die den Gegenstand ihrer Leidenschaft zu Tode tanzen. . . . Wenn er diesem Zauber abermals verfiel? . . . Die junge Frau bebte in sich hinein; sie legte ihre schönen, schlanken Finger enger um seinen Arm und schmiegte sich so fest an ihn, daß er den unruhigen Schlag ihres Herzens fühlen konnte.

„Raoul!“ flüsterte sie zu ihm hinauf, ihn erinnernd,

daß sie da sei. Er fuhr überrascht herum; dieser zärtlich weiche Herzenston von ihren Lippen traf zum ersten Male sein Ohr; zum ersten Male lag ihre ganze Seele unverschleiert in den großen stahlfarbigen Augen, welche die seinigen suchten — angesichts der eintretenden Herzogin, des ganzen Hofes verrieth ihm ein einziger angstzitternder Laut, daß seine Liebe erwidert werde.

Die fürstliche Frau hemmte secundenlang ihre Schritte; sah es doch aus, als falle aus den Lüften ein schwarzer Schleier verdüsternd über die strahlende Erscheinung; die schöngebogenen Brauen zogen sich finster zusammen. Dort die milchweiße, silberbestreute Robe, die wie ein Mondstrahl unter all' den bunten Toiletten flimmerte, schien sie sehr zu befremden; die Frau Herzogin theilte offenbar die allgemeine Verwunderung über das Erscheinen der jungen Frau am heutigen Abende, aber sie schritt sofort weiter, winkte huldvoll grüßend nach allen Seiten, bevorzugte den so lange ferngebliebenen Hofmarschall, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte und ihn in gnädiger und schmeichelhafter Weise auf's Neue willkommen hieß, und machte es mit glänzender Gewandtheit möglich, im langsamen Vorüberschreiten eine lange Reihe der Eingeladenen mit einigen passenden Worten zu beglücken.

Der edelsteinbesetzte Fächer in ihrer Hand sprühte einen bunten Funkenregen, und die gelben Gazewogen schwebten über der nachrieselnden Atlasschleppe wie ein leichtaufsteigendes Dunstgewölk, das die Sonne vergoldet. So stand sie plötzlich vor Liane.

„Ei, sieh da! Wir haben gemeint, die gelehrte Einsiedlerin von Schönwerth sei den geselligen Freuden so abhold, daß eine directe Einladung zu unserem harmlosen musikalischen Abende gar nicht gewagt worden ist," sagte sie kaltblütig und gleichsam entschuldigend, daß die junge Frau eigentlich nicht eingeladen sei.

Liane wurde dunkelroth und sah erschrocken zu ihm auf, der sie hierhergebracht hatte; aber es schien, als bemerke er den Verdruß nicht, der die fürstliche Dame so unfein werden ließ.

„Hoheit, man läßt Ausnahmen gelten, wenn große Wandlungen an uns herantreten," sagte er in seinem gefürchteten, in Spottlust förmlich getränkten Tone; „aus dem Grunde habe ich die Baronin veranlaßt, mich heute zu begleiten — wir reisen in den nächsten Tagen ab."

„Wirklich, Baron Mainau?" rief die Herzogin freudig überrascht. „Diese Orientreise kreist in Ihrem

Blute wie ein Fieber. Ich glaube, Sie würden ſie antreten, und wenn die Welt in Flammen ſtünde. . . . Gut denn! Sie werden endlich reiſemüde und dann vielleicht auch ein wenig — umgänglicher zu uns zurückkehren.“ Ihr Geſicht hatte ſich aufgehellt; aber gerade, weil ſie eben die Beſtätigung erhalten, daß die glühend erſehnte Kataſtrophe in den nächſten Tagen unwiderruflich eintreten werde, empörte ſie doppelt die ſtolze Ruhe und Zuverſicht, mit welcher dieſe junge Frau neben Mainau verharrte. Stand ſie nicht mit einem Fuße bereits auf dem Heimwege, der ſie nie wieder nach Schönwerth zurückbringen ſollte, die Geſchiedene? Und doch fiel es ihr nicht ein, die Hand zurückzuziehen, die ſo feſt, „ſo auf ihr gutes Recht pochend“ auf Mainau's Arme lag.

„Sie werden ſich freuen, Ihr ſtilles Rudisdorf wiederzuſehen?“ fragte ſie mit einem feindſeligen Seitenblicke nach den verhaßten feinen Fingerſpitzen.

„Ich habe die Reiſe nach Rudisdorf aufgegeben, Hoheit,“ verſetzte Liane beklommen und verlegen; es war ihr peinlich, Das auszuſprechen, aber der directen Frage gegenüber gab es kein Ausweichen.

Die Herzogin wich unwillkürlich zurück; die graciös gehobene Hand mit dem Fächer glitt ſchlaff an der

kniſternden Atlasrobe nieder. „Wie? Sie bleiben?“ — Ein ſpöttiſches Lächeln zuckte um die entfärbten Lippen. „Ah, ich verſtehe! Sie ſind großmüthig und wollen unſern guten Hofmarſchall nicht verlaſſen,“ ſetzte ſie raſch hinzu, wobei ſie huldvoll das Haupt gegen den alten Herrn neigte, der allmählich näher gekommen war. Er hatte, trotz des ſtark ſummenden Geräuſches im Saale, mit geſpanntem Ohre doch jedes Wort erfangen. Jetzt fuhr er in zürnendem Schrecken empor.

„Hoheit, ich muß unterthänigſt bitten — Ihr alter getreuer Hofmarſchall hat mit dieſen Entſchließungen durchaus nichts zu ſchaffen,“ erklärte er, im feierlichen Proteſte die Hand auf das Herz legend.

„Das iſt wahr; der Onkel hat dabei gar keine Stimme gehabt,“ beſtätigte Mainau vollkommen ruhig und ziemlich laut. Faſt ſchien es, als ſpräche er zu den Umſtehenden und nicht zu der Herzogin. „So ſehr ich auch ſtets wünſchen muß, ihn in treuen, fürſorgenden Händen zurückzulaſſen, in dem Falle ſtehe ich mir doch ſelbſt am nächſten. Ich konnte mich nicht zur Trennung entſchließen; deshalb hat meine Frau in ihrer ſelbſtloſen Güte eingewilligt mit mir zu gehen.“

Das klang so selbstverständlich, so ernst und würdevoll, als habe sich dieser Mund nie in verletzendem, frivolem Spotte verzogen, als habe es nie eine Zeit gegeben, wo er die schlanke, schweigende Frau an seiner Seite mitleidslos den bösen Zungen, der gehässigsten Beurtheilung überlassen, ja, sie in dieselbe hineingedrängt.

Die Herzogin setzte plötzlich ihren hastig und rauschend entfalteten Fächer in Bewegung, als sei es erstickend schwül im weiten Saale geworden. „Also eine neue Caprice, Baron Mainau?“ sagte sie, vergeblich bemüht, ihrer Stimme einen spöttisch heiteren Klang zu geben. „Bisher haben Sie eifersüchtig Alles von sich gewiesen, was den Nimbus des interessanten Reisenden irgendwie schmälern konnte — Sie wollten allein Märchenprinz sein. . . . Und nun auf einmal dieses Erscheinen an der Seite einer modernen Lady Stanhope — nicht übel! Das muß verblüffen, ganz besonders Aufsehen erregen.“

„Sicher nicht lange, Hoheit,“ sagte Mainau ruhig lächelnd, „da ich mit meiner ‚Lady Stanhope‘ nicht im Oriente reisen, sondern auf meinem einsam gelegenen Gute Blankenau in Franken leben werde.“

Serenissima wandte sich ab und gab mit einer

sichern Bewegung das Zeichen zum Beginne des Concerts. Wer sie näher kannte, zitterte. Mit diesen unnatürlich weit geöffneten Augen in dem todtenhaft weißen Gesichte, mit den streng zusammengezogenen Lippen und dem fast brutal entschlossen vorgeschobenen Kinne gab sie nie einer Bitte Gehör, war sie nie einer sanfteren Regung zugänglich.

25.

Die herzogliche Capelle spielte meisterhaft, und die Primadonna sang hinreißend. Ihre Hoheit, die Frau Herzogin, gab selbst das Signal zum rauschenden Applaus und überhäufte die fremde Sängerin in den Pausen mit Beweisen ihrer Huld und Gnade. Es verlief Alles so glatt, so scheinbar zwanglos und doch die festen Linien der Etiquette innehaltend, daß Liane meinte, nur ihr treibe die innere qualvolle Unruhe, eine ahnungsvolle Bangigkeit das Blut fiebernd durch die Adern. Sie konnte das bleiche Medusenprofil der Herzogin nicht ansehen, ohne heiß zu erschrecken. Dort, inmitten einer Officiersgruppe, seltsam den Glanz der Gala-Uniformen unterbrechend, saßen zwei schwarze Gestalten, der Hofmarschall und der Hofprediger. Die

junge Frau hätte' aus den Zügen des alten Herrn faſt leſen können, was er, leidenſchaftlich erregt, ſeinem Nachbar unabläſſig zuflüſterte und in das Ohr ziſchelte; aber ſie wandte in aufquellendem Zorne die Augen weg. Der Prieſter fixirte ungeſcheut und ſo dämoniſch ausdrucksvoll ihr Geſicht, als ſchwebe ihm jenes furchtbare „Ich werde Alles dulden, ſchweigend ohne Gegenwehr; aber abſchütteln werden Sie mich nicht" auf den Lippen. . . . Sie fürchtete ihn nicht mehr. Der hochgewachſene Mann, der neben ihrem Sitze mit verſchränkten Armen an der Wand lehnte, beſchützte ſie; er war mächtig und willensſtark genug, die Viper, die zerſtörend nach ſeinem häuslichen Glücke züngelte, zu zertreten. . . . Hätte ſie nur erſt dieſen Saal mit den geſchmückten Menſchen im Rücken gehabt! Aber die Erlöſungsſtunde ſchlug noch nicht. Die wunderſame Mähr, daß Mainau mit ſeiner jungen Frau nach Franken überſiedeln wollte, war wie ein Loſungswort von Mund zu Mund geflogen, und nun, nach dem Concerte, ſtrömten die Wißbegierigen herbei, um aus dem Munde der Betreffenden ſelbſt die Beſtätigung zu hören. Und dann wurde Mainau die Auszeichnung zu Theil, mit der Frau Herzogin den Ball zu eröffnen.

„Bitte, führen Sie mich in den anstoßenden Saal!“ befahl sie, den Walzer unterbrechend, in welchen sich die Polonaise aufgelöst hatte. „Zu viel Gaslicht und zu viele Menschen! Die Hitze ist wahrhaft tropisch.“

Sie traten über die Schwelle. Die anderen Paare flogen weiter in wirbelndem Reigen.

„Sie spielen Ihre neue Rolle unvergleichlich, Baron Mainau,“ sagte die Herzogin halblaut, während sie im Weiterschreiten mehreren erschrocken emporspringenden Herren zuwinkte, sich nicht stören zu lassen — sie thaten sich gütlich am Büffet.

„Darf ich erfahren, wie das Stück heißt, das der Hof aufführt und bei welchem ich mitwirke, ohne es zu wissen?“ versetzte er, auf den leichten, frivolen Ton eingehend, den sie angeschlagen.

„Mephisto!“ Sie hob graciös drohend den Fächer. „Nicht wir spielen; dazu sind wir zu gedrückt, zu müde und unelastisch — Dank den aufreibenden inneren Kämpfen. Wir haben auch nicht die Gabe, wie der geniale Baron Mainau, einen mächtigen Impuls immer wieder so wirksam, so packend auf die Scene treten zu lassen. . . . Soll ich Ihnen wirklich sagen, daß man sich drüben im Saale zuraunt, es sei heute der zweite

Act des ‚Drama mit der Rachetendenz' aufgeführt worden?"

Bei diesen Worten betraten sie den Wintergarten. In raschem Weitergehen hatten Beide nicht bemerkt, daß in dem letzten, anscheinend leeren Salon dennoch zwei Menschen saßen, der Hofmarschall und sein Freund, der Hofprediger. Sie hatten Fruchteis und Champagner vor sich stehen; aber ein aufmerksames Auge hätte sehen können, daß das Eis zerschmolz und der köstliche Sect unberührt verschäumte.

Mainau zog mit einer raschen Wendung seinen Arm an sich, so daß die Hand der Herzogin ihre Stütze verlor und herabsank. . . . Sie waren allein unter Palmen, unter einem grünen Regen tropischer Schlingpflanzen, der von der Glasdecke niedersank. Wie die vom Wunderbaume mit Gold überschüttete Aschenbrödelgestalt stand die schöne, blasse Frau in gelbem Atlaskleide da, dem das blendende Gaslicht metallisch glitzernde Farbenströme entlockte.

„Vollständig gekühlte Rache hat keinen zweiten Act; sie stirbt wie die Biene in dem Augenblicke, wo sie den Stachel eingesenkt," sagte Mainau mit leicht erblaßtem Gesichte.

Die Herzogin sah ihn mit funkelnden Augen an.

„Ah, Pardon! Da haben ſich alſo die guten Leute da drüben geirrt," ſagte ſie, die ſchönen Schultern empor=ziehend. „Nun denn, ein anderes Motiv! Das aber, was Sie uns in augenblicklicher, eigenſinniger Laune octroyiren möchten, glaubt man Ihnen ſo wenig, wie man im Stande iſt, zu denken, der prächtige Granat=baum dort mit ſeinen glühenden Blüthen fühle Nei=gung, im — Gletſchereis zu wurzeln. . . . Mag Ihnen dieſe blonde Gräfin Juliane mit ihrer ſtudirten Den=kermiene, ihrem mühſam aufgepfropften Bischen Männer=wiſſen imponiren, in Wirklichkeit geliebt wird eine ſolche Frau nie."

„Sie ſprechen von jener Leidenſchaft, die auch ich einmal empfunden," verſetzte Mainau in hartem, eis=kaltem Tone. Es empörte ihn, den geliebten Namen von dieſen Lippen ausſprechen zu hören. „Wie wenig Wurzel gerade ſie ſchlägt, hat ſie am ſchlagendſten dadurch bewieſen, daß ſie ſo vollſtändig — ſterben konnte."

Die Herzogin fuhr aufſtöhnend zurück, als habe er eine todtbringende Waffe gegen ſie gezückt.

„Iſt es ſo, wie Sie ſagen," fuhr er unerbittlich fort, „daß eine ſolche Frau ſelten geliebt wird — wohl mir! Dann werde ich Qualen, die ich früher nie

gekannt, und die jetzt oft an mich herantreten, die Qualen der Eifersucht, allmählich wieder von mir abschütteln können. . . . Und nun will ich Euer Hoheit sagen, weshalb ich heute in Begleitung ‚dieser blonden Gräfin Juliane' hier bin. Es ist kein Act der Rache sondern der Buße, der öffentlichen Abbitte meiner beleidigten Frau gegenüber."

Die fürstliche Dame lachte so überlaut und krampfhaft, als sei sie wahnsinnig geworden.

„Verzeihung!" rief sie wie athemlos, wie halb erstickt vor Lachen, „aber das Bild ist zu drastisch. Der kühne Duellant, respective Raufbold — Pardon! — der tapfere Soldat, der gefürchtete Spötter und Leugner aller Frauentugend — bußfertig vor der Gräfin mit den rothen Flechten! Nach Jahren noch wird man sich amüsiren über den Löwen, der sich fromm vor dem Spinnrocken niederduckt."

Er trat einen Schritt zurück. Ueber dieser Stirne schwebte die gefeierte Krone der Herrscherin; in ihre Hand war es gelegt, für den minderjährigen Landesfürsten zu entscheiden über Leben und Tod, Wohl und Wehe im Volke — und da stand sie vor ihm, in bacchantischem Gelächter sich schüttelnd, baar selbst der

Würde, die die einfachste Frau aus dem Volke zu bewahren versteht.

„Hoheit, der Duellant, respective Raufbold, braucht nicht viel wirklichen Muth," sagte er mit finsterer Stirne, „weit mehr Willenskraft und innere Ueberwindung kostet es z. B. dem Spötter Mainau, dem frivolen Frauenverächter, die innere Umkehr zu bekennen, den ‚guten Leuten dort drüben' zu zeigen, daß der eifrige Fürsprecher der Convenienzehe keinen innigeren Wunsch hat, als — die eigene Frau zu erobern. Aber diese Sühne schulde ich ‚der blonden Gräfin Juliane', dem reinen Mädchen mit der enthusiastischen Künstlerseele, mit den unerschrockenen, eigenen Gedanken. . . . Ich habe mir die Buße auferlegt, ehe ich mir gestatte, mein neues Glück mir anzueignen."

Der Fächer war den Händen der Herzogin entfallen; er schaukelte funkelnd an der feinen Kette, die vom Gürtel niederhing. Mainau den Rücken zuwendend, stand die schöne Frau vor einem vollblühenden Orangenbaume und zupfte hastig an den Blüthen, als gönne sie diesen schönbelaubten Zweigen nicht, auch nur eine einzige Frucht zu tragen. . . . Sie war still geworden; kein Laut kam von ihren Lippen, in dem nervösen Spiele der Hände aber lag etwas wie unter-

drückte Verzweiflung, und da kam ihm doch eine Regung von Bedauern.

„Ich möchte, ich könnte alle Tollheiten meines Lebens ungeschehen machen," sagte er weiter; „es ist da so Vieles, dessen ich mich schämen muß, weil es gegen Edelmuth und Ritterſinn verstößt. . . . Meine innerſte Natur werde ich freilich nicht ändern. Ich haſſe, die mich haſſen und ‚die Milch der frommen Denkungsart' wird mir nie die Pulſe ſänftigen, aber deswegen bereue ich doch, wo ich zu wild in der Rache geweſen bin. . . . Hoheit, ich wünſche lebhaft, daß auch da Ruhe und Glück einziehen möchten, wo ich einſt Fluch und Unheil herabzubeſchwören geſucht habe."

Die Herzogin fuhr mit einem total veränderten Geſicht herum. „Ei, wer ſagt Ihnen denn, mein Herr von Mainau, daß ich nicht glücklich bin?" fragte ſie den Baron mit höhniſcher, kalter Stimme. Sie reckte ihre üppige Geſtalt empor und ſah plötzlich aus, als ſtehe ſie vor dem Thronſeſſel und ertheile einem Untergebenen Audienz. Die Herrſcherhaltung gelang, nicht aber der Herrſcherblick; aus den ſchwarzen Augen brach das furienhaft wilde Feuer des tiefgereizten Weibes. „Glücklich? Ich bin es! Ich darf meinen Fuß auf den Nacken Derer ſetzen, die ich glühend

haſſe, denn ich habe die Macht. Ich kann vernichtend da eingreifen, wo man den Traum von Glück und Seligkeit träumt, denn ich habe die Macht. . . . Mächtig ſein, heißt glücklich ſein für den ſtolzen, ehrgeizigen Frauengeiſt. Merken Sie ſich das, Freiherr von Mainau! Ihr frommer Wunſch war vollkommen überflüſſig, wie Sie ſich ſagen werden."

Sie ſchritt nach dem Ausgange; aber an der Schwelle blieb ſie ſtehen, und durch die lange Reihe der offenen Thüren zeigend, wandte ſie den Kopf über die Schulter zurück. „Da kommt ſie, mild und bleich wie eine kühle Mondnacht," ſagte ſie, und ihre kleinen, weißen Zähne blitzten unter der im diaboliſchen Lächeln hoch emporgezogenen Oberlippe. „Wahrhaftig, Baron Mainau, Sie ſind zu beneiden. . . . Aber Eines möchte ich Ihnen rathen: Gehen Sie nicht nach Franken! Sicilien ohngefähr möchte die Temperatur haben, in der ſich das Anfröſteln von ſo viel ſtrenger Tugend und ſelbſtbewußter Weiblichkeit ertragen läßt."

Liane kam an der Seite eines Kammerherrn, mit welchem ſie die Polonaiſe getanzt, langſam wandelnd daher. Die Herzogin verließ den Wintergarten, während Mainau auf die Schwelle deſſelben trat, um ſeine Frau zu erwarten. An der gegenüberliegenden Thür

blieb das näherkommende Paar ſtehen, um die raſch, mit hochgehobenem Kopfe und ſtolzem Nacken heranſchreitende Herzogin vorüber zu laſſen; aber dicht vor der jungen Frau blieb ſie ſtehen.

„Liebe Frau von Mainau,“ ſagte ſie mit etwas belegter, aber vollkommen feſter Stimme, „man wird Sie uns entführen. . . . Sie ſind in der That berufen, Mann und Haus ‚mit linden und doch ſtarken Armen‘ zu umfaſſen. Halten Sie feſt, damit Ihnen das Phantom nicht dennoch entſchlüpft in dem Augenblicke, wo Sie es am Sicherſten zu umſchließen wähnen! Der Schmetterling *muß* fliegen — es iſt ſeine Lebensbedingung. . . . Und nun Glück auf den Weg, ſchöne Braut!“ Mit leichter Grazie hob ſie ihre weißen Arme, und die krampfhaft geballten Hände öffnend, ließ ſie einen Regen zerdrückter, faſt unkenntlich gewordener Orangenblüthen über Schulter und Arme der jungen Frau niederrieſeln.

Sie nahm den Fächer wieder auf. „Herr von Lieven, ich wünſche den nächſten Galopp mit dem Grafen Brandau zu tanzen,“ wandte ſie ſich mit lauter, voller Stimme an den Kammerherrn.

Er flog davon um den ſchönen, ſchlanken Lieutenant zum Tanz mit Ihrer Hoheit „zu befehlen.“ Leicht

mit dem Fächer grüßend, rauſchte die fürſtliche Dame an der ſich verneigenden jungen Frau vorüber und begab ſich in den Concertſaal zurück.

„Der Schmetterling fliegt nicht mehr — ſei ruhig!“ ſagte Mainau heiter lächelnd, indem er Liane über die Schwelle des Wintergartens an ſich heranzog und ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an ſeine Bruſt drückte. „Er iſt überhaupt nie Schmetterling aus wirklicher Neigung geweſen, und hätte er ſeine Liane gleich gefunden, ſo brauchte er jetzt nicht ſo viel tolle, verzweifelte Streiche zu bereuen.“

Sie wand ſich ſcheu und ſchweigend aus ſeinen Armen und deutete nach dem anſtoßenden Salon zurück; ſie hatte die beiden Herren in der Ecke ſitzen ſehen; jetzt hörte ſie, wie ſie aufſtanden und der Herzogin in den Saal folgten.

„Ach, da ſind Sie ja — wo haben Sie denn geſteckt, Herr Hofmarſchall?“ fragte die ſtolze Fürſtin; Graf Brandau ſtand vor ihr und beugte ſeine hohe Geſtalt faſt bis zur Erde, während der Hofmarſchall ſichtlich beklommen in ihre Nähe trat. „Man hört ja wunderliche Dinge. Baron Mainau will nach Franken überſiedeln; werden Sie mitgehen?“

Der Hofmarſchall prallte vor Entſetzen zurück.

„Ich, Hoheit?“ rief er mit alterirter Stimme. „Eher in die Gruft! Eher will ich von Haus zu Haus betteln gehen, als auch nur noch einen Tag im Zuſammenleben mit meinem — entarteten Neffen verbringen! . . . Ich bleibe in meinem Schönwerth, und wenn Euer Hoheit dann und wann einen Sonnenſtrahl der Huld und Gnade in das einſame Leben eines alten, treuen Dieners werfen wollen, indem Sie Schönwerth nach wie vor als Ziel der Spazierritte wählen —“

„Herr von Mainau,“ unterbrach ſie ihn froſtig mit harter Stimme, wobei ſie ihre Hand auf den Arm des Grafen Brandau legte, „ich höre, der Sturm hat heute Nacht Ihre prächtige Muſa umgebrochen — ſie war es ja hauptſächlich, wie Sie ſich erinnern werden, die mich immer wieder in das Thal von Kaſchmir gezogen hat — vorüber, vorüber! . . . Zudem muß ich Ihnen geſtehen, daß ich bis zu dieſer Stunde das Grauen nicht los werde in der Erinnerung an die gräßliche Pulvergeſchichte, durch welche der Erbprinz und ſein Bruder um ein Haar auf Ihrem Grund und Boden verunglückt wären. Sie werden begreifen, daß Jahre vergehen müſſen, ehe ein Mutterherz ſolche Schreckniſſe überwindet.“

Von der Tribüne erbrauſte ein feuriger Galopp,

und die schöne Herzogin flog, nach einem hochmüthigen Kopfneigen gegen den vernichteten Höfling, im Arm ihres Tänzers dahin — „seltsam wild und aufgeregt," wie sich einige alte, scandalsüchtige Damen in das Ohr zischelten. Der Hofmarschall aber sah ihr mit aschbleichem Gesichte und schlotternden Knieen einen Augenblick wie versteinert nach. Unfaßlich, unerhört! . . . Erhoben sich nicht die stolzen Vorfahren in der Ahnengruft und stießen mit den Händen nach ihm? That sich nicht die Erde auf, um ihn, den Unseligen, den Gebrandmarkten zu verschlingen? Er war in Ungnade gefallen, er, der Leib und Seele dem Bösen verschrieben hätte, um nur nie ein solches Unglück zu erleben! Und da war es, ohne sein Verschulden, und hing wie eine schwarze Wetterwolke über seinem Haupte! Und nach zehn Minuten kreiste „die köstliche, die unbezahlbare Neuigkeit" auf den Lippen der Neider und Mißgünstigen, und hundert Augen und Finger richteten sich schadenfroh auf den gestürzten Hofmarschall; er verschwand aus dem Saale.

Bald nach dem Glaswagen des Hofmarschalls fuhr auch die Equipage mit den Apfelschimmeln am Portale des herzoglichen Schlosses vor.

„Meine Mission ist erfüllt — nun darf ich die

Braut heimführen," flüsterte Mainau Liane zu, indem er sie in den Wagen hob.

26.

Er saß wieder droben und lenkte das Gespann, und sie lehnte in der Wagenecke; aber nicht; wie damals, als unscheinbare, graue Nonne mit der Kälte und Resignation im Herzen — über die weißen Atlaspolster breitete sich das kostbare, einst verschmähte Brautkleid; aus dem Haare zuckte der grünfunkelnde Strahl der Smaragden, und die schönen, klugen Augen der jungen Frau verfolgten aufglänzend jede Bewegung der prächtigen Männergestalt, der gegenüber sie den Widerstand des verletzten Stolzes, der kalten, strengen, trotzigen Zurückhaltung nun so vollständig aufgegeben.

Es war eine warme, lautlose Mondnacht, durch die sie fuhren. Das bleiche Nachtgestirn schwebte droben, eine über das dunkle Blau hingerollte Silberkugel; aber zwischen Himmel und Erde wogte jenes glänzende Flimmern, das schleierartig die Contouren verwischt. Dort hinter dem regungslosen Parkteiche

ballten sich die majestätischen Lindenwipfel des Maienfestes zu dunklen, gestaltlosen Massen; in ihrem Schatten verschwand das Fischerdörfchen so spurlos, als habe eine Riesenfaust die fürstliche Spielerei auf den Grund des Gewässers versenkt. . . . Liane wußte nicht, daß dort zum ersten Male ihr Name vor der Herzogin genannt worden war, daß man „die Gräfin mit den rothen Flechten" unter jene Linden beschworen hatte, um sie ein jahrelang genährtes Rachewerk wider Willen ausführen zu lassen. Dennoch wandte sie, in sich hineinfröstelnd, den Kopf weg; der ungeheure, nachtschwarze Baumcomplex und die bleifarbene, todtenstille Wasserfläche gaben ein gespenstiges Bild. Die junge Frau hatte ohnehin mit unheimlichen Empfindungen zu kämpfen. Sie wußte, daß in dem Glaswagen, der weit vor ihnen Schönwerth zurollte, auch der Hofprediger saß; er war dem Hofmarschall wie sein Schatten gefolgt. Sie hatte ihn vom Garderobezimmer aus einsteigen und den Schlag zuwerfen sehen. . . . Dieser entsetzliche Priester war bereits da, wenn sie das Schönwerther Schloß zum letzten Male betrat; er hatte in der That die Kühnheit, die zähe Beharrlichkeit, mit der das Raubthier seinem Wilde auf der Ferse folgt. . . . Eine heiße Angst überlief sie, als der

Wagen den Wald verließ und in das liebliche, von Mondlicht erfüllte Schönwerther Thal hinabbrauſte. Dort unten flog eben die Equipage des Hofmarſchalls hin; man ſah die Glasfenſter aufblinken, ehe ſie hinter dem Maßholderbuſch verſchwand. Liane mußte all ihren Muth, ihre Vernunft aufbieten, um Mainau nicht zu bitten, daß er an Schönwerth vorüberfahre und ſie noch in dieſer Nacht nach Wolkershauſen bringe. . . .

In dem Augenblicke, wo der Wagen vor dem Schloſſe hielt, ſtand Frau Löhn, wie aus der Erde gewachſen, am Schlage. „Seit einer Stunde iſt Alles vorüber, gnädige Frau," flüſterte ſie mit fliegendem Athem. „Der mit dem geſchorenen Kopfe iſt vorhin auch wieder mitgekommen. Er iſt im Stande und verlangt mir heute Nacht noch die Schmuckſachen für den alten Herrn ab; das erſte Mal iſt's auch ſo geweſen."

„Ich komme," ſagte Liane. Sie ſprang aus dem Wagen, während Frau Löhn über den Kiesplatz nach dem indiſchen Hauſe zurückkehrte. Jetzt trat ein ſchwerer, ein furchtbarer Moment an die junge Frau heran: ſie mußte Mainau den Vorgang an Onkel Gisbert's Sterbebette mittheilen; ſie mußte ihm Alles ſagen, was

sie wußte, dann sollte er mit ihr hinübergehen und das verhängnißvolle, kleine, silberne Buch selbst an sich nehmen.

Er hatte die Beschließerin nicht bemerkt und führte Liane ahnungslos nach ihren Appartements. Beide prallten zurück, als sie aus dem blauen Boudoir in den anstoßenden Salon traten — auf dem Tische, inmitten des Zimmers, brannte eine Lampe, und daneben stand der Hofmarschall, aufrecht, in kerzengerader Haltung, nur die Rechte leicht auf die Tischplatte stützend.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich in Ihre Räume eingedrungen bin," sagte er mit monotoner, kalter Höflichkeit. „Aber es ist zehn Uhr vorüber. Ich war im Zweifel, ob Ihr Gemahl geneigt sein würde, mir heute noch einige Augenblicke, behufs einer Auseinandersetzung, zu gewähren, und da es geschehen muß, so habe ich es vorgezogen, ihn hier zu erwarten."

Mainau ließ den Arm seiner Frau fallen und trat mit festen Schritten auf den alten Herrn zu. „Da bin ich, Onkel! Ich wäre auf Deinen Wunsch auch sehr gern hinaufgekommen. Was hast Du mir zu sagen?" fragte er gelassen, aber mit der Haltung eines

Mannes, der nicht gewillt ist, sich irgend eine Ungehörigkeit bieten zu lassen.

„Was ich Dir zu sagen habe?“ wiederholte der Hofmarschall mit unterdrückter Wuth. „Vor allen Dingen möchte ich mir den Titel ‚Onkel‘ verbitten.... Du hast, wie Du heute Morgen selbst sagtest, zwischen Dir und Deinen Standesgenossen das Tischtuch zerschnitten. Ich stehe aber zu ihnen mit Kopf und Herzen, mit Gut und Blut; der Riß trennt Dich mithin auch von Deinem Vatersbruder, unwiderruflich und für immer.“

„Ich werde den Verlust zu tragen wissen,“ versetzte Mainau mit tieferblaßtem Gesichte, aber ruhiger, klarer Stimme. „Die Zukunft wird zeigen, was Du gewinnst, indem Du alles auf eine Karte setzest. Ein sogenannter guter Freund raunte mir in aller Eile zu, als ich das herzogliche Schloß verließ, Du seiest um meinetwillen eclatant in Ungnade verfallen“ — bei dem so ruhig ausgesprochenen Wort „Ungnade“ hob der Hofmarschall aufschreckend die Hände, als wolle er die Bezeichnung der furchtbaren Thatsache hinter die Lippen des Sprechenden zurückdrängen — „eine solche erbärmliche, kleinliche Revanche, an einem Unbetheiligten verübt, kann höchstens Ekel erregen, und Du hast nichts

Eiligeres zu thun, als Deine einzigen Verwandten abzuschütteln, mit Allem zu brechen, was Deinem Leben, Deiner einsamen Zukunft in Wirklichkeit einen Zweck, einen Halt zu geben vermag? Und das muß unerbittlich zur Stunde, noch in dieser Nacht geschehen, damit Du morgen in der Frühe Deine völlige Lostrennung von ‚den Tiefgefallenen' rapportiren und um Gotteswillen die Wiederkehr der herzoglichen Gnade erbitten kannst? . . . Was verlierst Du denn an —"

„Was ich verliere?" schrie der Hofmarschall. „Das Augenlicht, die Lebensluft! Ich sterbe, wenn diese — diese fürchterliche Ungnade auch nur Monate andauert. . . . Wie Du darüber denkst, ist Deine Sache — ich scheere mich nicht darum." Er taumelte, unfähig sich länger auf den Füßen zu halten, in den nächsten Lehnstuhl.

Mainau wandte ihm in unverhohlener Verachtung den Rücken. „Dann bleibt mir freilich kein Wort mehr zu sagen," murmelte er achselzuckend. „Ich hatte gemeint, noch einmal an die großväterliche Liebe für Leo appelliren zu müssen —"

„Aha, da sind wir ja bei dem Punkte angekommen, der einzig und allein mich vermocht hat, noch

einmal mit Dir zusammen zu treffen. . . . Mein Enkel, das Kind meiner einzigen Tochter —"

„Ist mein Sohn," unterbrach ihn Mainau, sein Gesicht ihm voll zuwendend, mit tiefer Ruhe. „Er bleibt selbstverständlich bei mir."

„Mit nichten! . . . Für die erste Zeit magst Du ihn nach Franken schleppen — das kann ich freilich nicht verhindern; aber schon nach einigen Monaten wirst Du erfahren, was es heißt, Mächtige im weltlichen und im geistlichen Regimente brüsk herauszufordern."

„Fast könnte ich mich fürchten," sagte Mainau mit verächtlicher Ironie, „stünde ich nicht da auf meinen eigenen Füßen. . . . Ich weiß, wo Du den Hebel ansetzen willst. Weil ich meinem katholisch getauften Kinde eine protestantische Mutter und einen freisinnigen Theologen als Religionslehrer gegeben habe, so ist die Kirche berechtigt, die ihr gehörige Seele zu reclamiren, respective zu retten. Die Rechte des Vaters kommen denen des päpstlichen Stuhles gegenüber selbstverständlich gar nicht in Betracht. Wer wird denn um eine solche unerhebliche Kleinigkeit rechten in einer Zeit, wo der Endspruch des weltlichen Herrschers, die Beschlüsse der Volksvertretung als Seifenblasen von Rom aus

ignorirt werden! . . . Ich könnte mich auf die Linie ſtellen, wo der erbitterte Kampf gegen die clericale Anmaßung entbrannt iſt, wenn ich nicht vorzöge, die ſchwarze Schaar allein, als einzeln Angegriffener, auf der Menſur zu erwarten — mag ſie kommen!"

„Sie wird kommen — darauf verlaſſe Dich! Deine frevelhafte Oppoſition wird gezüchtigt werden, wie ſie es verdient, und wie es alle Treugeſinnten wünſchen müſſen," rief der Hofmarſchall in namenloſer Erbitterung. „Poche Du nur auf Deinen Geiſt, auf den Kopf, mit dem Du glaubſt durchrennen zu können — gerade mit ihm wirſt Du kläglich Fiasco machen! Frage morgen Alle, die drinnen bei Hofe ſind! Nicht Einer wird Dir zugeben, daß Du heute Abend im vollen Beſitze Deiner Geiſteskräfte geweſen biſt. Ein Menſch mit ſeinen geſunden fünf Sinnen, einem ungetrübten Gehirne —"

„‚Trägt nicht ſeinen Kopf feſt auf dem geraden Rücken, ſondern kriecht und ſcherwenzelt vor den Mächtigen', willſt Du ſagen?"

„Ich will ſagen: Dein Thun und Treiben, Dein ganzes Gebahren iſt in den letzten Tagen ein ſo auffälliges geworden, daß ein ärztlicher Ausſpruch

wird entſcheiden müſſen," ſchrie der alte Herr, blind vor Wuth.

„Ah! Das iſt die Breſche, durch welche mir die weltliche Macht beikommen wird." Eine tiefe Bläſſe überflog ſecundenlang die Wangen des ſchönen Mannes. Er war tief ergrimmt; aber die Arme über der Bruſt verſchränkt, ſagte er leichthin, wenn auch in beißendem Tone: „Ich wundere mich über Dich. Es iſt eines ſo gewiegten Diplomaten und Hofmannes nicht würdig, im Zorne einen ganzen geheimen Feldzugsplan zu verrathen. . . . Alſo wenn der Kampf mit den Clericalen glücklich ausgefochten iſt, dann tritt der Gerichtshof auf und erklärt den Mann für ‚unzurechnungsfähig', eben weil er gekämpft hat, und weil eine ganze große Hofgeſellſchaft — Ihro Hoheit, die Frau Herzogin, ſelbſtverſtändlich an der Spitze — eidlich erhärtet, daß er eines Abends nicht bei Sinnen geweſen iſt."

Der Hofmarſchall erhob ſich. „Ich muß bitten, die erhabene Frau vor meinen Ohren nicht zu verunglimpfen," proteſtirte er kurz mit ſeiner abſcheulich ſchnarrenden Stimme. „Uebrigens habe ich Dir dieſen ſogenannten geheimen Feldzugsplan gefliſſentlich mitgetheilt. Du ſollſt ihn wiſſen, weil ich den Handel nicht bis zum Aeußerſten kommen laſſen möchte, weil

ich als ein Mainau mich verpflichtet fühle, einen Scandal, ein öffentliches Aergerniß von unſerem Namen ſo lange wie möglich abzuwehren. Ich kann aber auch von meiner Forderung nicht um ein Jota abgehen, ſchon um meines heimgegangenen, ſtrenggläubigen Kindes willen, und deshalb frage ich Dich kurz und bündig: ‚Willſt Du mir Leo freiwillig überlaſſen, an den ich ein heiliges Anrecht habe, ſo gut wie Du —‘“

Er kam nicht weiter. Mainau unterbrach ihn mit einem hellen, ſcharfen Auflachen. In dem Momente glitt die junge Frau unbemerkt in das Ankleidezimmer und von da in den Säulengang. Nicht einen Augenblick länger durfte ſie zögern. Das beiſpiellos anmaßende Auftreten des Hofmarſchalls ließ nur zu deutlich erkennen, daß er auf mächtige Streitkräfte zu Gunſten ſeiner unberechtigten Forderung pochen durfte. Der ſiegesgewiſſe, erbärmliche Höfling mit den mörderiſchen Händen mußte heute zum zweiten Male ſtürzen — jetzt aber durch die eigene ſchwere Schuld! . . . Wie that ihr das Herz weh im Mitgefühle für Mainau! Wie liebte ſie ihn, der ſo mannhaft gegenüberſtand den unvermeidlichen Folgen, die ſeine Neigung für ſie heraufbeſchworen!

Sie vergaß, daß ſie Capuchon und Mantille im

Salon zurückgelassen; sie sah auch nicht, wie die auf den Lärm der streitenden Stimmen horchenden Lakaien im Vestibule zurückwichen vor der eilig daherrauschenden Frauengestalt, die, Haupt und Nacken unbedeckt und feenhaft geschmückt, in die Mondnacht hinausflog.

Der indische Garten breitete sich hin, so fremdartig, so silbern funkelnd im Mondlichte, wie in jener ersten Nacht, die sie in Schönwerth verlebt — aber welch ein Contrast zwischen heute und damals! Noch in diesen nächtlichen Stunden brachen die morschen Verhältnisse unter den Streichen der Nemesis zusammen, wie der Sturm mit Einem Griffe die gewaltige Banane dort umgestürzt hatte.

Die flüchtigen Füße der jungen Frau berührten kaum den Boden. Desto unheimlicher klang das schwere Rauschen des starren Schleppsaumes in die athemlose Nachtstille hinein. . . . Beim Betreten des dunklen Laubganges, des Lieblingsaufenthaltes der Affen und Papageien, hemmte sie zusammenfahrend ihre Schritte; kein Rauschen der Thiere in den Zweigen, wohl aber das Knirschen des Kieses unter einem starken Fußtritte hatte ihr Ohr berührt.

„Wer ist hier?“ fragte sie, vorsichtig nach dem Ausgange zurückweichend.

„Der Jäger Dammer, gnädige Frau," meldete eine hörbar verlegene Stimme.

Sie athmete befreit auf und ging weiter, während der junge Mann eilig vor ihr herschritt und sich, ehrerbietig grüßend, am jenseitigen Ausgange postirte. Ein Blick zur Seite machte ihr draußen sofort klar, was den Jäger hierhergeführt hatte — das purpurrothe Gesicht auf die Brust gesenkt, stand eines der hübschen Hausmädchen da und knixte — es handelte sich um ein Rendezvous zwischen zwei jungen Leuten, welche die Versetzung des Burschen für längere Zeit getrennt hatte. War es doch, als sei Liane ein Alp von der Brust genommen durch die Gewißheit, daß Menschen in der Nähe seien.

Die Thür des indischen Hauses war verschlossen. Hinter den Fenstern hingen die steifen Matten, und die zerbrochenen Glasscheiben der Thür waren einstweilen durch Bretter ersetzt. Auf Lianens leises Klopfen wurde mit vorsichtiger Hand eine der Matten ein wenig seitwärts geschoben. Gleich darauf öffnete sich geräuschlos die Thür.

„Wäre der Schwarze gekommen, er hätte nicht hereingedurft," flüsterte Frau Löhn, indem sie den Riegel wieder vorschob.

Ueber die Todte auf dem Rohrbette war ein weißes Leinentuch gebreitet, und in einem Lehnstuhle lag Gabriel erschöpft in tiefem Schlafe. Die Beschließerin hatte eine wärmende Decke über ihn gelegt, dessen abgehärmtes Antlitz sich todtenhaft von dem dunklen Polster abhob. Unruhig flackerte der Lichtschein darüber hin, den ein vielarmiger, mit Wachskerzen besteckter Silberleuchter verbreitete.

„Auch ein Rest aus der alten Zeit, den ich vor dem geizigen alten Manne drüben im Schlosse gerettet habe," sagte die Beschließerin, auf den prachtvollen Leuchter zeigend; „das arme Ding da ist mehr als jede Andere Schloßfrau gewesen, und da soll sie nun auch die letzten Ehren haben."

Mit sanfter Hand schlug sie das Leinentuch zurück. Das Herz der armen Lotosblume schlug nicht mehr, und doch sah es aus, als höbe sich die schöne frische Seerose auf ihrer Brust noch unter gleichmäßigen Athemzügen. Auch über das Kleid und das Kopfkissen der Todten lagen die weißen Wasserblüthen hingestreut.

„Gabriel hat sie gebracht," sagte Frau Löhn; „es waren ihre liebsten Blumen, und der arme Teufel hat manchen Schlag vom Schloßgärtner ge-

kriegt, wenn sie ihn am Teiche ‚beim Holen' erwischt haben."

Bei diesen Worten hob sie sanft das Köpfchen vom Kissen, während Liane mit bebenden Händen die Kette darüber streifte; ebenso leicht ließ sich das kleine silberne Buch aus den erkalteten Fingern lösen; sie leisteten nicht den geringsten Widerstand mehr. . . . Die junge Frau legte die Kette um den Nacken und steckte das verhängnißvolle Schmuckstück in den Busen.

„Morgen!" sagte sie mit halb erstickter Stimme zu Frau Löhn und ging hinaus. Eine namenlose Beklemmung, das unerklärliche Gefühl, als habe sie mit dem kältenden Silber auf der Brust ihren eigenen Untergang auf sich genommen, machte ihr den Herzschlag stocken. . . . Umsonst ließ sie ihre Blicke von der Veranda aus über das von Rosengebüsch begrenzte Terrain hinschweifen; umsonst lauschte sie mit zurückgehaltenem Athem auf irgend ein Zeichen, daß ein menschliches Wesen in ihrer Nähe sei. Der Jäger und sein Mädchen hatten jedenfalls, durch ihr Erscheinen erschreckt, den Garten verlassen. Sie schauerte in sich zusammen bei dem Versuche, die Verandastufen hinabzusteigen und weiter zu gehen, und dennoch schämte sie sich, die Frau, die hinter ihr die Thür wieder ver-

riegelt hatte, abermals herauszuklopfen und um ihre Begleitung zu bitten. Und zögern durfte sie nicht mehr; jede Secunde Zeit, die den unnatürlichen Kampf verlängerte, welchen Mainau um sein Kind kämpfen mußte, hatte sie zu verantworten.

Sie flog die Stufen hinab durch das Rosengebüsch — da — da stand das Entsetzliche, dessen Nähe sie gefühlt hatte, wie der Vogel die seines Todfeindes — da stand die schwarze Gestalt mit aschbleichen, verwüsteten Zügen, und der geschorene Fleck inmitten der dunkellockigen Haarmassen dämmerte gespenstig, als die unheimliche Erscheinung feierlich grüßend das Haupt neigte.

Im ersten Augenblicke machte der Schrecken der jungen Frau das Blut gerinnen, dann aber wallte ein Gefühl der Erbitterung, des Zürnens in ihr auf, wie sie nie solches vorher empfunden. Und dieses Gefühl siegte; es machte sie hart, schonungslos. . . . Ihr Kleid mit einer ausdrucksvollen Geberde an sich heranziehend, als dürfte nicht einmal sein Saum den ihren Weg kreuzenden Mann streifen, wich sie aus und wollte weiter gehen, ohne seinen Gruß zu beachten; aber er vertrat ihr auf's Neue den Weg, er wagte sogar seine Hand auf ihren entblößten Arm zu legen, um sie

zurückzuhalten; sie erblich bis in die Lippen bei der Berührung. Die Hand mit einer kraftvollen Bewegung von sich schleudernd, nahm sie stumm den kostbaren Spitzenärmel, der von ihrer Schulter niederhing, und strich mit dem Gewebe wiederholt über die Stelle, die seine Finger berührt hatten.

„Erbarmungslose!" stieß er hervor. „Sie kommen von einer Sterbenden —"

„Von einer Todten, Herr Hofprediger, von Einer, die im Heidenthume gestorben ist, und deshalb, wie wir Christen sagen, gestorben ist an Leib und Seele. Ob Gott wirklich die Menschenseelen nur annimmt aus der Hand der Priester, mag sie auch fälschen und vor Nichts zurückschrecken, was die Geister als Schemel unter die Füße der Priestermacht zu werfen vermag? Sie müssen es ja wissen. . . . Gehen Sie mir aus dem Wege, Herr!" gebot sie stolz und heftig. „Den echten Predigern des Christenthumes unterwerfe ich mich in Ehrfurcht — und, Gott sei Dank, wir haben deren noch! Sie aber haben mich selbst in Ihre verwerflichen Karten sehen lassen; nicht eine Spur von Weihe liegt auf Ihrer Stirn, und deshalb wundere ich mich auch nicht über Theaterphrasen, wie ich sie

eben gehört, aus Ihrem geiſtlichen Munde. Laſſen Sie mich vorüber!"

„Wozu dieſe Eile?" fragte er hohnvoll, aber doch im Tone heftiger innerer Bewegung. „Sie kommen noch rechtzeitig genug, um zu ſehen, wie ſich der unheilbare Bruch zwiſchen Onkel und Neffen vollzieht, wie der intereſſante Herr von Mainau alle alten Bande und Beziehungen von ſich wirft, um — ausſchließlich Ihnen zu gehören!" — Er hatte alſo wieder draußen unter den Säulen, vor der Glasthüre geſtanden und dem Streite gelauſcht; er war ihr dann gefolgt, wie in jener erſten Nacht. In dieſem Augenblicke gelang es ihr, an ihm vorüberzukommen — ſie betrat nothgedrungen den Uferraſen des Teiches, weil er auch jetzt ſchon wieder neben ihr herging. „Ja, Ihnen ausſchließlich, gnädige Frau!" wiederholte er beißend. „Ihre geſtrige Drohung, zu gehen, hat ihn ohne Zweifel zu Ihren Füßen geführt — wie und wann? — ich gäbe ein Glied meines Körpers d'rum, wenn ich das wüßte. . . . Aber ich ſah heute Abend im Concertſaale dieſen Triumph auf Ihrem ſchönen Geſichte glänzen — Sie ſind ſtolz darauf — wie lange? . . . ‚Der Schmetterling muß fliegen!' ſagte die Herzogin — er muß fliegen, der ſtrahlende Falter,

damit die Welt das schillernde Farbenspiel seines originellen Wesens bewundern kann, sage auch ich. Ein Jahr des geträumten, stolzen Glückes gebe ich Ihnen — nicht einen Tag länger."

„Nun gut," versetzte sie mit aufstrahlenden Augen den Kopf zurückwerfend — im unwillkürlichen, fortgesetzten Ausweichen vor der andrängenden Gestalt des Geistlichen war sie allmählich dicht an den Rand des Ufers getreten — da blieb sie stehen, die Hände inbrünstig über der Brust verschränkt, und auf dem mondbeglänzten, lieblichen Antlitze lag ein Ausdruck von Verzückung. „Ein einziges Jahr denn! Aber ein Jahr voll unaussprechlichen Glückes! Ich liebe ihn, ich liebe ihn bis in alle Ewigkeit, und nehme dieses eine Jahr der Gegenliebe dankbar aus seinen Händen."

Ein halbunterdrückter Schrei, wie ihn nur Wuth und Verzweiflung ausstoßen können, rang sich aus der Brust des Mannes.

„Sie belügen sich selbst," stieß er hervor, „um das Gefühl des gesättigten Trachenberg'schen Stolzes darüber zu beschönigen, daß dieser Mainau für einen Augenblick wirklich niedergeworfen zu ihren Füßen liegt. . . . Sie können ihn nicht lieben, der Sie oft genug in meiner und Anderer Gegenwart mit der schneidendsten

Kälte behandelt, der der ganzen Welt gezeigt hat, daß es ihm widerſtrebt, dieſen ſchönen Körper auch nur mit ſeinem Athem zu berühren; er hat Sie beleidigt, wie ein Mann das Weib nicht ſchmählicher beleidigen kann — und das hätten Sie nie gefühlt? Es hätte Sie nie erbittert, und triebe Ihnen nicht noch zur Stunde die Gluth der Demüthigung in das Geſicht? Sehen Sie in dieſen klaren Spiegel hinab!" er zeigte auf die durchſichtige Waſſerfläche, die faſt an ihre atlasſchimmernden Füße ſchlug. — „Sehen Sie in Ihre eigenen Augen hinein! Sie können nicht wiederholen, daß Sie ihm für ſeine augenblickliche herablaſſende Laune das Wonnegeſchenk Ihrer Liebe hinwerfen wollen."

Sie ſah in der That ſeitwärts in die Fluth hinab — aus namenloſer Furcht vor den Augen, die ſie anglühten.

„Sie lieben ja dieſen See, ſchöne Frau," ſagte er mit ſeltſam gedämpfter Stimme, als handle es ſich um ein Geheimniß. „Sie haben mir verrathen, daß Sie ſeine weichen Wellen meiner Berührung weit vorzögen. Sehen Sie, wie er lockt und ſchmeichelt!"

Jäh zuſammenſchreckend fuhr ſie empor und ſah ihm mit einer wilden Angſt in das Geſicht.

„Fürchten Sie ſich vor mir?“ fragte er ſardoniſch lächelnd. „Ich will ja Nichts von Ihnen, als angeſichts dieſes reinen, klaren Spiegels die Erklärung, daß Sie für ‚Jenen‘ die Neigung und für mich der Abſcheu nicht ſo erfüllt, wie Sie mich überzeugen möchten.“

Sie raffte ihre ganze Willenskraft, ihren Muth zuſammen. „Unerhört! . . . Was ficht Sie an, mir eine Erklärung abzufordern? Ich bin Proteſtantin, und nicht Ihr Beichtkind; ich bin die Herrin von Schönwerth, und Sie der Gaſt; ich bin eine Frau, die ihr gegebenes Wort erfüllt, und Sie ein eidbrüchiger Prieſter. Ich könnte Sie einfach meinen Stolz fühlen laſſen und ſchweigend gehen, aber weil Sie drohend vor mir ſtehen, ſollen Sie wiſſen, daß ich mich nicht vor Ihnen fürchte, daß ich Sie vom Grunde meiner Seele verachte, ſchon deshalb, weil Sie ſo plump die erſte und einzige Liebe eines Frauenherzens anfechten und zu entweihen ſuchen.“

Sie hob den Fuß zum Gehen, aber zwei Arme umſchlangen ſie: „Darf ich nicht, dann ſoll auch er Sie nie berühren,“ murmelte es vor ihrem Ohre. Sie wollte aufſchreien, aber heiße Lippen preßten ſich wild auf die ihren . . . dann ein Stoß, und die ſchlanke

Frauengestalt stürzte kopfüber in die aufzischende Fluth. . . . Ein furchtbarer Schrei gellte über das Wasser hin, aber nicht die Hinabgestürzte stieß ihn aus — vom Laubgange flog das Hausmädchen her, ihr nach der Jägerbursche. . . . „Wir haben's gesehen, elender Mörder!" schrie sie wie toll, beide Arme weit ausbreitend, um den nach dem Laubgange fliehenden Priester aufzuhalten; „Hülfe, Hülfe! Haltet ihn!" . . . Mit einem einzigen Griffe schleuderte der wie wahnwitzig fortstürzende Mann das Mädchen aus dem Wege und verschwand im Laubgange.

Inzwischen hatte der Jäger den Teich erreicht und den Rock von sich geworfen. Gerade hier war das Ufer nicht sumpfig und seicht; es stieg fast senkrecht hinab in die verrufene Tiefe. Das Wasser war so durchsichtig klar und ungetrübt, wie inmitten des Teiches Im ersten Momente schlossen sich die Wellen über dem hinabgeschleuderten Körper; dann aber — es sah geisterhaft schön aus — wogte der starre Silberstoff des Gewandes empor; er sog das Wasser nicht ein und breitete sich wie ein glitzerndes Schwanengefieder weit entfaltet über den Teichspiegel hin, und darüber erschien der wasserüberströmte Frauenkopf mit den Juwelen im Haar; er sank tief in den Nacken

zurück, während die weißen Arme hoch in der leeren Luft vergebens nach einem Halt griffen. Jetzt zitterte ein schwacher Hülferuf von den Lippen der jungen Frau herüber. Seltsam, der steife Silberbrocat schien sie zu tragen.

Der Jäger schwamm gut; er mußte sich aber ziemlich weit hineinarbeiten; denn die Wucht des Stoßes hatte die unglückliche Frau sofort weitab vom Ufer getrieben; dennoch gelang es ihm, einen ihrer Arme zu erfassen, in dem Augenblicke, wo der Körper abermals zu sinken begann; er zog ihn an sich, und langsam, aber sicher schwamm er mit der Geretteten dem Ufer zu. Noch hatte er den festen Boden nicht erreicht, als es im Garten nach verschiedenen Richtungen hin plötzlich lebendig wurde. Das markerschütternde Aufschreien, das Hülferufen des Mädchens war sowohl im indischen Hause wie im Vestibüle des Schlosses gehört worden. Frau Löhn kam durch das Rosengebüsch gestürzt — sie sah noch, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, wie ihre Herrin abermals unterzugehen drohte, und vom Schlosse stürmten die Lakaien her, gerade rechtzeitig, um die Halbbewußtlose an das Land zu ziehen. . . .

27.

Frau Löhn kniete auf dem Rasen und hielt den Oberkörper der jungen Frau in den Armen. Sie weinte und schrie laut, als das Mädchen mit heiserer, gebrochener Stimme den entsetzten Leuten zuflüsterte, was geschehen war. Die Kleine hatte das saubere, weiße Battistschürzchen abgenommen und trocknete sanft das niederrieselnde Wasser von Gesicht und Schultern der Herrin. Diese belebende Berührung und das laute Jammern der Beschließerin gaben der jungen Frau sehr schnell die volle Besinnung zurück. „Still, still, Frau Löhn!“ flüsterte sie sich aufrichtend. „Der Herr darf nicht erschreckt werden.“ . . . Mit einem lieblichen Lächeln reichte sie ihrem Retter herzlich die Hand, dann stellte sie sich mittelst einer energischen Bewegung auf die Füße. Die Bäume schwankten, wie vom starken Winde bewegt, vor ihren Augen, und der Weg zu ihren Füßen nahm eine wunderlich schlängelnde Bewegung an; es war ihr, als wandle sie in greifbarem Nebel, und dennoch ging sie vorwärts, und ihre Hand fuhr erschrocken nach dem Nacken — da hing die Kette noch — das wichtige Document lag nicht im See.

Mit jedem Schritte weiter verlor sich der Schwindel,

der so beängstigend ihren Kopf gefangen gehalten, immer mehr; sie ging hastiger und wandte sich nur dann und wann, den Finger auf die Lippen legend, nach den ihr folgenden Leuten um, wenn ein Laut der Entrüstung ihr Ohr traf.

Im Vestibüle lief die übrige Dienerschaft durcheinander. Man wußte, daß etwas Unerhörtes geschehen sei; aber Keiner konnte sagen, was und wo. Die diensthuenden Lakaien waren aus der Halle verschwunden, und ein fernes, wildes Schreien hatte man in der Küche und in den Gängen auch gehört, der Kutscher des Hofmarschalls aber schwur aufgebracht, er habe Seine Hochwürden keuchend, mit hochgehobenen Armen, wie einen Rasenden über den Kiesplatz stürzen und hinter dem nördlichen Flügel verschwinden sehen. . . . Dazu scholl aus den Gemächern der „gnädigen Frau" unausgesetzt die aufgeregte, zornbebende Stimme des Hofmarschalls, manchmal unterbrochen von einem mahnenden oder auch heftig drohenden Ausruf des jungen Herrn. . . .

Da trat Liane auf die Schwelle und schritt an den erschreckt Zurückweichenden vorüber, das Gesicht blutlos und starr, wie das einer Wachsfigur; von den langen Flechten rieselten die Wasserbäche unaufhörlich

über das silberrauschende Kleid, das sie als rollende Perlen abstieß, und die lange Schleppe zog einen breiten, feuchtglänzenden Streifen über die Steinmosaik des Fußbodens; es machte den Eindruck, als käme „die gespenstige Wasserfrau" direct vom Grunde des Sees, um eine Seele hinab zu holen. . . .

Sie verschwand im Säulengange, und Hanna flog ihr nach in das Ankleidezimmer; dem Mädchen sträubte sich das Haar vor Entsetzen; sie hatte eben noch mit halbem Ohre erfangen, was die hereintretenden Leute den Anderen mittheilten; sie hörte das Stimmengewoge hinter sich in Ausrufen der Wuth, der Erbitterung gipfeln.

In angstvoller Hast kleidete sich die junge Frau um. Sie sprach nicht; aber ihre Zähne schlugen hörbar wie im Fieberfroste zusammen. Durch die Thür des anstoßenden Salons drang die scharfe, schrille Stimme des Hofmarschalls unermüdlich herüber; man konnte jede Silbe verstehen. . . . Er erging sich mit einer wahren Wollust in Schmähungen seiner verstorbenen Brüder und des „Landstreicherlebens," das sie geführt. Er griff in die fernste Vergangenheit zurück, um darzuthun, welch eine lange Kette von Leiden und Anfechtungen er, der *echte* Sohn seiner Väter, der allein

den Nimbus und die Principien des Edelmannes zu bewahren verstanden, um dieser „zwei Hirngestörten“ willen habe erdulden müssen. . . . Jeden drohenden Einwurf Mainau's, jede Zurückweisung in die Schranken der Selbstbeherrschung belachte er verächtlich — was konnte ihm der erzürnte Mann anhaben, der unablässig, in höchster Aufregung das Zimmer durchmaß? Morgen mußte er Schönwerth verlassen, und wenn sie auch Beide gleiche Rechte an die Besitzung hatten, so war doch nach Allem, was die boshafte Zunge des Einen an Beleidigungen gegen den Anderen geschleudert, ein ferneres Zusammentreffen, ja auch nur das Athmen einer und derselben Luft Beiden für alle Zeiten undenkbar geworden. Und daß der Herr Hofmarschall, der Stolz des Hauses Mainau, das Feld nicht räumte, verstand sich von selbst.

Hanna hatte die Flechten ihrer Dame einigermaßen getrocknet und ihr ein schwarzes Hauskleid übergeworfen. Sie erschrak über diesen „Mißgriff in der Eile“ und bebte zurück, so entgeistert, so fahlweiß hob sich das Gesicht mit den bläulichen, krampfhaft zusammengezogenen Lippen von dem tiefen Schwarz.

„Gnädige Frau — nicht hinüber!“ bat sie angstvoll und griff unwillkürlich nach dem Kleide der jungen

Frau, die auf die Salonthür zuſchritt; heiße, zitternde Finger ſchoben die zurückhaltende Hand weg und zeigten nach der Thür, die in den Säulengang mündete. Die Kammerjungfer ging hinaus; ſie hörte, wie hinter ihr der Riegel vorgeſchoben wurde.

„Du wirſt nicht leugnen, daß ſich auch eine tüchtige Doſis dieſes Narrenblutes bereits bei Leo geltend macht. Er nimmt leider, zu meiner Verzweiflung, nur allzu oft jenen ‚genialen Chic' an, der zum Fluch für unſere einſt ſo reſpectable, ehrenfeſte Familie geworden iſt," ſagte drinnen der Hofmarſchall. „Nur eine ſtrenge, vernünftige und gottesfürchtige Erziehung kann da helfen; ich ſage nochmals, nur die großväterliche, nöthigenfalls eiſerne Hand wird ihn retten — und das ſoll geſchehen, ſo wahr ich dereinſt auf einen gnädigen Richter hoffe. Und wenn Du Deine väterlichen Anſprüche von einem Gerichtshof zum andern ſchleppſt, Leo iſt mein! . . . Uebrigens haſt Du ja einen Erſatz — Deinen Adoptivſohn Gabriel! Ha, ha, ha!"

Da wurde der Thürflügel zurückgeſchlagen, und die junge Frau trat in den Salon. Sie ſtand dem in einen Lehnſtuhl hohnlachend zurückgeſunkenen alten Herrn gegenüber.

„Gabriel's Mutter ist todt," sagte sie langsam vorschreitend.

„Mag sie zur Hölle fahren!" schrie der Hofmarschall wie wüthend.

„Sie hatte eine Seele so gut wie Sie, und Gott ist barmherzig," rief Liane. Das Blut kehrte in ihre Wangen zurück. „Sie sind strenggläubig, Herr Hofmarschall, und wissen, daß er ein unbestechlicher Richter ist. . . . Mögen Sie auch in die eine Wagschale den ‚stetsbehaupteten' Nimbus des Edelmannes, die strenge Ausübung der Standespflichten werfen, sie wird dennoch zu leicht befunden. . . . Wo ein Richter zu entscheiden hat, da müssen auch Ankläger sein, und *sie* steht jetzt vor ihm und zeigt auf die Fingermale an ihrem Halse."

Der Hofmarschall hatte sich anfänglich scheinbar galant vorgebeugt und die Sprechende unbeschreiblich malitiös angelächelt. Bei den letzten Worten fiel er zurück; als ihm der Unterkiefer vor sprachlosem Schrecken herabsank und den meist so impertinent zugespitzten Mund weit offen erscheinen ließ, da sah es aus, als berühre ihn die überraschende Hand des Todes. . . . Mainau aber, der bei Lianens Eintreten am entgegengesetzten Ende des Salons gestanden, kam jetzt auf sie

zu; er ſchien kaum gehört zu haben, was ſie geſprochen; er vergaß den verzweifelten Kampf, den er eben um ſein Kind kämpfte, den beiſpielloſen Zorn, der in ihm kochte, über dem Anblicke der Frau, die, ſo ſeltſam verändert an Stimme und Erſcheinung, wieder eingetreten war. . . . Er ſchlang den Arm um ſie und zog ſie näher an das Lampenlicht; er wollte ihr den Kopf in den Nacken biegen, um das Geſicht voll beleuchten zu laſſen, und legte die Hand auf ihren Scheitel — entſetzt fuhr er zurück.

„Was iſt das?“ ſchrie er auf. „Dein Haar trieft von Näſſe. Was iſt mit Dir vorgegangen, Liane? Ich will es wiſſen.“

„Krank iſt die Gnädige!“ rief der Hofmarſchall mit klangloſer Stimme herüber; er ſaß bereits wieder aufrecht und legte mit einer ausdrucksvollen Geberde den Zeigefinger an die Stirn. „Ich ſah es ſofort an ihrer geſpreizten, theatraliſchen Haltung, und ihre letzten Worte beſtätigen vollkommen, daß die Dame an Nervenaffectionen, reſpective Viſionen leidet. Laſſe den Arzt holen!“

Liane wandte die Augen mit einem kalten, verächtlichen Lächeln von ihm weg und ergriff Mainau's Hand. „Du ſollſt Alles erfahren — ſpäter, Raoul.

. . . Ich habe Dir schon heute einmal angedeutet, daß ich Dir Schweres mitzutheilen habe. Die Todte im indischen Hause —"

„Ah, da ist ja wohl die Erscheinung wieder!" lachte der Hofmarschall heiter auf. „Wo haben Sie denn eigentlich das Phantom gesehen, meine Gnädigste?"

„Vor der Thür des rothen Zimmers, Herr Hofmarschall. Ein Mann schlang die Hände um den kleinen Hals der armen Bajadere und drückte ihr die Kehle zu, bis sie für todt auf den Boden niedersank."

„Liane!" rief Mainau in leidenschaftlicher Angst. Er zog sie an sich und zog ihren Kopf beschwichtigend an seine Brust; er glaubte immer noch eher an eine plötzliche Geistesstörung dieses geliebten Wesens, als — an einen Mordversuch in „dem höchst ehrenhaften Schönwerth."

Der Hofmarschall erhob sich in demselben Augenblicke. „Ich gehe — ich kann keinen gehirnkranken Menschen sehen." Er sagte das mit dem ausgesprochensten Abscheu in Stimme und Geberden; aber er vermochte nicht allein zu stehen und griff mit unsicher tastender Hand nach der Armlehne des Stuhles.

„Beruhige Dich, Raoul! Ich werde Dir beweisen,

daß ich nicht ‚gehirnkrank' bin," sagte Liane. Sie wand sich von ihm los und trat dem alten Herrn näher.

Lianens sonst so liebliches Antlitz mit den weichen Zügen erschien wie versteinert in Entschlossenheit und Härte. „Herr Hofmarschall," fuhr sie in ihrer Rede fort, „der Mann verfolgte die schöne Indierin auch Nachts durch die Gärten, um sie dem armen Sterbenden im rothen Zimmer zu rauben; sie mußte sich hinter Schloß und Riegel flüchten vor ihm. — Sieh hin, Raoul," unterbrach sie sich und deutete nach dem Hofmarschalle, der vernichtet in sich zusammengesunken war, „Herr von Mainau will Dir Dein Kind entreißen, unter dem Vorwande, daß der einzige ehrenfeste, unbescholtene Mann der Familie auch nur den einzigen jungen Träger des Namens erziehen dürfe, aber seine Hand hat ein Menschenleben schwer geschädigt, und die Intrigue, durch die Gabriel und seine Mutter verstoßen worden sind, wirft unauslöschliche Flecken auf den ‚Nimbus des Edelmannes.' Du kannst ruhig sein angedrohtes Vorgehen abwarten; Leo wird ihm nie zugesprochen werden."

Hatte sie gemeint, der Schuldige sei unter der Wucht der Anklagen und des so plötzlich aufgerüttelten

Gewissens vollständig zusammengebrochen, so war das ein Irrthum gewesen. Schon bei ihrem Hinweise auf seine geknickte Haltung hatte er sich mittelst eines energischen Ruckes steif aufgerichtet; bei der Anschuldigung bezüglich Gabriel's und seiner Mutter nickte er wiederholt, wie amüsirt, mit dem Kopfe, und jetzt brach er in schallendes Hohngelächter aus.

„Das Tableau meiner Verbrechen ist ja famos zusammengestellt, schöne Frau. . . . Ich sag's ja, diese Weiber mit den rothen Flechten sind Teufel im kühl ausgesonnenen Intriguiren. Tausend noch einmal, was für pikante Sachen! . . . Und das wird theatralisch effectvoll vorgetragen im eilig übergeworfenen schwarzen Trauergewande, das Sie, beiläufig gesagt, blaß und unschön wie ein Gespenst macht —"

„Onkel, kein Wort weiter!" rief Mainau erbittert und zeigte zum ersten Male nach der Thür.

„Schön, schön — ich werde gehen, wenn es mir beliebt. Aber jetzt bin ich der Angegriffene und bin es mir selbst schuldig, Licht in diese Geschichte zu bringen. . . . Was Sie plötzlich so siegesgewiß, so unglaublich herausfordernd mir gegenüber macht, gnädige Frau — ich kann mir's denken. Während wir hier stritten, sind Sie voll leicht verzeihlicher Neugier

hinübergegangen, um das ‚unglückliche Weib' ſterben zu ſehen. Das giebt einen köſtlichen Nervenreiz; das cajolirt den ſchauerbedürftigen diaboliſchen Zug in der weiblichen Natur —"

„Ich bitte Dich, Raoul, thue Nichts, was Du ſpäter bitter bereuen müßteſt!" rief Liane, mit beiden Armen Mainau umſchlingend, der, außer ſich, auf den giftigen Sprecher losſtürzen zu wollen ſchien.

„Der weiblichen Natur," wiederholte der alte Herr hämiſch lächelnd, da Mainau, zornig den Boden ſtampfend, ihm den Rücken zuwandte. „Möglich, daß die gelähmte Zunge der ‚armen Bajadere' im Delirium des Sterbens noch einmal — es ſoll ja dergleichen vorkommen — ſo viel Beweglichkeit zurückerhalten hat, verwirrtes Zeug zu lallen, ſehr möglich ſogar. Aber welcher vernünftige Menſch nimmt dergleichen für baare Münze, oder formulirt gar ſolch' miraculeuſes Zeug zu ehrenkränkenden Anklagen? . . . Meinen Standesgenoſſen, wie ſie auch heißen mögen, dürften Sie mit dieſen allerliebſten Neuigkeiten nicht kommen. Man kennt mich und würde von der zweiten Frau meines Schwiegerſohnes einfach behaupten, daß ſie mit Ränken umzugehen wiſſe."

„Sprich weiter, Liane! Ich fürchte, die Herren

Standesgenoſſen werden Dinge zu hören bekommen, die den Begriff vom angeborenen Adel kläglich zu Schanden machen," ſagte Mainau ſchneidend. „Aber ſprich zu mir! Du hörſt ja, der Herr Hofmarſchall hat mit der Sache nichts zu ſchaffen, mich aber ſpannt ſie auf die Folter."

„Die Frau im indiſchen Hauſe war todt, als ich hinüberkam; über ihre Lippen iſt dreizehn Jahre lang kein verſtändliches Wort mehr gekommen, und ſo iſt ſie auch geſtorben," verſetzte die junge Frau; ſie verſtummte für einen Moment wieder und ſchloß die Augen; ein abermaliger Schwindel überfiel ſie. Sie ſtützte ſich feſt auf die Tiſchplatte und fuhr raſcher fort: „Was ich zu ſagen habe, weiß ich von einem Zeugen, der ſeit Onkel Gisbert's Rückkehr aus Indien in Schönwerth geweſen iſt, einem Zeugen, der nicht faſelt, ſondern genau weiß, daß er das, was er behauptet, nöthigenfalls beſchwören muß." Sie ſprach in der That zu Mainau, als ſei der Mann mit der aufhorchenden, nicht zu unterdrückenden Beſorgniß in den geſpannten Zügen hinausgegangen, und ſie erzählte, wie er ſich, unterſtützt von dem Geiſtlichen, zum Herrn von Schönwerth gemacht, mit welcher raffinirten Grauſamkeit Onkel Gisbert von der Frau ge-

trennt worden war, die er bis zu seinem letzten Athemzuge geliebt hatte. . . . Dazwischen klang spöttisches Kichern oder ein gemurmelter Fluch zu ihr herüber, aber sie ließ sich nicht beirren. Nur als der Name der Löhn zum ersten Male auf ihre Lippen trat, da mußte sie innehalten.

„Die Bestie! Diese Natter!“ unterbrach sie der Hofmarschall in einem Gemische von Wuth und schrillem Auflachen. „Sie ist Ihr Gewährsmann, meine Gnädigste? . . . Sie haben mit dem rohesten, ungeschliffensten Weibe der gesammten Schönwerther Dienerschaft geklatscht und wollen nun darauf hin mich, mich angreifen?“

„Weiter, Liane!“ drängte Mainau mit bleichem Gesichte, „Lasse Dich nicht irre machen! Ich sehe bereits allzu klar.“

„Mögen Sie auch alle diese Behauptungen der Löhn zu entkräften verstehen, weil Sie allerdings mit scharfem Auge selbst über jeden, auch den kleinsten Vorgang in Schönwerth gewacht haben — Eines können Sie nicht bestreiten, denn Sie wissen nicht darum, Sie haben keine Ahnung von dem Geschehenen,“ wandte sich die junge Frau noch einmal an den Hofmarschall selbst, „die Indierin war, trotz Ihrer Wach-

ſamkeit, wenige Tage vor ſeinem Tode noch einmal bei Onkel Gisbert; er iſt geſtorben mit der Ueberzeugung, daß ſie unſchuldig verleumdet worden iſt.“

„Bah, Sie tragen die Farben allzu dick auf, liebe kleine Frau. Sie ſollten wiſſen, daß das jedweder Darſtellung die Grundbedingung, die Glaubwürdigkeit, nimmt,“ verſetzte der alte Herr mit gut geſpielter ſpöttiſcher Nachläſſigkeit; allein ſo erloſchen, ſo gleichſam aus vertrockneter Kehle ſich ringend hatte ſeine Stimme noch nicht geklungen. „Von dieſer rührenden Scene weiß ich allerdings nichts — ſehr begreiflich! Sie wird ſchließlich, wie alles Andere auch, auf die pure nackte Erfindung hinauslaufen. . . . Uebrigens ſehe ich nicht ein, weshalb ich ſo lammgeduldig dieſes nichtswürdige Intriguengeſpinnſt länger anhören ſoll. „Ich bin droben in meinen Appartements jederzeit zu finden für den — Gerichtsdiener, den Sie mir ſo liebenswürdig auf den Hals ſchicken möchten — ha, ha, ha! . . . Gehen Sie jetzt ſchlafen, gnädige Frau! Sie ſind entſetzlich bleich und ſehen aus, als ſtünden Sie nicht feſt auf den Füßen; ja, ja, das Dichten greift an, ſagen die Leute. . . . Gute Nacht, meine ſchöne Feindin!“

„Bitte, Onkel!“ rief Mainau und trat vor die

Thür, auf welche der Hofmarschall sehr eilig zuschritt. „Ich habe Dich mit unerhörter Geduld und Langmuth stundenlang mich und meine Familie verunglimpfen lassen — jetzt fordere ich von Dir, daß Du in meinem Beisein das Ende der Mittheilungen erwarteſt, wenn Du nicht den letzten Reſt von Deiner ‚Cavalierehre' in meinen Augen verlieren willſt."

„Poltron!" ziſchte der Hofmarſchall zwiſchen den Zähnen und warf ſich in den Stuhl zurück.

Die junge Frau erzählte den Vorfall an Onkel Gisbert's Sterbebett. Es war todtenſtill im Zimmer geworden, in dem Moment aber, wo ſie beſchrieb, wie der Sterbende die zwei Siegel mit ſo peinlicher Sorgfalt unter das Geſchriebene gedrückt, da fuhren beide Zuhörer empor.

„Lüge, infame Lüge!" ſchrie der Hofmarſchall.

„Ah!" rief Mainau, als falle plötzlich ein grelles Licht in tiefe Nacht. „Onkel, die Herzogin und ihr Gefolge werden bezeugen müſſen, daß ſie den Siegelring geſehen haben, den Smaragd, von welchem Du beiläufig erzählteſt, er ſei Dir vor Zeugen am 10. September von Onkel Gisbert feierlich übergeben worden. Und jener Zettel, den er auf dieſe Weiſe einigermaßen rechtskräftig zu machen ſuchte, exiſtirt er noch, Liane?"

Die junge Frau nahm ſchweigend, mit bebenden Händen die Kette vom Nacken und legte ſie in ſeine Hand.

Das kleine Schmuckſtück war allerdings wie „zugehämmert;“ keine Spur von Mechanik ließ ſich entdecken. Mainau nahm die ſtarke Klinge eines Taſchenmeſſers und ſchob ſie zwiſchen das Gefüge — ein ſtarker Druck, und der dünne Deckel zerbrach. . . . Läſſig, aber doch ſo glücklich zuſammengebrochen, daß die emporſtehenden Enden die zwei Siegel vor jedweder verwiſchenden Berührung geſchützt hatten, lag ein Zettel in dem ſchmalen Behälter, jedenfalls noch ſo, wie ihn die Indierin von ihren küſſenden Lippen weg hineingelegt hatte.

„Dieſe Abdrücke ſind, noch dazu unter dem Schutze einer ſo klug eingeleiteten Maßregel, für mich eine abſolute Bürgſchaft, ſo gut wie für Dich, Onkel, der Du ſelbſt erklärt haſt, ein ſolcher Abdruck gelte Dir mehr als die eigenhändige Unterſchrift.“

Keine Antwort, kein Laut erfolgte.

„Hier die ſcheinbar defecte Stelle des Steines, ſie tritt klar und ſcharf hervor. Morgen beim Tageslichte, unter der Lupe, werden wir den ſchönen Männerkopf bewundern können. . . . Und hier unten

das Datum, zweimal unterſtrichen: ‚Geſchrieben in Schönwerth am 10. September.‘“

Er legte einen Augenblick in unbeſchreiblicher Bewegung die Hand auf die Augen, dann entfaltete er das Papier. „An mich adreſſirt? an mich?“ rief er erſchüttert. . . . Er trat näher an das Lampenlicht und las den Inhalt mit lauter Stimme.

Der Sterbende erklärte gleich bei Beginn, er ſei in Folge ſeines geiſtigen und körperlichen Gebrochenſeins der Gefangene ſeines Bruders und des Geiſtlichen. Er habe, obgleich in dem Wahne, daß die Indierin treulos ſei, dennoch zu ihren Gunſten teſtiren wollen; allein es ſei Alles geſchehen, ihn zu verhindern; ſelbſt der Arzt ſei beſtochen geweſen und habe ſeine Bitten um eine gerichtliche Commiſſion ſtets als einen im Fieberdelirium ausgeſprochenen Wunſch ignorirt. In ſolchen Momenten ſeien dann Alle befliſſen geweſen, ihm das Vergehen, die moraliſche Geſunkenheit der verſtoßenen Frau und das Strafbare ſeiner früheren Beziehungen zu ihr, in den ſchwärzeſten Farben hinzuſtellen, und er, in ſeiner grenzenloſen Hinfälligkeit und oft bis zum Wahnſinne geängſtigt durch Hallucinationen, habe ſich gefügt. . . . Nun aber wiſſe er, daß man ihn in fluchwürdiger Weiſe

hintergangen habe. Er wisse, daß ihm ein Sohn geboren sei, dessen Existenz man ihm verschwiegen habe. Er wisse ferner, daß sein Bruder das Weib seines Herzens mit glühender Leidenschaft verfolge und ihr jedes, auch das kleinste Erbtheil zu entziehen suche, um die Unglückliche ganz in seine Hand zu bringen. . . . Unter all den Schurken, die ihn in eiserne Ketten geschnürt, sei nicht Einer, der ihm einer mitleidigen Regung fähig schiene; wohl aber erinnere er sich in diesem Augenblicke namenloser Verlassenheit seines jugendlichen Neffen „mit dem tollen, heißen Kopfe, aber großmüthigen Herzen.“ Angesichts des nahenden Todes, der ihn stündlich bedrohe, wende er sich an ihn mit seiner letzten Bitte. Er halte es dabei für seine Pflicht, auszusprechen, daß die Indierin makellos an Ruf und Sitten und nicht, wie man gefabelt, eine Bajadere gewesen sei, als sie sein Eigen geworden. Er erkenne ferner den kleinen Gabriel als seinen Sohn an und beschwöre seinen Neffen, die beiden verfolgten unglücklichen Wesen zu schützen und ihnen zu ihren Rechten zu verhelfen, so zwar, daß ihnen der dritte Theil seiner gesammten Hinterlassenschaft ungeschmälert überantwortet und seinem Kinde der Familienname des Vaters zuerkannt werde. . . . Frau Löhn, die

treue Seele, ſolle dem Neffen, der Sicherheit wegen, perſönlich den Zettel übergeben, deſſen Glaubwürdigkeit er noch in der Weiſe verbürgen wolle, daß er unmittelbar nach geſchehenem Abdrucke des Siegels den Smaragdring in die „ungetreuen" Hände ſeines „entarteten" Bruders lege.

„Schön, ſchön! Der Herr Landſtreicher hat mich ja ſehr ſchmeichelhaft geſchildert — dies der Dank für meine unermüdliche Pflege, die vielen ſchlafloſen Nächte!" ſagte der Hofmarſchall ſich erhebend mit nervös zuckendem Geſichte, während Mainau das Document in ſeine Bruſttaſche ſteckte. „Er iſt eben ein charakterloſer Burſche bis zu ſeinem letzten Athemzuge geweſen, den die zwei lügneriſchen Weiberzungen windelweich gemacht haben. . . . Bah, mich ärgert nur, daß ein Geſchöpf, wie dieſe Löhn, mich dupiren durfte."

Mainau trat von dem Sprechenden weit zurück, mit Oſtentation zeigend, daß nun auch er jede Beziehung zu dem „ehrenfeſteſten, reſpectabelſten Manne der Familie" als gelöſt anſehe.

„Soll ich morgen als Bevollmächtigter Gisbert's von Mainau das" — er drückte die Rechte bezeichnend auf die Bruſttaſche — „vor Gericht niederlegen?"

„Eh, man wird ſich die Sache überlegen. . . . Man hat ja auch ſeine Documente. Es wird ſich herausſtellen, wer ſiegt, ob Du mit dieſem Wiſche, oder die Kirche mit dem Zettel, der im Raritätenkaſten liegt. Der Hofprediger iſt ja auch noch da, ein anderer Zeuge als Frau Löhn, die Beſchließerin! . . . Hm, ich glaube, das famoſe Schriftſtück, das Du ſo zärtlich an Dein Herz genommen, wird Dir mehr Kopfſchmerzen machen, als Du denkſt. . . . Einſtweilen nimm Dich der Dame dort an! Die nichtswürdige Intrigue, die ſie ſo liebevoll und bereitwillig in Scene geſetzt, ſcheint ſie doch ein wenig mitgenommen zu haben.“

Schon während Mainau las, hatten unheimliche Nervenſchauer die junge Frau überrieſelt. Es war ihr, als habe ein blutrother, wallender Nebel das Zimmer erfüllt, der auf- und abfluthend das verſtörte Geſicht des gegenüberſitzenden Hofmarſchalls fratzenhaft verzerre. . . . Nun breitete ſich eine tiefe, eiſige Nacht über ſie hin. Ein halbirres Lächeln erzwingend, ſtreckte ſie beide Hände nach der Richtung aus, wo Mainau ſtand, und brach, von ſeinen Armen aufgefangen, mit einem dumpfen Schrei bewußtlos zuſammen. . . . Fünf Minuten ſpäter brauſte eine Equipage nach der

Stadt, um Aerzte an das Bett der schwer erkrankten Herrin von Schönwerth zu holen.

28.

Es waren liebliche, sonnenglänzende Herbsttage, die über das Schönwerther Thal hinzogen. Der warme, weiche Lufthauch trug schwer an den Düften der Resedabeete und des reifenden Obstes, und der wilde Wein breitete seine wuchtige Purpurfahne über graue Thurmmauern und die majestätischen Säulenbündel der offenen Gänge.

Vor zwei Fenstern im Erdgeschosse des Schlosses hingen zugezogene blaue Vorhänge; ein Fensterflügel stand offen, und das dufterfüllte Nachmittagslüftchen stieß an die schweren Seidenfalten und schob sie wie mit muthwilliger Kinderhand auf einen kurzen Moment auseinander. Dann flog stets ein feuriger Sonnenpfeil durch die blaue Dämmerung drinnen und weckte glitzernde Reflexe in dem rothgoldenen Haargespinnst, das auf der weißen Bettdecke lag. . . . Wochenlang hatten Leben und Tod um den dort ruhenden, jungen, tieferschöpften Frauenleib erbittert gerungen; seit gestern

aber hofften die Aerzte wieder, und jetzt, in dem Augenblicke, wo das Sonnenlicht abermals wie ein zitterndes Goldstäbchen bis auf die sanftathmende Brust hineinschlüpfte, hoben sich die blonden Wimpern, und der erste verständnißvolle Blick brach aus den verschleierten Augen. Er fiel auf den Mann, der zu Füßen des Bettes saß. Das war sein Platz gewesen von der Stunde an, wo er die Bewußtlose auf ihr Schmerzenslager niedergelegt — da hatte er zum ersten Male in seinem bisher so sorgenlosen, dem Genusse hingegebenen Leben alle Stadien jener unbeschreiblichen Seelenangst durchlaufen, die uns am Krankenbette wünschen läßt, selbst zu sterben, weil jeder Nerv in uns unausgesetzt auf der Folter liegt und weil wir meinen, nach dem letzten Herzschlage dort müsse es tiefe, grausige Nacht werden für immer.

„Raoul!" — Wer ihm gesagt hätte, als er in der Rudisdorfer Schloßkirche von diesen Lippen das „Ja" so gleichgültig hingenommen, sie würden ihn binnen Kurzem mit einem einzigen geflüsterten Laut in einen Wonnerausch versetzen! . . . Er zog die schmale Hand an sich und bedeckte sie mit Küssen, dann legte er den Finger auf den Mund. Die Augen irrten mit lächelndem Ausdrucke weiter — wie wurden

sie weit und glänzend! Vom Tische her, den Löffel mit der Medicin sorgsam in der Hand haltend, trat die unschöne Dame mit dem brennendrothen, starren Haare, dem sommersprossenbedeckten Gesichte, an das Bett — ihre Ulrike. Noch in jener furchtbaren Nacht hatte Mainau die Schwester telegraphisch herbeigerufen; sie war seine Stütze, sein Halt geworden, das häßliche Mädchen mit dem besonnenen, willenskräftigen Kopfe und dem Herzen voll zärtlicher, aufopfernder Mutterliebe für sein junges Weib. Keine andere Hand, als die ihre, hatte Liane berühren dürfen. Er hatte damit schwere Opfer an Kraft und Hingebung auch für sich gefordert, und sie waren freudig gebracht worden.

Beide legten mit bittend gehobenen Händen der Kranken Schweigen auf; aber sie lächelte. „Wie geht es meinem Kinde?“ flüsterte sie.

„Leo ist gesund,“ sagte Mainau. „Er schreibt täglich ein halbes Dutzend zärtliche Briefe an die kranke Mama — dort liegen sie aufgestapelt.“

„Und Gabriel?“

„Er wohnt im Schlosse, hat sein Zimmer neben dem Hofmeister, der ihn unterrichtet, und wartet sehnsüchtig auf den Moment, wo er seinem schönen, muthigen Anwalte dankbar die Hand küssen darf.“

Die Augen schlossen sich wieder, und die Kranke fiel in einen tiefen Genesungsschlaf.

Acht Tage später schritt sie an Mainau's Arme zum ersten Male wieder durch ihre Gemächer. Es war der letzte Tag im September, und noch wölbte sich ein krystallblauer Sommerhimmel droben; noch taumelte selten ein angekränkeltes Blatt zur Erde. Die Kronen der hochstämmigen Rosen strotzten in unerschöpflicher Blüthenfülle, und auf den Rasenflächen lag ein jugendgrüner Flaum wie im Frühling. Die Welt draußen strahlte, als könne es nie Nacht, nie Winter werden.

Die junge Frau blieb im Salon, der Glasthür gegenüber, stehen. „Ach, Raoul, es ist doch himmlisch, zu leben, und —"

„Und, Liane?"

„Und zu lieben," sagte sie und schmiegte sich an seine Brust. Fast in demselben Momente schauerte sie aber auch in sich zusammen und horchte mit erschreckten Augen auf ein dumpfrollendes Geräusch draußen.

„Leo fährt mit seinen Ziegenböcken durch die Halle," beschwichtigte Mainau. „Sei unbesorgt, der Fahrstuhl, der Dich in Deinen Fieberphantasien Tag und Nacht verfolgt hat, rollt schon längst nicht mehr

durch das Schönwerther Schloß.“ . . . Es geſchah zum erſten Male, daß er der unſeligen Ereigniſſe wieder gedachte; aber er biß ſich ſofort auf die Lippen. „Ich bin Dir Erklärungen, vor Allem Beruhigung ſchuldig, Liane, und der Arzt hat auch jede Mittheilung erlaubt; aber es iſt mir noch unmöglich, darüber zu ſprechen, ſo wenig, wie ich im Stande bin, den indiſchen Garten zu betreten, wo das Furchtbare geſchehen iſt. Ulrike, unſere weiſe, verſtändige Schweſter, wird Dir im blauen Boudoir Alles ſagen, was Du wiſſen willſt und mußt.“

Nun lag ſie wieder auf dem Ruhebette, und der blauatlaſſene Wolkenhimmel hing über ihr. . . . Was zwiſchen heute und ihrem erſten Eintreten in dieſes kleine, blaue Boudoir lag, es war genug des Schlimmen für ein ganzes langes Frauenleben, und ſie hatte es in wenigen Monaten durchleiden müſſen. Und doch durfte kein Glied in der Kette fehlen, die zwei gleichgültig nebeneinander verharrende Geiſter allmählich entzündet und ſchließlich ſo raſch zuſammengeführt hatte. . . . Noch ſah ſie nicht muthig und innerlich befreit auf das Ueberwundene zurück; ſie wußte ja nicht, was nach jenem Augenblicke gekommen war, wo ſie zuſammenbrechend den Hofmarſchall in all' ſeiner

Impertinenz, seinem ungebrochenen Uebermuthe drohend und hohnlächelnd vor Mainau hatte stehen sehen. Dieses Bild war ihr in der Seele haften geblieben, und wie der unverwüstliche Jasminduft von Zeit zu Zeit, als schüttle ihn die Geisterhand der vorüberschwebenden, „aus Spitzen gewobenen Seele" höhnisch aus den Atlasfalten der Wände, sie unheimlich anhauchte, so traten die furchterweckenden Gestalten vor sie hin und ließen sie nicht ruhig werden. . . . Ulrike saß neben ihr. Frau Löhn trat eben ein und brachte ein Körbchen voll Trauben, welche Mainau für die Damen abgeschnitten hatte. „Von dem Spalier, das dem Herrn Hofmarschall allein gehörte," sagte sie. „Es sind die besten Trauben im ganzen Garten; die schönsten schickte er immer der Frau Herzogin, und die anderen wurden für theueres Geld — verkauft, nicht einmal der kleine Baron Leo kriegte eine Beere."

Mainau hatte sie offenbar instruirt; sie erwähnte — was bisher streng verboten gewesen war — so sicher die früheren Verhältnisse.

„Wann hat der alte Herr Schönwerth verlassen?" fragte Liane unumwunden.

„Gleich am anderen Morgen, gnädige Frau. Er kam in der Nacht vom Säulengange her, und war so

böſe und biſſig, wie ich ihn mein Lebtage nicht geſehen — na, ich wußte ja, wo ihn der Schuh drückte. Wir ſtanden noch Alle in der Halle. ‚Na, was ſteht Ihr da und gafft und horcht? Und gleich die ganze Geſellſchaft beieinander? Geh' hinauf zum Herrn Hofprediger!‘ ſagte er zu dem Anton: ‚ich laſſe ihn dringend bitten, in mein Schlafzimmer zu kommen.‘ Der Anton ſtand da wie ein Geiſt, und alle Anderen machten ſich aus dem Staube. ‚Na, was wird's?‘ fuhr er den Burſchen an, und da ſagte ihm der, was geſchehen war, und daß er den Herrn Hofprediger nicht holen könne, weil er auf und davon ſei. Ich ſtand hinter der Treppe — den Anblick vergeſſ' ich in meinem ganzen Leben nicht. . . . Der Anton mußte ihn die Treppe hinaufführen. In's Bett iſt er nicht gekommen; er hat die ganze Nacht gepackt; nur ein paarmal iſt er 'nübergegangen und hat die Thüre aufgemacht und in die dunkle Stube geguckt und hat gemeint, der mit dem geſchorenen Kopfe müſſe abſolut d'rin ſein. . . . Am andern Morgen, punkt ſieben Uhr, fuhr er zum Schloßthore 'naus.“

„Er iſt ein ganz erbärmliches Subject, dieſer Herr Hofmarſchall,“ ſagte Ulrike, während Frau Löhn einen Theil der Trauben auf den Kiesplatz hinaustrug, wo

Leo noch mit ſeinen Ziegenböcken auf- und abfuhr. Gabriel war der Inſaſſe des Wagens. Von ſeinem Enkel hat er keinen Abſchied genommen; er muß ihn geradezu vergeſſen haben. . . . Er hat nach wenigen Tagen nur inſofern ein Lebenszeichen gegeben, als er durch ſeinen Anwalt den dritten Theil von Onkel Gisbert's Hinterlaſſenſchaft reclamiren ließ. . . . Schönwerth wird verkauft werden. Mainau will dieſe Beſitzung nie wieder betreten, wenn er ſie einmal im Rücken hat. Schon ein Aufblinken des Teiches von ferne verſetzt ihn in eine unbeſchreibliche Aufregung, . . . Nach Franken geht er aber vorläufig nicht, ſpäter allerdings, denn er will ſeine Güter, ſo viel wie möglich, ſelbſt beaufſichtigen. . . . Weißt Du, Herzchen, wo Dir diesmal der Weihnachtsbaum brennen wird? Im weißen Saale zu Rudisdorf, auf der Stelle, wo Papa uns immer beſcheerte. Mainau hat von den Gläubigern Schloß und Park auf Jahre hinaus gemiethet; dort ſollſt Du völlig geneſen. Ich gehe vor Euch zurück, um Alles einzurichten; die neuen Möbel ſind bereits beſtellt. Ma,nus ſchreibt mir, die alte Lene renne wie toll vor Freude im Schloſſe umher, und juble, daß die ſchöne, ‚vornehme' Zeit wiederkomme. . . . Mama werden wir freilich nicht in

unſerer Mitte haben. Sie iſt ebenſo glücklich wie Lene, aber darüber, daß ihr Mainau die Wahl gelaſſen hat zwiſchen Rudisdorf und einem andauernden Aufenthalte in Dresden, den er beſtreiten will. Selbſtverſtändlich iſt ſie nicht einen Augenblick im Zweifel geweſen und wird nur noch ſo lange in Rudisdorf verbleiben, um Dich und Deinen Mann anſtändiger Weiſe zu begrüßen, dann geht endlich, wie ſie mir ſchreibt, ein Strahl der Lebensſonne für eine einſame, unverdient leidende Frau auf — das ſind eben Anſichtsſachen, Kind. . . . Frau Löhn geht mit uns. Mainau will ſie ſtets in Deiner Nähe wiſſen, weil ſie ſo goldtreu iſt. Er möchte ſie auch noch nicht von Gabriel trennen, der noch einige Zeit den vortrefflichen Unterricht des Hofmeiſters genießen, dann aber als junger Herr von Mainau behufs ſeiner künſtleriſchen Ausbildung nach Düſſeldorf gehen ſoll. Dein Retter aber, der Jäger Dammer iſt wohlbeſtallter Förſter in Wolkershauſen geworden und wird ſchon in zwei Monaten ſeine kleine, tapfere Förſterin heimführen. . . . Das wäre ſo ziemlich Alles, was ich Dir auf Wunſch Deines Herrn und Gemahls mitzutheilen habe; er ſchmeichelt ſich, es ſei Alles auf dieſe Weiſe nach Deinem Sinne eingerichtet. . . . Sieh, liebes Herz, ich

gehöre nicht zu den überſchwänglichen Seelen, aber mir iſt es ſtets, als müſſe ich eine Dankeshymne anſtimmen, wenn ich ſehe, wie mein Liebling geliebt wird. Und was meinſt Du denn dazu, daß ich, Ulrike, Gräfin von Trachenberg, in eigener Perſon das große Wirthſchaftsgebäude in Rudisdorf von den Gläubigern gemiethet habe, um eine ausgedehnte Blumenfabrik zu errichten? Mainau billigt meinen Entſchluß vollkommen; er giebt mir — ſelbſtverſtändlich leihweiſe — das Einrichtungscapital und hofft zuverſichtlich mit mir, daß es mir glücken wird, durch Thätigkeit und Arbeit allmählich etwas von Dem wieder frei zu machen, was Uebermuth und Verſchwendung in die Haft der Sequeſtration gebracht haben. Gott gebe mir Kraft dazu!"

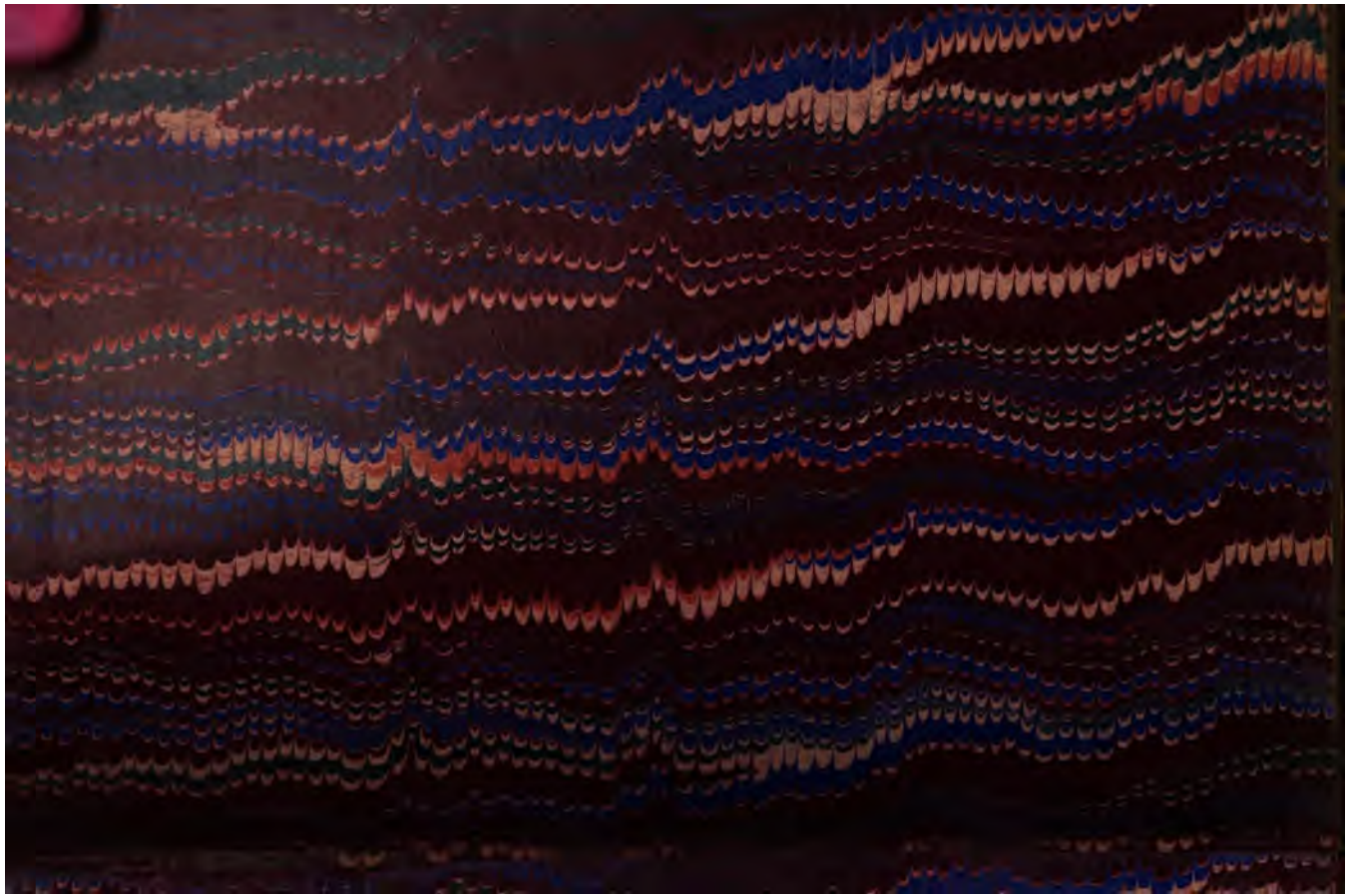
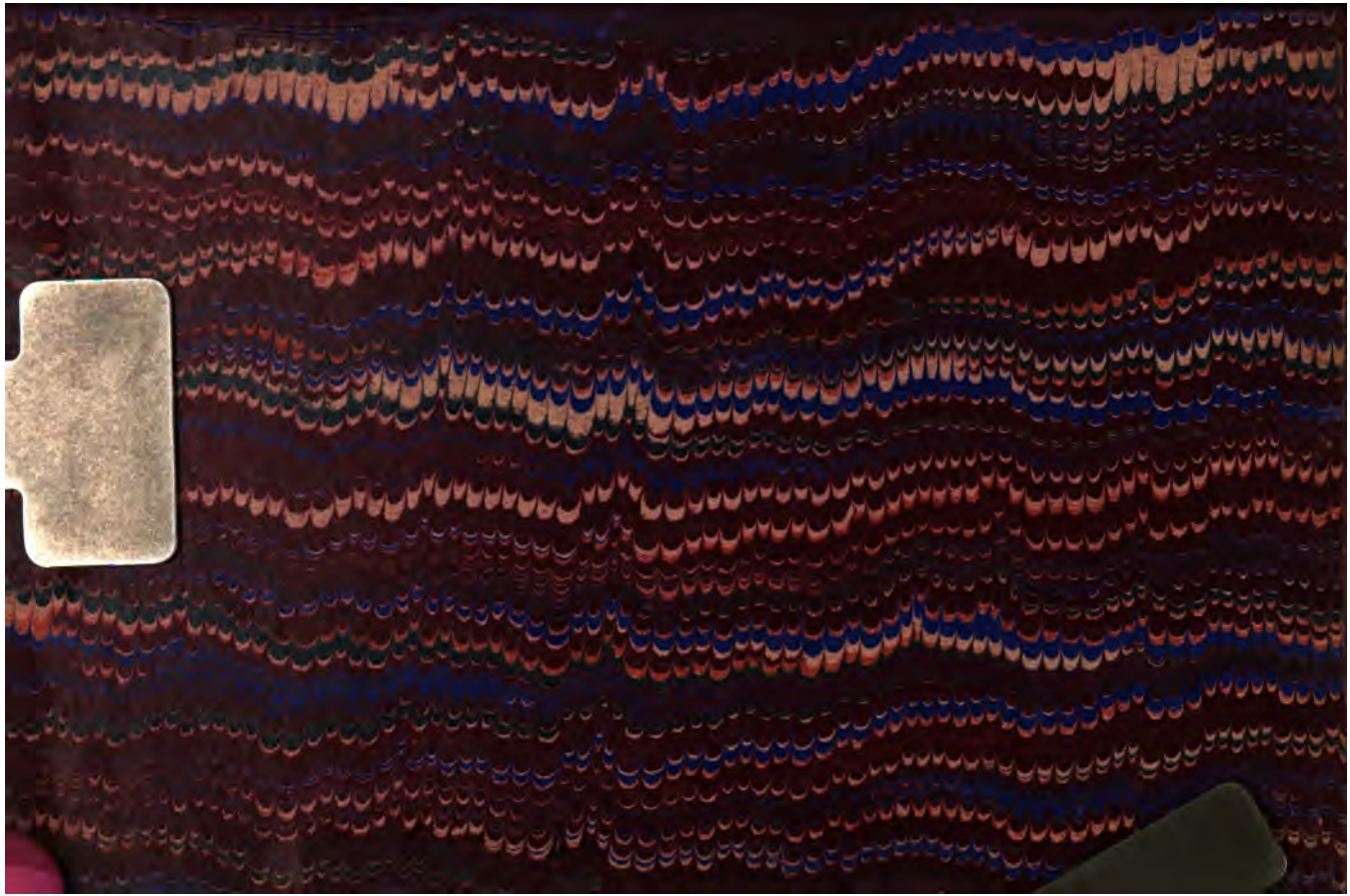
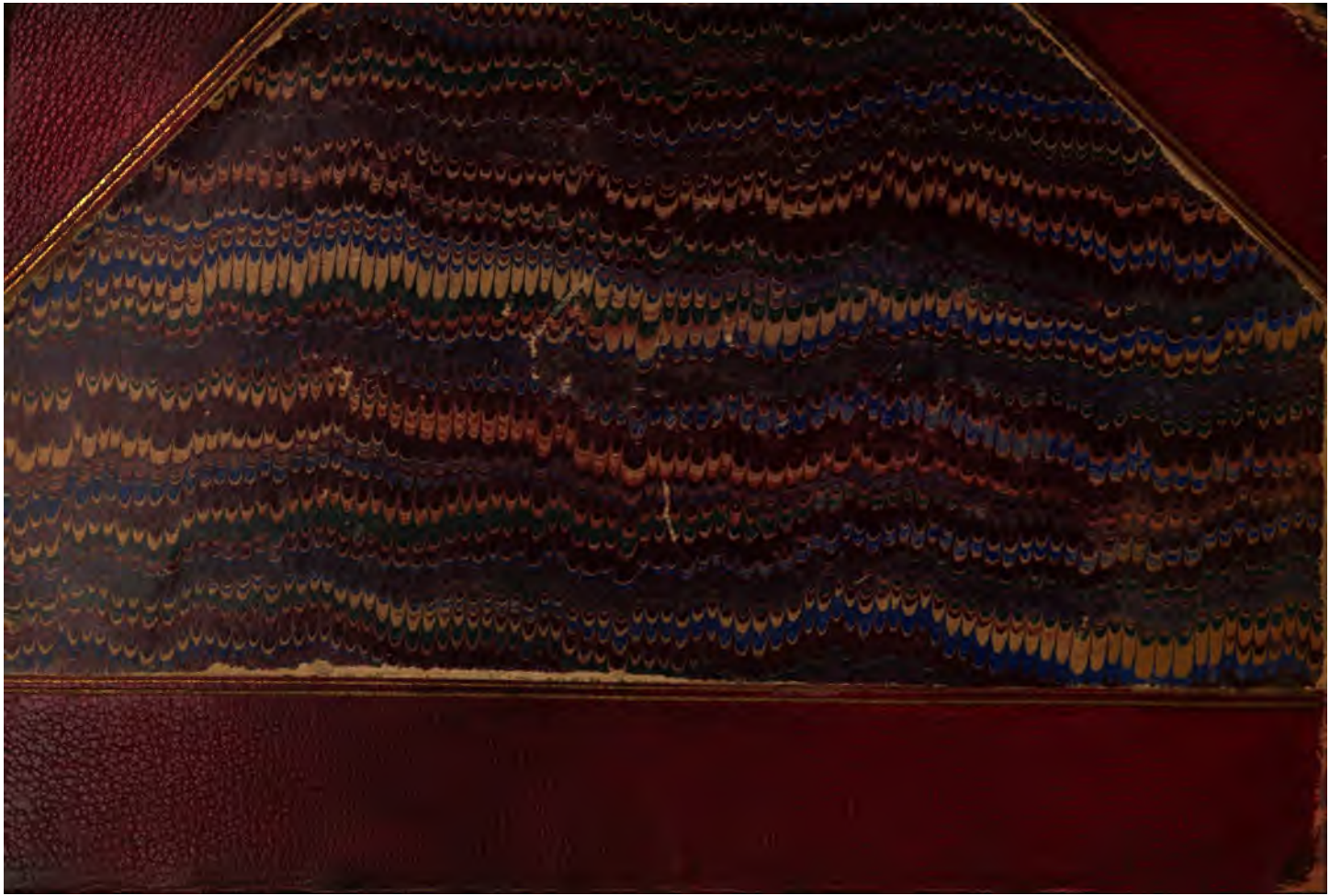
Sie ſchwieg, während die junge Frau, die verſchränkten Hände auf die Bruſt gedrückt, mit geſchloſſenen Augen und einem entzückten Lächeln da lag, kaum athmend, als könne ein einziger Hauch alle dieſe lieblichen Gebilde der Zukunft verwehen; nur ein dunkler Schatten flog darüber hin. „Der Schwarze, Ulrike!" fuhr ſie empor.

„Er iſt ſpurlos verſchwunden," verſetzte die Schweſter. „Man glaubt allgemein, daß er ſich unter klöſterlichen Schutz geflüchtet hat. Er kann Dir nichts mehr an-

haben; ſei ruhig! In die Oeffentlichkeit darf er ſich nie wieder wagen; der Vorfall macht ein derartiges Aufſehen, und die geſammte proteſtantiſche Bevölkerung iſt ſo aufgebracht, daß ſelbſt ſeine Beſchützerin, die Herzogin, es für nöthig gefunden hat, ſich für längere Zeit nach Meran ‚zur Heilung ihrer angegriffenen Bruſt' zurückzuziehen —"

Mainau trat ein. Die beiden Knaben folgten ihm.

„Raoul, wie ſoll ich Dir danken?" rief die junge Frau.

Er lachte und ſetzte ſich neben ſie. „Du mir danken? Lächerlich! Ich habe mir als rechtſchaffener, unverbeſſerlicher Egoiſt Alles wohlüberlegt zu einer glücklichen Zukunft eingefädelt; daß es aber auch ſo himmliſch ſchön wird, wie ich mir träume, das liegt allein in den Händen meiner — zweiten Frau."

Druck von Graichen & Riehl in Leipzig.